

Goldwin Smith

The Grange.

Wanderjahre

in

Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Dritter Band.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1875.

Siciliana.

Wanderungen in Neapel und Sicilien

von

Ferdinand Gregorovius.

Vierte Auflage.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1875.

An

Herrn Franz Sabatier

in Florenz.

Sie haben, mein verehrter Freund Sabatier, diese früher zerstreuten Schriften der Ehre gewürdigt, Sie selbst auf Ihren wissenschaftlichen Reisen in Sicilien zu begleiten; Sie wünschten, daß ich sie gesammelt herausgebe, und ich sende sie Ihnen jetzt in einer bequemeren Form zurück. Mögen Sie darin immerhin den frommen Wunsch erkennen, vergangenen Tagen in Rom, und in Florenz eine Erinnerung unter uns zu stiften: vor allem aber ist es meine Hoffnung, daß diese kleineren Arbeiten Ihrem umfassenden Werk über Sicilien als Boten nur um ein kurzes vorangehen werden. Ihre langen und gründlichen Studien

über jene paradiesische Insel (ich bewunderte sie in Ihren Materialien) machen alle Ihre Freunde Ihr Werk mit Ungeduld erwarten.

Lassen Sie sich durch meine Kühnheit, oder meine Mängel ermuntern. Indem Sie in diesem anspruchslosen Buche finden, wie so gar wenig dessen sei, was ich von dem Reichtum der Welt Siciliens aufgesammelt, oder wie viel dessen, was ich nicht gewußt, und nicht gesagt habe, so wird Sie die unwillige Begierde ergreifen, ein vollkommenes Gemälde des schönsten aller Länder zu vollenden, welches Sie so genau durchforscht haben.

Als ich jene Studien niederschrieb (sie datiren meist aus den Jahren 1854 und 1855) ahnte ich nicht, wie bald jene Provinzen der Schauplatz einer neuen Umwälzung werden sollten. Seit Jahren haben wir für die Erlösung Neapels und Siciliens

aus dem Regiment eines blinden und unfruchtbaren Despotismus, welcher nun — dies ist das naturgemäße Schicksal solcher Herrschaft — vor den staunenden Augen der Welt in einem fast beispiellosen Verrat untergeht, dieselben Wünsche gehegt. Sie waren der zufällige Augenzeuge der ersten Erhebung Palermo's im April dieses Jahrs: sie unterbrach die Fortsetzung Ihrer friedlichen Arbeit, und zwang Sie, abzureisen. Ich fand Sie im Juni nicht mehr in Florenz, aber ich konnte noch unsern gemeinschaftlichen sicilianischen Freunden die Hand reichen, als sie nach einem zwölfjährigen Exil auf das Schiff eilten, ihre blutende Heimat wieder zu betreten.

Soll ich Ihnen sagen, wie schwer es mir wurde, Italien, den Schauplatz so ernster Ereignisse, zu verlassen, in einer Zeit, aus deren unmittelbarer Anschauung ich auch für die Geschichte der Stadt Rom

im Mittelalter so viel Belehrung ziehen durfte? Indeß Sie wissen, nach langen Jahren, die ich in Rom meinen Studien widmete, trieb mich die Sehnsucht in mein Vaterland; ich habe die teure Heimat wiedergesehen, und ich darf sie ruhiger verlassen, um an meine römische Arbeit zurückzukehren.

Sie lieben Deutschland und seine Cultur; Sie zeigten dies eben wieder durch Ihre gewandte Uebersetzung des Schiller'schen Wilhelm Tell; und ich sah wenige Franzosen, welche gleich Ihnen so tief eingeweiht in deutsches Wesen, und der deutschen Sprache so völlig mächtig wären. Wie Sie die Neugestaltung Italiens ersehnen, so fühlen Sie auch das tiefe Bedürfniß meines Vaterlandes, die unheilvolle Zerspaltung, die schlimme Erbschaft des Mittelalters und der jüngeren politischen Künste, auszutilgen. Könnte ich Ihnen nur sagen, daß ich meine Heimat dem

schönsten Ziele wirklich nahe gerückt wieder fand! Doch, teurer Freund, unsere glückliche deutsche Zeit ist noch nicht gekommen. Wir freilich fühlen alle, daß sie kommen wird und muß, aber mein Vaterland wird seine Einheit nicht auf jenen Wegen suchen, welche einzuschlagen Machiavelli seinem „Fürsten" geraten hat.

Weder Sie noch ich schwärmen für eine absolute, alles nivellirende unità Italiana; ich glaube, daß ebenso wenig Sie, wie ich, manche der Mittel gutheißen, welche in Italien angewendet werden, ein nationales und edles Ziel zu erreichen; aber ich begrüße mit Ihnen froh den Fortschritt zur Freiheit, Unabhängigkeit und Einheit, welchen dieses Land macht, mit dem uns nicht die gewöhnlichen ästhetischen Sympathien, sondern viele Fäden moralischer und praktischer Natur verbinden. Ja, ich ersehne die Zeit der Re-

organisation Italiens als eine glückliche Epoche der verjüngten Geschichte, des gesundeten Völkerlebens, der neu belebten Cultur, und als einen großen Sieg der Menschheit überhaupt.

Wird dieser Sieg, an dem die Jahrhunderte verzweifelt haben, jetzt erfochten werden? Sollen diejenigen Recht behalten, welche mit den Annalen Italiens in der Hand darthun, daß die heutige Bewegung nur eine von jenen sei, die seit der Epoche der Langobarden sich so oft wiederholten, und immer mißglückten? Ich will, teurer Freund, das fatale Buch der italienischen Geschichte gerne von mir werfen, und hoffen, daß eine neuere und intensivere Zeit den Bann alter Verhältnisse zersprengen könne; ich will hoffen, daß der innere Feind Italiens, die Parteiwut, oder die excentrische Ueberstürzung, und daß sein äußerer Feind, die Politik der Mächte, dieses edle Land in das alte

Elend nicht mehr werde zurückstoßen dürfen. Als eine italienische Provinz Italien entzogen ward, sank freilich meine Hoffnung, und ich sah den tragischen Schatten wieder aufsteigen, welchen derjenige fürchten muß, der die unselige Consequenz der Geschicke dieses Volkes kennt, für das Homer die fatale Fabel von der Scylla und Charybdis erfunden zu haben scheint.

Möchten Sie mir sagen können, daß ich, zu tief in das Studium italienischer Jahrhunderte vergraben, ohne Not auf die Gegenwart übertrage, was der Vergangenheit angehört. Ihre Ruinen stehen noch, und bedrücken die moralische Welt. Nächst meinem Vaterlande verehre ich diese italienische Erde mit der wärmsten Liebe, und mein Schmerz wäre groß, sollte der jetzige nationale Aufschwung auch nur eine moralische Fata Morgana sein, wie solche unser in der Irre wanderndes Menschengeschlecht zu täuschen pflegt.

Ich hoffe eine glückliche Stunde des Wiedersehens mit Ihnen und den Freunden zu feiern. Ich grüße Sie in der frohen Aussicht, auf Ihrer Villa, dem reizenden Sitz der Musen des Gesanges, der Malerei und der Wissenschaft, bald einige Tage zu verleben, und ich datire diesen Brief an Sie voll Freude aus meinem deutschen Vaterlande, und aus einer der altertümlichsten und schönsten Städte des Nordens.

Danzig, im August 1860.

Inhalt.



Neapel.



1.

Seit der Revolution von 1848 ist Rom noch stiller geworden, als es schon seinem Charakter nach immer sein mußte; Freude und Lebenslust sind aus dem Volke gewichen; der Vermögende hält sich ruhig daheim; die arbeitende Klasse ist gedrückt. Immer seltener werden die Volksfeste; der Carneval verfällt, selbst die sonst so heitere Octoberfeier, welche die Menge vor die Tore in's Freie trieb und beim Becher und Saltarello fröhlich sein ließ, ist fast hingeschwunden. Rom ist eine große Ruine der Civilisation, durch welche nur Prozessionen von Mönchen und Geistlichen einherziehen, und die nur vom dumpfen Klang der Glocken und geistlicher Musik belebt wird. Alles Lebendige scheint dort von der Curie, den Cardinälen, den Priestern und Mönchen allein auszugehen. Das Volk verhält sich nur anschauend. Es handelt nicht, es arbeitet nicht, es betrachtet. Betrachtung ist hier alles; gleichviel ob ihr Gegenstand die römische Ruine sei, oder die Gallerie des Vatican, oder eine Function in Sanct Peter

und in der Sixtinischen Kapelle, wo der Papst und die Cardinäle in ruhender Stellung sich immer gleich zu einem fertigen Bilde gruppiren, welches man so betrachtet, als wäre es bereits auf die Leinwand getragen. Selbst auf dem Corso, wo der Römer Mittags und Abends gravitätisch einhergeht, bewegt er sich nicht um sich zu bewegen, er findet sich dort ein, um die schönen Frauen zu bewundern, die in Karossen auf- und abrollen. Man sieht an einzelnen Stellen des Corso Gruppen versammelt, die sich dort aufgestellt haben, um die vorüberfahrenden Damen ruhig zu betrachten.

Nun Neapel. Diese fieberhafte Erregung der Lebensthätigkeit, dieses allgemeine Mit- und Ineinanderhandeln des gesammten Volkes ist ganz erstaunlich. Die Stadt scheint in fortdauernder Revolution; nichts bleibt, alles fließt, strömt von Lebensflut. Gleich groß das Gewühl am Hafen, gleich groß auf den Quais, auf den Märkten, auf dem Toledo, und glaubt man sich aus ihm auf Capodimonte, auf den Vomero, auf den Posilip gerettet zu haben, so gerät man in ein neues Chaos strömender Menschenverwirrung. Man hat hier keine Zeit und keinen Raum. Man kann nicht betrachten; wo man auch sei, überall sind die Sinne in beständigem Verteidigungskrieg. Selbst die stralenden Lichter des Meers und der Küsten machen unruhig; sie blenden das Auge und regen die Phantasie auf; selbst nicht in tiefster Nacht hat das Ohr vor dem Lärm der Stimmen und dem Rollen der Wagen Ruhe.

Ich war zum Castell Sant Elmo, nach dem Kloster San Martino hinaufgegangen. Der fürstliche Bau

der Benedictiner, der kaum seines Gleichen weder an luxuriöser Pracht noch an Lage haben mag, prangt hoch über Neapel auf dem Vomero, wo er eine überwältigende Aussicht auf den ungeheuren Golf, seine Inseln und die vom Posilip bis unter den Vesuv hin sich ausbreitende Stadt darbietet. Hier dachte ich das schweigende Neapel ruhig zu betrachten. Aber selbst bis zu dieser Höhe stieg das Brausen der Stadt empor, vernehmlich wie eine nimmer ruhende Brandung; es schien, als kämpfte das Volk dort unten mit wildem Getöse eine Revolution durch. Fragt man sich, weshalb und was denn eigentlich diese Tausende von Stimmen unablässig auszurufen haben, so muß man sich endlich sagen: nichts weiter als Genuß: sie bieten alle nichts als Genüsse aus. Ein neben mir stehender Benedictiner versicherte mich, daß er aus diesem dumpf brausenden Gewoge von Stimmen mit Entschiedenheit einzelne Worte fruchtausgellender Weiber heraushöre. Und was bieten sie nicht aus? Was schaffte diese gesegnete Erde oder industrieller Menschenwitz, was dort nicht seinen Ausruf fände, vom Thunfisch im Wasser, vom Pfirsich auf dem Baum bis zum Pulcinella auf der Straße, und dem hölzernen Heiligen, der eben fertig aus der Werkstätte kam. Nur das schöne Mädchen wird nicht ausgeschrieen; der bleiche Ruffiano wankt den Toledo entlang und zischelt im Vorüberschleichen, wie die Schlange der Verführung: una ragazza, fresca, bella, bellissima, di tredici anni.

Ich stand lange auf der Balustrade in San Martino und horchte nach Neapel hinab. Wenn dieses Volk, so dachte ich, schon in der alltäglichen Regung seiner

Thätigkeit, in dem ganz gewöhnlichen Tact seiner Lebensempfindung die Lüfte mit solchem Schall erfüllt, wie erst muß es tosen, wenn es im Schmerz und in Wut aufschreit, wenn diese Tausende von Lazzaroni im Straßenkampf lärmen oder nach Beute schreien — wie sie es nach dem 15. Mai 1848 gethan haben, als sie schaarenweise hinter dem Wagen des Königs Ferdinand herliefen und Plünderungsfreiheit begehrten.

Doch alles bewegt sich hier fröhlich, friedlich und selbst in der buntesten Unordnung dennoch geordnet. Einzelne wie ganze Klassen, ob sie sich tausendfach durchkreuzen, gehen wie die Ameisen in ihrem Staat in gewohnten Richtungen, auf bekannten Geleisen. Das ungeheure Leben circulirt hier wie das Blut; uns scheint dieser Pulsschlag bis zur wahnsinnigen Aufregung fieberhaft, und doch ist er normal und geregelt.

Die Revolution wie die moralische Niederlage der jüngsten Jahre ist an Neapel spurlos vorübergegangen. Das Leben hat ihre Erscheinung hinweggeflutet, und kaum wüßte man von ihr, wenn man nicht von Wolmeinenden gewarnt würde, in Reden vorsichtig zu sein und die Spione zu scheuen, die allerorten umherwandern, und wenn man nicht zufällig einige verwüstete Häuser und Paläste bemerkte, namentlich auf Medina und Monte Oliveto, wo die Kanonen des Castello nuovo schonungslos gefeuert haben. Nun ist dem Fremden auch unverwehrt, spitzen Hut und spitzen Bart zu tragen, seitdem die französische Gesandtschaft für einen Schimpf Genugthuung verlangt hat, der einem französischen Untertan in Neapel widerfuhr. Die Polizei hatte ihn auf

der Straße aufgegriffen und ohne weitere Umstände in eine Barbierstube gebracht, wo ihm von Staats wegen der Bart abrasirt wurde. Neapolitanischen jungen Leuten begegnet es, daß sie das Verbrechen eines revolutionären Hutes und Barts in irgend einem Verbannungsort, einer Insel oder einem Castell, abbüßen, wie ein Staatsgefangener selbst in Puzzuoli mir erzählte.

Man merkt keine Verstimmung, denn diese elysische Natur ist ja niemals verstimmt; man sieht nirgend ein düsteres, nachdenkliches Antlitz, denn dieser lachende Himmel ist eitel Seligkeit. Tausend Barken tummeln sich nach wie vor im Hafen, tausend Karossen jagen über die Chiaja, Santa Lucia wimmelt von Austern- und Maccaroniessern, auf dem Molo geigt und harft es nach Herzenslust; alle Theater spielen, das Blut des heiligen Gennaro fließt noch wie sonst, keine Bombe hat den kleinen Pulcinell in die Luft gesprengt, und die Villa Reale ist voll von Fremden, welche Geld ausstreuen. Dies Volk lebt nur für den Augenblick. Es ist im innersten Wesen unpolitisch, untragisch und jener männlichen Leidenschaft baar, ohne welche das geschichtliche Thun nicht denkbar ist. So lange Neapel steht, waren seine Herrscher Fremde, Byzantiner, Normannen, Schwaben, Anjous, Spanier, Bourbonen, Joachim Murat. Ein unnationales, charakterloses Volk nimmt jeden Herrscher hin; und noch heute ist es in Neapel höchst ergötzlich, die Münzen mit dem Kopfe Murats friedlich neben denen mit dem Kopfe Ferdinands coursiren zu sehen.

Aufgeklärte und denkende Männer, welche aus diesem Volkscharakter kein Hehl machen, sind ratlos. Ich fuhr

in einer Nacht von Portici nach Neapel zurück. Unterwegs gesellte sich in meinen Wagen ein Arzt zu mir, ein kräftig blühender Mann, lebhaften Geistes, wolgebildet. Er sondirte meine Gesinnung, dann sprach er rückhaltslos seine Ansichten über die gegenwärtige Lage Neapels aus. Sie waren so scharf, wie ich nicht erwartet hatte, daß sie vor einem Unbekannten würden ausgesprochen werden. Die Italiener politisiren leidenschaftlich gern mit Fremden und sind dann grenzenlos offen. Jener Mann hatte einige Verfolgungen erlitten, weil er mit Poerio obenhin bekannt gewesen war. Ich unterbrach unser Gespräch, indem ich auf die zahllosen Ampeln deutete, welche man eines Festes wegen auf der Marinella angezündet hatte. Wie märchenhaft schön, rief ich aus, ist dieser Anblick vereint mit jenem Lichterkranz um den Hafen! Ja, sagte mein Begleiter, es ist leider zu schön. Seht, das ist unser Volk. Sie tanzen um jeden Despoten, wenn er ihnen nur ein Kinderspielzeug, ein Licht, eine bunte Ampel vor die Augen hält. Kann diese geblendete Masse einen ernsten Gedanken haben?

Sie sind erbittert, aber sie lachen. Und wol nirgend auf der Welt läßt sich Despotismus leichter ertragen als in Neapel, denn diese unerschöpflichen Schätze der Natur sind nicht zu zerrütten, dieser Boden ist nicht auszusaugen, dieser Himmel macht alle Lebensthätigkeit öffentlich und läßt der Sitte eine fast schrankenlose Freiheit. Die Natur gleicht hier alles aus, sie ist nirgend demokratischer als in Neapel. Wer kann diese Magna Charta der Freiheit je vernichten? Es war mir für

das Wesen Neapels folgende Erscheinung immer charakteristisch: um die Mittagszeit liegen im Porticus einer glänzenden Kirche, des Doms San Francesco di Paola, im Angesicht des königlichen Schlosses, hundert und hundert Lazzaroni schlafend ausgestreckt, in unschönen Gruppen, mit zerrissenen Wämmsern, diese Säulenhalle keineswegs verzierend. Ich dachte dabei an jene Lazzaroni des alten Roms, die wol auch so in den Säulenhallen des Pompejus und des Augustus Siesta hielten, nur hatten sie Getreidemarken in der Tasche, und diese haben keine. In jeder andern Residenz Europas würde die Polizei solche Schläfer von den Stufen des Doms und aus dem Angesicht des Schlosses hinweggefegt haben. Hier schlafen sie den ruhigsten Schlaf, und vor ihnen schreiten, wie vor einer selbstverständlichen und ganz natürlichen Erscheinung, die Wachen, welche an den beiden Reiterstatuen Karls III. und Ferdinands I. schildern, achtlos auf und ab.

Diese Piazza Reale, so nahe am Meer und doch nicht frei genug gelegen, da vorgebaute Paläste den Blick in die See sehr beschränken, köstlich gepflastert, daß sie einem Tanzsaale gleicht, von eleganten Gebäuden eingefaßt, ist für den neapolitanischen Staat sehr bezeichnend. Hat doch der König, der Hof, die Staatsgewalt hier den Sitz aufgeschlagen, und scheint es doch, als blicke man hier nicht in das Herz Neapels (das ist der Hafen), aber wol in das Centralorgan seiner denkenden und leitenden Thätigkeit. Hier fällt denn der Charakter völliger Ungeschichtlichkeit, modernster Nüchternheit

und Wesenlosigkeit auf, so in dem schönen königlichen Schlosse mit seiner glatten Façade, deren rötliche und graue Wandfläche, deren ermüdende Symmetrie eine matte und nüchterne Wirkung hervorbringt, so in den beiden ganz gleichen Seitenpalästen, so endlich in jenem Dom des heiligen Francesco di Paola, einem Abbild des Pantheon zu Rom, welches bei innerer Unselbständigkeit nur in der Art einer geistlosen Copie zu wirken im Stande ist. Selbst die beiden bronzenen Reiterstatuen Karls III., des Gründers der gegenwärtigen Dynastie, und Ferdinands I., Werke des Canova und des Antonio Cali, munter hellgrün in ihrer Farbe, glatt und leicht in ihren Formen, haben gar nicht den Charakter des geschichtlich Monumentalen, sondern nur den des zufällig Verzierenden. Und so ist überall hier der Geist des Gegenwärtigen, Modernen und einer flachen Heiterkeit verbreitet. Das königliche Schloß würde, ohne daß sein Charakter sich dagegen sträubte, als großes Gartenschloß und Villa in einen grünen Park sich verpflanzen lassen und das sein können, was Caserta oder das Schloß von Capodimonte ist, dem es ziemlich ähnlich sieht. Auch dies ist für dasselbe ganz wesentlich, daß San Carlo, das berühmte Theater, ja das größte aller Theater, mit ihm verbunden einen seiner Flügel vorstellt. Die Musen der Oper und des Ballets wohnen unter einem Dach mit dem Oberhaupt des Staats, und in einem Seitenhof, in welchen man von der Straße aus hinunterblickt, exerciren jeden Morgen Schweizer, von Kopf bis zu Fuß in nüchtern blaugraue Leinwand gekleidet, die ich niemals an-

blicken konnte, ohne zu finden, wie vortrefflich diese grauen Reihen mit der kalten Heiterkeit der Architectur des Schlosses zusammenstimmten.

Der König Ferdinand zürnt noch auf Neapel. Das Schloß war wie ausgestorben; der Hof befand sich in dem reizenden Ischia. Aber eines Tags kehrte er nach der Hauptstadt zurück, um dem Fest der Madonna auf dem Mercato beizuwohnen, welche eines fast gleichen Ansehens genießt wie ihre Schwester von Piedigrotta. Ich hatte also das Vergnügen, die königliche Familie und den gesammten Hof sowol nach dem Mercato, als zurück nach dem Residenzschlosse fahren zu sehen. Es war ein überaus prächtiger Zug von ungezählten, in Gold strotzenden Kutschen, welcher sich über den Largo di Castello nach dem Schloß bewegte, und plötzlich erhielt dies stumme und leblose Gebäude den Ausdruck höchster, stralender Lebendigkeit. Aus keinem Munde hörte ich den Ruf viva il re! Man entblößte die Häupter, wie man es thut, wenn die Glocken die Ave Mariazeit ankündigen. Prächtig nahm sich das Militär aus, zumal die Husaren auf schönen Pferden, in bunter, malerischer Tracht. In Rom nur an die Züge marschirender Franzosen gewöhnt, war es mir interessant genug, wieder national italienisches Militär zu sehen. Die Neapolitaner sind stattliche Soldaten, trefflich gekleidet, militärisch gehalten, aber man merkt ihnen an, daß sie nur Soldaten scheinen, daß sie gleichsam ein theatralisches Militär sind.

Es gibt in Rom charakteristische öffentliche Straßenerscheinungen, die stets paarweise einherwandelnden Kor-

porationen, welche in langen Zügen feierlich sich fortbewegen und in der Todtenstille und Leerheit der Straßen malerisch auffallen; sie sind höchst wesentlich für den Begriff der Stadt, weil sie dem Betrachter das aufschließen, was sich im innern Leben derselben geistig geordnet und gegliedert hat. Ich will der Hauptsache nach zusammenstellen, was so paarweise durch Rom wandelt: Züge der Mönche, der Nonnen, der Jungfrauen aus den verschiedensten Instituten, der armen Waisenkinder, Züge der Collegienschüler, der Roten, Schwarzen, Blauen, Weißen; Züge der Todtenbrüderschaften in ihren Capuzen, der Schwarzen, Grünen, Weißen, Violetten, endlich das Militär. Auch Neapel hat die meisten dieser stereotypen, wandelnden Erscheinungen, aber in der ungeheuren Menschenflut fallen sie nicht auf, und das Weltliche drängt das Geistliche zurück. Das Militär ragt hervor, und noch auffallender als dieses treten aus dem Straßengewühl jene unseligen Galeerensklaven heraus, welche paarweise und kettenklirrend, von Soldaten geleitet, je nach ihren Klassen bald in die Farbe des Mordes, blutrot, bald in die des Betrugs und der Schande, hochgelb, uniformirt, durch die Gassen und über die Plätze ziehen und selbst in meilenweiter Entfernung bei Portici und Torre del Greco noch den Blick entsetzen. Dies Schauspiel ist entwürdigend, zumal im Angesicht einer Natur, welche Herz und Seele erweitert und mit seligen Empfindungen des Lebensgenusses erfüllt.

Wie ich schon sagte, tritt in Neapel keine jener socialen Gliederungen so stark und für sich auffällig in die Erscheinung, wie in Rom. Und selbst Geistlichkeit

und Mönchschaft, wie allgemein bekannt, in unverhältnißmäßiger Anzahl vorhanden und das parasitische Gewächs, welches die Lebensentwicklung Neapels hindert, verlieren sich in der Menge, zu deren greller Buntheit allein sie beitragen. Ich habe an jenem Fest der Madonna del Mercato, wie später an vielen andern Gelegenheit gehabt, zu bemerken, wie auch hier alles in's Weltliche, Heitere, in's Volk selbst hineingezogen wird. Man geht nicht zum Fest, um den Anblick geistlichen Pomps oder kirchlicher Schaustellungen zu haben, man geht, um im Freien an der Dekoration der Natur sich zu ergötzen, in welche diese ungeheure Menschenmenge einen nicht zu sagenden Farbenreichtum hineinträgt. Ich sah das neapolitanische Volk in ungezählten Tausenden bei dem Feste Centesimo, dem hundertjährigen Besuch der Madonna des Posilip beim Könige, und nimmer sah ich ein ähnliches Festtheater. Die herrliche Chiaja und die Villa Reale bis an die Grotte des Posilip mit buntem Menschengewühl übergossen; Fahnen, Teppiche, Blumen überall; der Golf lichtstralend, im Bogen von der Chiaja bis zum Hafen hin sechs ausgeflaggte Kriegsschiffe aufgestellt, welche unabläßig feuerten. Gewühl und Getöne sinnverwirrend. Die Prozession aber unbedeutend, weder voll feierlicher Würde, noch von wirklichem Glanz, ja wunderlich für den, welcher eben aus Rom kam.

In Rom haben auch die kleinsten Prozessionen immer einen Anstrich von künstlerischer Schönheit, und man merkt wol, daß die Kunst wolthätige Wirkungen ausübt selbst noch bis auf die geringsten kirchlichen Darstellungen, Embleme, Sinnbilder und Figuren der Hei-

ligen. Nichts ist dort ganz des Sinnes für das Schöne baar; die Götter Griechenlands im Vatican und auf dem Kapitol wehren selbst noch von den christlichen Heiligen das allzu Christliche, das allzu Barocke oder Häßliche schützend ab. Solche Wirkung auf den Schönheitssinn im Volk übt in Neapel das bourbonische Museum gar nicht aus. Die Plastik, welche das römische Wesen durchaus zu bestimmen scheint, hat auf Neapel keinen Einfluß; eher und fast allein nur die Malerei, und ganz unbezweifelt das heitere Frescowerk von Pompeji, welches überall nachgebildet in die Augen fällt. Je phantastischer, desto beliebter.

Welche Bildwerke nun in kirchlichen Prozessionen Neapels zur Schau getragen werden, ist mir zu schildern nicht möglich. Ich sah die geschmacklosesten und abenteuerlichsten Ausgeburten bizarrer Phantasie einhertragen, in einer an das Indische grenzenden Uebertreibung. Was hier das Volk anzuschauen verträgt, lernt man schon aus den barocken Sculpturen von Heiligen kennen, welche an den Straßen stehen, auch aus jenen hölzernen Christusbildern, nicht etwa plastischen Figuren, sondern flach aus dem Brett geschnittenen Bildern, die auf den Plätzen hie und da zu finden sind.

Endlich muß man einen Blick in irgend eine Werkstätte der Heiligen Neapels thun, um sich gründlichst darüber zu belehren, wie in diesem Süden Religion und Kunst dem Volk vor die Sinne gebracht und von ihm empfangen wird. Ich war eines Tags in eine jener engen und unheimlichen Straßen gekommen, welche vom Hafen sich quer gegen die Berghöhen empor-

ziehen; der Anblick von emsig beschäftigten Künstlern, die in einem offenen Zimmer saßen, fesselte mich. Ich blickte in ein langes, tiefes, nach innen sich verdunkelndes Gemach; dort standen an den Wänden übereinander Reihen von schon fertigen Heiligenbildern, in der Mitte eine Agnes mit dem Lamm, im fliegenden weißen Röckchen, mit kirschrot gefärbten Wangen. Am Eingang arbeiteten Künstler, von denen einer eben beschäftigt war, eine hölzerne Puppe mit Flittern auszuputzen. Es gab da wol Hunderte von Heiligen in jeder beliebigen Größe von Puppengestalt bis zu menschlicher Höhe, mit Gold und Silber überflittert, in den ungeheuerlichsten Stellungen, geräderte, gespießte, mit dem Beil zerhackte, geschundene, an den Gliedern verstümmelte Figuren. Wie soll ich sie nennen? Wie ferner die entsetzliche Grellheit dieser Farben, oder die Ungeheuerlichkeit der Körpergestalten, wie endlich die bunte Menge von Amuletten und Symbolen des Aberglaubens bezeichnen, welche dort verfertigt umherlagen? Ich schaute diesen geheimnißvollen Künstlern zu. Wahrhaftig, man möchte sagen, sie machen Götter für das Volk, wie einst Homer und Hesiod die Götter gemacht haben. Mit diesem Blick in eine Fabrik neapolitanischer Heiligen, in dies lange, tiefe, schauerliche Zimmer glaubte ich einen Blick in die Religion des Volks selbst gethan zu haben, und ich gestehe, ganz verwirrt, ganz ekel ging ich hinweg und schöpfte wieder auf dem Molo Atem, als mein Auge auf die ewig reine, klare, heilig große Natur fiel. Nein, der Mensch ist nicht wie sie, ist nicht wie die Natur, die ihn umgibt; würde er sonst im Angesicht

dieses Meers, dieses Himmels und dieser Berge so abscheuliche, kleine, beflitterte Puppen anbeten können?

2.

Man merkt es bald an seinem eigenen innern Drange, daß alles Leben in Neapel nicht in die Stadt, sondern aus ihr hinaus in die Umgebung strebt. Neapel selbst hat geradezu etwas Abstoßendes; dies wüste Chaos himmelhoch getürmter Häuser mit barocken Architecturen, die Schwüle und der Staub der Straßen, das sinnbetäubende Gewühl, fesselt wahrlich nicht für lange; wer in Neapel verweilt, bleibt nur, weil die Natur rings umher das zauberhafteste Paradies aufgebaut hat, und weil man von der Stadt wie aus dem Mittelpunkt desselben überall hin in kurzer Zeit gelangen kann, nach Pompeji, wie nach Ischia, nach Sorrento, wie nach Bajä, auf den Vesuv, wie nach Capri.

Es gibt daher eine immerwährende Bewegung der Massen von der Stadt weg in's Freie, in drei Hauptrichtungen, welche zugleich die topographische Beschaffenheit Neapels bestimmen. Die eine geht zu den schönen Hügeln Capodimonte's hinauf durch die Pulsader Neapels, den Toledo, bis auf die obersten mit Villen bedeckten Anhöhen und die reizenden Eremitagen der Camaldoli; die zweite und dritte führen rechts und links vom Ende des Toledo längs des Meers, hier über den Hafen und die Marinella nach Portici, Pompeji und dem Vesuv, dort über die Chiaja den Posilip hinauf, oder durch die große Grotte nach Puzzuoli und Bajä.

Dies sind die drei großen Lebensströme Neapels, und es gewährt wahrlich ein einziges Schauspiel sie, namentlich des Nachmittags und Abends, in unablässiger Bewegung zu sehen. Hier rollen sowol die Karossen, als die Curriculi, die vom bebänderten Maulthier gezogenen zweirädrigen Wagen, in unabsehbaren Linien auf und nieder; in diesen Richtungen drängt sich auch alle Industrie, aller Luxus, aller Lebensbedarf zusammen: das Glänzende in den Magazinen des Toledo, dessen Untergeschoße Waarenlager jeder Art sind; das Notwendige zu den beiden andern Seiten am Meer. Doch auch hier mit einer besondern Eigentümlichkeit. Denn das elegante Neapel, dessen Gebiet eigentlich der Toledo ist, setzt sich noch über die Chiaja bis an die Grotte des Posilip fort. Die Chiaja ist einer der herrlichsten Quais der Welt; ihre modernen Paläste sind Wohnungen der Reichen, der Gesandten, und die ersten Hotels der Stadt. Vor ihnen liegt die Villa Reale, deren Garten nur den sogenannten anständigen Klassen geöffnet ist. Das Volksleben ist also hier ausgeschlossen; die vornehme Welt hat dies Gebiet für sich in Beschlag genommen. Selbst am Strande sieht man kaum einige Fischer, und die Bäder, die dort angelegt werden, kosten teures Geld, wenn man sie benutzen will. Erst wo die Chiaja sich nach der Grotte des Posilip und nach der Mergellina teilt, beginnt wieder das Revier der Volksbedürfnisse, des Volkslebens, der Fisch- und Gemüsemärkte in kleinerer Dimension, und der Schenken.

Es hat daher diese Richtung ein stilles und vornehmes Ansehen. Dies ändert sich wie mit einem Zau-

berschlage, wenn man über das Castell hinaus den Quai Santa Lucia betritt. Von hier ab ergießt sich das Volksleben, noch einmal auf kurzer Strecke durch das königliche Schloß unterbrochen und durch das Castell nuovo gleichsam gezügelt, in steigender Progression über den Molo und den Hafen hinaus längs des Quais der Marinella bis zum Mercato, dem großen Markt hin, und setzt sich, schwächer werdend, in den Vorstädten Neapels, man kann sagen, bis nach Portici fort. Den Uebergang vom aristokratischen Neapel zum demokratischen macht also Santa Lucia, welches einen gemischten Charakter hat, und wo die Gasthäuser zweiten Ranges stehen. Vom Hafen an, um den sich aller Verkehr zusammenhäuft, der die unteren Klassen in Bewegung setzt, und wie ein Centralpunkt nach allen Seiten eine unglaubliche Thätigkeit, Arbeit und Industrie ausstralt, wächst die Bewegung des Gewerbes, des Volksbedürfnisses, des Volksgenusses. Diese ganze Seite sieht verwohnt, verlebt, verarbeitet aus; der Quai ist schmutzig vom Kohlenstaub und von unzähligem Material bedeckt, dichtgedrängt voll Lazzaroni, voll Barkenführer, Fischer, Hausirer. Hier findet sich alles zusammen, was die Lebensbedürfnisse erheischen und was die kleinen Händler für Spottpreise feil bieten. Hier kauft der gemeine Mann seine Kleider und Schuhe, und diese Waaren häufen sich in einer ganzen Straße von Untergeschoß zu Untergeschoß. Jeglicher Artikel häuslichen Bedarfs ist hier vorrätig. Hier sind die Volksboutiquen, die Kaffee-, Cigarren-, Liqueurschenken; hier stehen die Fruchttische, bedeckt mit schon in Scheiben zerlegten Orangen und

Wassermelonen, die man für einen Tornese kauft und stehend verzehrt. Hier ist die Speise des gemeinen Mannes, die indische Feige, bereits geschält. Und hier sammeln sich auch die feineren Volksbedürfnisse, die Straßensalons der Volksunterhaltung. Jeden Nachmittag sieht man in einer Winkelgasse am Hafen einen Vorleser aus einem abgegriffenen Buch Romanzen, Rittergeschichten, Räubertragödien nachdrücklich vor einem Zuhörerkreise vortragen. Auch der Schreiber sitzt hier, welcher Liebesbriefe schreibt. Zerstreut auf der ganzen Marinella stehen die Pulcinellatheater, das Pulcinellhäuschen am Eingange, woraus die schnalzenden Töne des kleinen Männchens lockend hervorschallen. Auch das höhere Volkstheater San Carlino befindet sich nahe am Hafen. Selbst für Bäder ist hier gesorgt; denn der ganze Quai wimmelt von Badehäusern, worin der Unbemittelte ein Bad erschwingen kann.

Aber all dies an's Meer und um das Schiffsgewühl des Hafens gedrängte Leben scheint noch Ebbe zu sein, vergleicht man es mit jener ungeheuren Flut, die sich über die beiden großen Speisemärkte Neapels ergießt. Ich meine den Porto nuovo und den Mercato, welche parallel neben der Marinella hinlaufen. Es ist nicht in Worte zu fassen, welche Volksmenge namentlich im Porto nuovo durcheinander wogt. Ganz Campanien scheint seine Früchte, und der ganze Golf alle seine Fische auf diesen Platz geworfen zu haben. Das Volk ist nur da, um zu kaufen, zu essen. Und hier sieht man recht in den Magen Neapels. Es ist ergötzlich dieses Gewühl dort in der Stille zu betrachten. Man flüchte sich in eine jener wunderlichen Garküchen, wo hinter Bretterverschlägen

die pizzi, große, flache und runde Kuchen, gegessen werden, welche mit Käse oder mit Schinkenstückchen belegt sind, je nach dem Geschmack des Bestellers. Man bestellt sie, und in fünf Minuten sind sie gebacken. Es gehört der Magen eines Lazzarone dazu, sie zu verdauen.

Auf dem Mercato werden die Wochenmärkte gehalten. Der ungeheure Platz, dem Deutschen eine Stätte der Trauer, weil hier der letzte Hohenstaufe enthauptet ward, ist zugleich dadurch charakteristisch, daß auf ihm die Geschichte Masaniello's gespielt hat. Die Lazzaroni haben hier ihren König gekrönt und erschlagen. Er ist darum das historische Lokal des neapolitanischen Volks, der Bastilleplatz von Neapel, blutig durch schreckliche Scenen der Volksjustiz, welche hier die Köpfe des Adels abschlug und zur Schau stellte, und schrecklich durch die Erinnerungen an die Pest.

Diese ungeheure Menschenwelt zu entwirren und in Gruppen ihrer besondern Art zu ordnen, möchte eine ebenso interessante als unendlich schwierige Aufgabe sein. Man hat so viele Darstellungen neapolitanischen Lebens, so viele fleißige und geistreiche Bücher, aber ihrer tausend könnte man zuvor gelesen haben und stünde doch vor diesem Wechsel der Erscheinungen ganz unberaten da.

Am ehesten läßt sich noch das Leben in Santa Lucia in einen Namen fassen. Ich habe schon gesagt, daß dieser Quai, einer der merkwürdigsten Punkte Neapels, die neutrale Mitte ist, wo sich die obern und die untern Schichten der Bevölkerung begegnen und die mittlere Bürgerklasse den Sieg davongetragen hat. Der schöne

Quai von geringer Länge wird links von den Gebäuden des Schlosses, rechts von dem malerischen Castell dell' Ovo abgeschlossen. Fast in der Mitte des großen Bogens gelegen, welcher den Golf umfaßt, steht er offen gegen das Meer, und hier kann der Blick frei über die Wasserfläche streifen, weil kein Schiffsgewühl, wie im Hafen, ihn behindert. Die überaus köstliche Ansicht zieht daher sowol die Fremden in die Gasthäuser mittleren Ranges, welche sich in Santa Lucia aufgethan haben, als den Mittelstand auf den Quai, um Abends sich des unvergleichlichen Schauspiels und sonstiger Genüsse zu erfreuen.

Ich habe sechs Wochen auf Santa Lucia zugebracht. Wenn ich auf den Balkon meines Fensters trat, lagen vor meinem Blick der stralende Golf, der zweigegipfelte Vesuv, die weißen Städte an seinem Fuß, die malerischen Küsten von Castellamare und Sorrent bis zum Cap der Minerva, und die Felseninsel Capri. Jeden Morgen weckte mich der Golf selber, sobald er die Rosenhelle seines stillen Spiegels in mein Zimmer stralte, und jeden Morgen betrachtete ich das Wunder des Sonnenaufgangs und die unsagbare Farbenpracht der Berge und des Meers, welche auch die ungeheure Stadt zu entzünden und zu erwecken scheint. Diese Lage hat Santa Lucia; aber noch ein feenhafteres Schauspiel gewährt sie zur Vollmondzeit, weil dann der Mond mit beginnender Nacht über dem Vesuv steht und sein magisches Licht über Berge, Meer und Stadt ergießt, während den ganzen Golf bis zum Quai ein breiter Lichtstrom wundersam durchflutet. Der schwarze Mastenwald

im Hafen schwebt dann geisterhaft in einem weißen Silberdunst, der schlanke Leuchtturm funkelt matter, tausend Barken gleiten traumhaft wie schwarze Schatten über die Lichtfläche, tauchen auf und verschwinden, am Horizont steigt der schöne Fels von Capri aus der Nacht märchenhaft empor, und ganz überwältigend magisch still, wie phantasmagorische Schattenbilder, glitzern drüben Somma, Vesuv und die silberhellen Berge von Castellamare und Sorrent. Wer kann in solcher Nacht schlafen? Man steigt in Santa Lucia in eine Barke und rudert hinaus durch die phosphorescirenden Wellen, oder man setzt sich zum Volk auf den Quai und ißt frutti di mare.

Denn hier lärmt unmittelbar am Wasser die Nacht durch das fröhlichste Leben. In zwei Reihen stehen die kleinen Buden der Austernhändler. Santa Lucia ist der Sammelpunkt aller Meerfrüchte. Muscheln und Austern jeder Art liegen hier zierlich geordnet auf schrägen Laden. Jede Bude ist numerirt und mit dem Namen des Besitzers versehen. Unaufhörlich wird zum Genuß eingeladen; die Lichter flimmern; in ihrem Schein blitzen die wunderlichen, schönen, bizarren Muscheln reizend genug, und Seeigel, Seesterne, Meerkorallen, Krebse locken mit ihren seltsamen Formen und bunten Schalen weniger zum Genuß als zur Betrachtung. Das geheimnißvolle Reich der Tiefe ist hier aufgeschlossen; so märchenhaft sieht dieser kleine Muschelmarkt aus, wie ein Meeresweihnachten, und alle Abend hat man die Freude des Anblicks.

Geht man die steinernen Treppen an das Wasser hinunter, so befindet man sich plötzlich in einem großen,

nächtlich erleuchteten Saal unter freiem Himmel. Hier verzehrt das Volk an Tischen Austern und Maccaroni, und hier kann man auch die Maccaroniverschlinger anstaunen. Man macht sich wol das Vergnügen, einem Lazzarone oder einem Fischerjungen ein paar Gran zu schenken, damit er sich Maccaroni kaufe und sich im Verschlingen derselben producire. Wo dieses Gewühl der zu Nacht Schmausenden endigt, beginnt eine andere bunte Scene. In einem Gewölbe sprudelt dort am Quai die Schwefelquelle von Santa Lucia. Vom frühen Morgen bis in die späte Nacht schöpfen dies Heilwasser Weiber und Mädchen mit unsaglichem Geschrei in Gläsern und bieten den Trank aus. Man sitzt auf Stühlen umher, man trinkt ein Glas des mineralischen Wassers und ißt dazu kleine Kringel. Hier hat also der Mittelstand sein Vergnügen um wenig Geld. Der Einzelne wie die Familie findet sich hier ein, und wer nicht Maccaroni verzehrt, ergötzt sich wenigstens an der Schwefelquelle und an den Kringeln. Von allen Seiten strömen die Besucher, von der Stadt her, wie aus den Barken, welche kommen und gehen. Und hier wirft auch die nächtliche Nymphe ihre Netze nach den Fremden aus. Die losen Mädchen kommen mit der Mutter oder gewöhnlich mit einer grauhaarigen Kupplerin, welche scheinbar die Ehrenwächterin spielt, nach Santa Lucia und knüpfen sehr ominös bei einem Glase Schwefelwasser ihre Liebesabenteuer an.

So ist der Abend auf Santa Lucia. Auch der Tag ist nicht minder geräuschvoll. Man badet hier öffentlich, vor den Augen der Welt. Von dem Quai am Castell dell' Ovo sieht man zu jeder Stunde Schaaren von

Buben und Jünglingen in das Wasser springen und köpflings ihre Schwimmkünste produciren. Die Neapolitaner schwimmen gleich Delphinen. Das Element erhält den Menschen im ursprünglichen Naturzustande; der warme Himmel bringt die Nacktheit wieder zu Ehren, und die herrlichsten Studien des Nackten lassen sich hier auf der Straße machen. Dieser Gegensatz ist sehr grell; es rollen am Quai die luxuriösen Equipagen mit den elegantesten Menschen der höchsten Gesellschaft, und vor den Augen des besternten Prinzen, der feinsten Dame aus dem Salon von Paris oder London springen Schaaren nackter Menschen in paradiesischer Unschuld in die Wellen. Die Fischerbuben laufen nackt selbst auf die Straße und begrüßen mit vielen graziösen Verbeugungen und lebhafter Gesticulation den Fremden, der ihnen dann und wann einen Gran zu schenken pflegt. Ich machte mir oft das Vergnügen, vom vierten Stock meiner Wohnung herab diese nackten Buben mit einem Gran auf die Straße zu locken. Auf einen Wink sprangen sie in's Wasser, producirten ihre Künste und kehrten wassertriefend wieder zurück, um den Lohn zu empfangen. Den Anblick des Nackten wird man im ganzen Golf nicht los. Selbst auf die eisernen Gitter des Hafens klettern nackte Knaben, um sich dann von oben kopfüber in das Meer zu stürzen.

Seit dem 18. Mai 1853 ist landwärts noch eine Straße öffentlicher Bewegung des Volks eröffnet worden. Es ist die neue Strada Teresa, von dem jetzigen Könige angelegt und zu Ehren seiner Gemalin so genannt. Sie führt in einer Parabole von der Stadt um das Castell

Sant Elmo durch Hügel und Täler über den Vomero und mündet dann auf die Chiaja. Sie ist noch nicht vollendet, noch nicht gepflastert; über manche Austiefungen sind erst Bretter gelegt, aber schon jetzt wälzt sich der Volksstrom über sie hin; zahllose Reiter, zu Pferd, auf Eseln und Maulthieren, sprengen darauf einher, und Schaaren von Fußgängern durchziehen diese Anlage, zumal an den Sonn- und Festtagen. Es scheint, als genügten der Volksströmung Neapels jene drei angegebenen Richtungen nicht mehr, und als hätte so das Leben dieser ungeheuren Stadt sich durch die Berge ein neues Bette gewühlt, um sich dann vom Vomero wieder auf die Chiaja zu ergießen.

Die neue Straße wird mit Häusern überall sich besetzen, aber immer den Charakter des Ländlichen behalten und dem Bedürfniß der Meeranwohner nach Landluft und Gartenluft vollkommen genügen. Schon jetzt ist sie die herrlichste Straße der Welt. Es wechseln hier die Ansichten der Stadt, des Golfs, der Berge und Inseln mit jeder Windung des Weges, mit jedem Hügel, mit jedem Tal, und man weiß nicht, wohin schauen, in diese himmlischen Seligkeiten des Meers und der Fernen, auf dieses lichtumflossene Amphitheater der Stadt, oder in jene üppigen Gärten voll der goldenen Orangen, der blühenden Granaten, der heitersten Villen, und auf jene malerischen Gruppen der schönsten Pinien, Palmen und Cypressen. Wer hier von der Natur nicht ergriffen und zu Tränen gerührt wird, muß wahrlich fühlloser sein, als eine ausgebrannte Lavaschlacke.

Man steigt zu der Straße von den Studien herauf,

wo stets Reihen von Eseln zum Vermieten bereit stehen. Besser wandelt es sich zu Fuß. Wir wollen hier hinaufgehen und vorwärtsschreitend nur die wechselnden Scenen still an einander reihen. Das ungefähr würde unser Auge nach einander festhalten: Castell Sant Elmo mit seinen weißen Mauern auf gelbbraunen Felsen, von Cactus, von der Aloe umwuchert, von grünen Ranken umschlungen; Gärten in der Tiefe; nun an einer Schenke vorüber, welche ganz in Weingewinden begraben liegt; wieder braune wüste Tufffelsen; ein Tal voll Citronen, Tulpenbäumen, Granaten, ein narkotisch süßer Duft überall; wieder eine Vorstadt mit städtischem Gewerbe; wieder freie, lachende Hügel, Blicke auf Landhäuser; eine Schlucht voll Cactus und Palmen; ein plötzlicher Blick auf die Stadt zur Linken, auf den Golf, auf Capri; ein Hain von Pinien, über welchem der Vesuv in dem zartesten Violett schwebt. Wieder eine wüste Felsenpartie; darauf Gärten und bizarre Landhäuser mit offenen Hallen. Eine ländliche Scene, Hirten, welche Ziegen treiben. Ein Kloster mit Staffage von Mönchen. Höhere Hügel von Pinien, — ach, wer kann alle jene wonnesamen Bilder nennen! Meer, Himmel, Erde tanzen hier im Licht, und die Seele wird von dem balsamischen Duft der Pflanzen berauscht. Ich warf mich auf die Erde hin an einer Cypresse, ich blickte in die Gärten unter mir und sah den Weinreben zu, wie sie in bacchantischer Lust sich um die Bäume wanden, leicht bewegt vom lauen Hauch eines Lüftchens. Sie kamen mir vor, wie die schwebenden Bacchantinnen von Pompeji. In einem Buch hatte ich gelesen, wie sich ein

Gelehrter den Kopf mit der Frage zerbricht, warum die Bacchantinnen jener Fresken in der Luft tanzen; weil dies unnatürlich sei und die Füße doch auf dem Boden stehen müßten, so meinte der Pedant, könnten diese Figuren eigentlich doch nur als Arabesken gelten. Es ist ein schreckliches Ding die Gelehrsamkeit und die Archäologie! Wie die Alten empfunden haben, fühlt man auch in diesem paradiesischen Grün auf dem Rücken liegend. Es ist eitel Bacchusdienst umher, die Seele wogt vor Lust in den Lüften wie eine Bacchantin mit dem Thyrsusstab, von der Erde weg schwingt sie sich, hebt sie sich über sich, wird ganz eine losgelöste Existenz, ein Jauchzen schwebender Lust.

Aber liegt es in der Schönheit der Natur oder nur in dem christlich gewöhnten Gemüt, daß die höchsten Wunder der Erde endlich doch immer zur Wehmut stimmen? Ich war auf eine Höhe hinaufgegangen; Schweizersoldaten saßen und zechten dort vor einer Strohschenke. Zu Füßen lag in abendlicher Klarheit das Meer mit den Eilanden Nisita, Procida und Ischia. Ich blieb von diesem Schauspiel hingerissen stehen. Ein gemeiner Schweizersoldat hatte sich zu mir gesellt und sagte plötzlich, auf dieses Paradies weisend, in wehmütigem Ton: „Ach, es ischt zu schön, es macht ganz traurig!“

3.

Ich habe nun die drei herrlichsten Seestädte Italiens, Genua, Neapel und Palermo gesehen, welche um den

Vorzug ihrer Lage streiten, und kann sie also mit einander vergleichen. Unbezweifelt wird hier Neapel den Sieg davontragen, denn welche Stadt rühmte sich eines so klassischen und ungeheuren Amphitheaters der Natur, eines solchen Golfs, des Vesuvs, der Küsten von Castellamare und Sorrent, und solcher zauberhaft schönen Inseln? Die Farbenpracht, die Größe und Weite dieses Totalbildes ist wol ohne Gleichen in der Welt; die Dimensionen sind so riesengroß, daß sie das Auge nicht zusammenfassen kann; in's Endlose scheint sich hier das Werk der Menschen wie der Natur auszudehnen, und die schöne Erscheinung in Licht und Glanz weithin sich aufzulösen. Man kann dies Totalbild Neapel nicht übersehen, wenn man es aus der Nähe anschaut; es sondert sich dann gleich in Gruppen. Um es mit dem Blick ganz zu umspannen, will es einen verkleinernden Augenpunkt, die Perspective aus der Höhe, oder die aus der Meeresferne, wo dann die Formen der Stadt sich verlieren, und nur die der Natur allein wirken.

Dagegen gewähren die kleineren Seestädte Genua und Palermo die Anschauung eines übersichtlich von dem prächtigsten Namen umfaßten Gemäldes; jenes amphitheatralisch mit seinen schönen Palästen und Landhäusern auf die Berge hinaufgestellt, dieses mit seinen Kuppeln und Türmen im üppigsten Tal verbreitet und von braunen, ernsten, plastischen Bergen unbeschreiblich schön eingefaßt, welche zu beiden Seiten das Cap Pellegrino und das Vorgebirge Zaffarana in nicht zu großer Weite in das Meer hinausstrecken. Sie machen also ein Bild, dessen Farbenreichtum sowol als dessen Formen das Auge entzücken.

Bei Neapel ist alles Weite, ja in Licht schwimmende Unendlichkeit, welche die Sinne mit sich fortreißt und dem zerteilten Blick keine Ruhe gestatten will. Wo man auch seinen Standpunkt wählen mag, um Neapel anzuschauen, auf dem Castell Sant Elmo, auf Camaldoli oder auf dem Vesuv selber — und dies sind die erhabensten Standpunkte für dieses wunderbarste Panorama der Erde, überall wird sich Neapel selbst als Stadt formlos im Unendlichen verlieren, überall die Landschaft und das Meer übermächtig und bewältigend hervortreten. Die ungeheure Häusermasse, welche sich um den Golf ergossen hat, wirkt nicht durch ihre architectonischen Formen, sondern durch die Vorstellung von schrankenloser Ausdehnung, welche das Menschenleben in einer elysischen Natur genommen hat. Lage und Aussicht ist dem Menschen hier genug; es scheint, als hätte er in der Bewunderung so bewältigender Herrlichkeiten und in der Entzückung an diesem Naturschauspiel seine Hände in den Schooß gelegt und es aufgegeben, mit der Natur in erhabenen Werken zu wetteifern. Nichts strebt aus diesem Häusermeer Neapels auf; endlos dehnen sich die platten Dächer, eben so viel Schauplätze, auf denen man des Anschauens froh werden kann; wenige Kirchenkuppeln, und diese winzig und unscheinbar, fast nirgend ein Turm, unterbrechen die Einförmigkeit der horizontalen Linie. Unvergleichlich schöner und malerisch nimmt sich Constantinopel aus, dessen zahllose Kuppeln sich über die Stadt aufschwingen, und dessen schlanke Minarete über die Cypressen und Pinien sich hinwegstreckend dem Gemälde der Stadt einen größeren Reiz geben.

Es ist mir diese architectonische Unterschiedlosigkeit, ja völlige Unbedeutendheit Neapels immer höchst wesentlich für seinen Begriff erschienen. Sie spiegelt so vollständig auch die Geschichte Neapels ab, den Unbestand und Wechsel flüchtiger Herrschaften, das Unorganische, die Unentschiedenheit, die Bestimmungslosigkeit des Volksgeistes für irgend eine culturgeschichtliche Aufgabe, Passivität und Genuß, das Gegenwärtige, höchste Lebendigkeit der Sinne und allgemeine, heitere Lebensentfaltung. Die Geschichte hat hier keine Form gewonnen; deshalb ist auch die Stadt formlos und unmonumental im höchsten Grade. Weder der Geist der flüchtigen Dynasticen, noch der Volksgeist hat sich hier in bestimmten Monumenten ausgesprochen; und Monumente sind Denkmäler von Culturprinzipien, sinnliche Darstellungen des innern Wesens, der lebendigen Ideen, welche eine Zeit beherrscht haben oder noch beherrschen. Es ist für Neapel charakteristisch, daß seine vorzüglichste Culturleistung der Musik angehört. Scarlatti und sein Schüler Porpora, Leonardo Leo, Francesco Durante, Pergolese, Paisiello, Cimarosa und alle jene Meister, welche bis auf Bellini und Mercadante aus der musikalischen Schule Neapels hervorgingen, sind seine Größen. Alle anderen geistigen Potenzen, so viele glänzende Köpfe auch dies mit dem lebendigsten Geist ausgestattete Neapel hervorgebracht hat, haben entweder keine dauernde organische Entwicklung gewonnen, oder sind nur als einzelne Erscheinungen bedeutend.

Doch ich will nicht abschweifen. Denn im Angesicht Neapels wollte ich von seinem architectonischen Charakter

reden. Dies geschichtslose und unmonumentale Wesen wird dem Beschauer noch mehr in die Augen fallen, wenn er eben aus Rom kam, welches die monumentalste Stadt der Welt, ja das Monument der Weltgeschichte selber ist. Aber auch abgesehen von diesem innern Charakter Roms, glaube ich, daß es keine Stadt auf der Erde gibt, welche so wie diese Landschaft und Architectur in völliges Gleichgewicht und Harmonie setzte, und wieder auch ohne die Natur gesehen, allein durch ihre architectonischen Massen den Geist zur Bewunderung hinrisse. Man muß sich, um jene herrliche Verbindung des Landschaftlichen und Architectonischen zu erkennen, auf den Monte Testaccio, auf den Monte Mario, auf San Pietro in Montorio, auf den Turm des Capitols stellen; um die Größe der architectonischen Wirkung allein zu erfahren, genügt ein Blick auf Rom vom Monte Pincio, wo die Stadt für sich selbst in majestätischen Formen, großen Linien, ernsten, gewaltigen Massen als ein erhabenes Riesenwerk der Geschichte sich darstellt. Hier bestimmen die Monumente der Culturperioden, die Ruinen des Heidentums, die triumphirende Kuppel des Christentums den Eindruck, die Richtung der Gedanken, die besondere Vorstellung. Man weiß, was Rom bedeutet.

Was sich nun in dem lebensheitern Neapel, dieser Stadt der Gegenwart, als architectonisch auffallend sondert und in die Augen springt, sind weder Ruinen noch Kirchen. Die Ueberreste des Altertums sind verschwunden; nie ward hier für die Ewigkeit gebaut. Das einzige, aber erstaunliche Monument alter Zeit, welches Neapel besitzt, sind seine Katakomben, die vielleicht nicht einmal

von denen in Syrakus an Ausdehnung erreicht werden; auch ist's die merkwürdige Grotte des Posilip. Beide Monumente der Vergangenheit sind unterirdisch. An Kirchen besitzt Neapel mehr als genug, aber sie zeichnen sich nicht aus; ja die wahrhaft demokratische Unterschiedlosigkeit, mit welcher sie sich anspruchslos den Häusern anreihen und in der Straße aufgehen, turmlos und mit schlechten Façaden, gibt den Beweis, daß das neapolitanische Volk, obwol von Geistlichen und Mönchen wimmelnd, dennoch zu jeder Zeit religiös indifferent gewesen sein muß. Begeisterung für die Größe der Kirche, für den Glauben hat hier nicht geherrscht; lange Zeit hat Neapel unter den Hohenstaufen mit den Päpsten in entschiedenem Kampf gelegen. Die Lebenslust hat endlich alles Geistliche verweltlichen müssen, und ich glaube recht deutlich spricht sich dies in dem neuesten kirchlichen Prachtbau Neapels aus, der Kirche San Francesco a Paola, welche Ferdinand I. für die Wiederherstellung seiner Herrschaft gelobt und gebaut hat. Diese Nachbildung des Pantheon zu Rom dient eigentlich nur zur Verschönerung der Piazza reale; und wie weit die Kirche davon entfernt ist, auf religiöse Würde Anspruch zu machen, kann man in ihrer Arkade sehen, in welche Verkaufsläden eingebaut sind, in denen Klaviere verkauft und gespielt werden.

Auch die Paläste, nebst den Kirchen die ansehnlichsten Bauten in italienischen Städten, verlieren sich in der Unendlichkeit der Häuser, umbaut und eingeengt, als große zum Teil geschmacklose Massen, oder selbst wenn sie durch Majestät imponiren könnten, wie der stolze,

burgartige Palast Maddalone, nicht recht genießbar, weil sie eben nicht frei genug stehen. So springt nirgend das Mittelalter, überall der moderne Charakter in die Augen.

Wer nun in diesem Sinn des architectonisch Auffallenden Neapel betrachtet, wird endlich finden, daß sich am meisten bemerklich machen die reizenden Villen und Casinos auf den Hügeln, die Arsenale und Hafenbauten, das königliche Schloß und vor allem andern die drei großen Castelle. Ueberall treten sie in dem Totalbilde als die wesentlichen Glieder der großen Stadt hervor. Hoch auf dem Vomero tront über ganz Neapel das Castell Sant Elmo, unendlich malerisch gelegen und von bezaubernder Schönheit in der Morgen- oder Abendbeleuchtung; in den Golf hinein stehen die Castelle dell' Ovo und Castell Nuovo, prächtige, bizarre, doch ernst drohende Massen aus grauem Tuff. So wird das feurige Roß Neapel gezügelt.

Es war mir nicht gestattet, das Innere des Castells dell' Ovo zu betreten. Es gehört zu den ältesten Gebäuden Neapels, da es schon dem Lucullus den Ursprung verdanken soll, und Romulus Augustus, der letzte Kaiser Roms, darin sein Leben beschloß. Friedrich II. vollendete es im Jahre 1221, ohne zu ahnen, daß es einst der trostlose Kerker seiner letzten Nachkommen sein werde. Denn mehrere Jahre nach der unglücklichen Schlacht bei Benevent, in welcher König Manfred Reich und Leben verlor, schmachteten dort seine Kinder in Ketten; nur seine Tochter Beatrix verdankte ihre Befreiung der sicilianischen Vesper. Es war am 5. Juni

1284, als die Sicilianer die berühmte Seeschlacht im Angesicht von Neapel schlugen, unter dem Befehl des großen Admirals Ruggiero Loria. Karls von Anjou Tochter schaute derselben von den Zinnen des Castells zu, ängstlich des Ausgangs harrend, und nicht minder ängstlich mochte die unglückliche Tochter Manfreds der Entscheidung entgegengesehen haben. Die Prinzessin sah die neapolitanische Flotte unterliegen, untergehen, fliehen; ihr Bruder Karl ward gefangen; es kamen zwei sicilianische Galeeren vor das Castell; Loria forderte die unverzügliche Auslieferung der Tochter Manfreds, wo nicht, so drohte er, Karls von Anjou Sohn auf seinem Schiff im Angesicht Neapels enthaupten zu lassen. Die Gefangene ward aus dem Kerker gezogen und dem Sicilianer ausgeliefert. Nach achtzehn Jahren sah sie die Freiheit wieder; ihre ganze Jugend hatte sie im Gefängniß verlebt. Man führte sie im Triumph nach Messina, wo ihre Schwester Constanza, Gemalin Peters von Aragon, sie wie eine von den Todten Erstandene in die Arme schloß.

In derselben Burg endeten die Söhne Manfreds ihr Leben.

Das Castell Nuovo ist noch bedeutender und das größte Architecturwerk Neapels. In ihm befindet sich der merkwürdige Triumphbogen, den Alfonso I. von Aragon im Jahr 1470 von Giuliano da Majano, oder nach andern von Pietro di Martino errichten ließ. Er spannt sich, auf korinthischen Säulen ruhend, zwischen zwei Türmen aus, und zeigt in mehreren Abteilungen über einander viele interessante Reliefs, die sich auf den Ein=

zug jenes siegreichen Königs in Neapel beziehen. Die bronzenen Thüren sind das Werk des Guglielmo Monaco. Der Triumphbogen ist eins der bedeutendsten Monumente Neapels, und auch hier fällt es auf, daß ein solches Werk der Oeffentlichkeit entzogen, in einem Castell versteckt gehalten wird. Man hatte zwar die Absicht, es vor dem Dom aufzustellen, aber zufällige Bedenken verhinderten dies.

Das Castell Nuovo ist eine Anlage Karls von Anjou aus dem Jahr 1283. Ueberhaupt sind es die Anjous gewesen, welche die größten Bauten in Neapel ausgeführt haben, und auch die wichtigsten Kirchen der Stadt schreiben sich aus ihrer Periode her. Sie sind die wahren geschichtlichen Denkmäler Neapels, nicht allein um mancher Grabmäler willen, sondern weil sie ihre Entstehung größtenteils historischen Ereignissen zu verdanken haben. Wir werden das sofort sehen, wenn wir die größten Kirchen der Stadt anführen. Den Dom baute Karl I. auf den Ruinen eines Neptuntempels, und ihn vollendete Robert I. Er bezeichnet den Beginn der anjouinischen Epoche. San Domenico Maggiore baute Karl von Calabrien im Jahr 1289, um ein Gelübde zu lösen, welches er gethan, als er in die Gefangenschaft des Ruggiero Loria fiel. San Lorenzo Maggiore gründete Karl I. im Jahr 1265, um ein Gelübde zu lösen, welches er nach der Schlacht von Benevent gelobt hatte. San Pietro Martire baute Karl II. von Anjou; Santa Chiara der König Robert im Jahr 1310; die Incoronata, verherrlicht durch Giottos Fresken, gründete Johanna I. zum Andenken

an ihre Vermälung mit Ludwig von Tarent. San Giovanni a Carbonara, Montoliveto, Sant Antonio Abbate bauten Ladislaus und Johanna. Auch das köstliche Kloster San Martino auf Sant Elmo verdankt Ursprung und Ausbau den Anjous, und endlich bezeichnen Carmine Maggiore und das Purgatorio del Mercato den Fall des Hohenstaufengeschlechts, weil in jener Kirche die Grabstätte Konradins und seine im Jahr 1847 von Maximilian von Baiern errichtete Statue sich befinden, und in dieser Kapelle die Porphyrsäule steht, welche Karl I. auf der Stelle soll errichtet haben, wo Konradin und Friedrich von Baden enthauptet wurden. Die Inschrift darauf lautet:

Asturis ungue, Leo pullum rapiens Aquilinum
Hic deplumavit acephalumque dedit.

Weder die Normannen noch die Hohenstaufen haben in Neapel irgend einen nennenswerten Bau ausgeführt, und keine jener maurisch-normännischen Architecturen, von denen Sicilien angefüllt ist, darf man dort suchen. Die Gründung der neuen Dynastie Anjou, welche sich nach dem Verlust von Sicilien auf Neapel beschränkte, entwickelte auch die einzige Blüte der Architectur und Skulptur, die Neapel hervorgebracht hat, und indem der romanische Baustil der Basiliken aufgegeben wurde, trat an seine Stelle der germanische. Diese Periode dauerte etwa bis zum Ende des vierzehnten Jahrhunderts; ihr Gipfelpunkt ist die Regierung des kunstliebenden Königs Robert. Neapel brachte damals die beiden Masuccio hervor, von denen der Zweite auch als Bild-

hauer ausgezeichnet war. Er machte die Grabmäler des Karl von Durazzo, der Katharina von Oesterreich, Roberts von Artois und der Johanna von Durazzo in der von ihm nach älteren Plänen ausgeführten großen Kirche San Lorenzo; er baute auch die gothische Kirche Santa Chiara, und verfertigte dort hinter dem Hauptaltar das merkwürdigste Werk neapolitanischer Skulptur, das Grabmal Roberts, der im Jahr 1343 starb. Es erhebt sich im gothischen Tabernakelstil mit vielen Skulpturen; wenn auch die Formen noch nicht frei entwickelt sind, so machen diese Bildwerke doch immer den Eindruck künstlerischer Composition und wohlthuender Naivetät. Santa Chiara ist reich an solchen Grabmonumenten, denn es liegen daselbst noch viele andere Anjous bestattet, Karl von Calabrien, Roberts Sohn, Johanna I. und mehrere Prinzessinnen.

Im Allgemeinen drängt sich vor den Grabmälern der Anjous die Bemerkung auf, daß sie alles wahrhaften Ernstes, aller imponirenden Würde baar sind. Wie wir an den Grabstätten dieser Herrscher, deren Geschlecht für die menschliche Cultur bedeutungslos gewesen ist und in wüster Lust und byzantinischen Gräueln unterging, nichts empfinden, was Rührung oder Nachdenken erweckt, so wußte auch die Skulptur an den Denkmälern eigentlich nichts Innerliches auszusprechen. Es ist ein Reichtum gothischer Ornamentik, schon nach dem Bizarren und Seltsamen neigend, bisweilen eine glückliche Naivetät, öfter ein wunderliches, linkisches Wesen. Man fühlt sich auch hier in Neapel. Und rettungslos, nicht durch den Verfall des Hauses Anjou,

nicht durch Schuld der Zeiten, ging die neapolitanische Kunst in das Ueberladene und Bizarre über. Sie erzeugte dann dies ganz ungeheuerliche Wesen im Innern wie im Aeußern der Kirchen, Façaden von unsagbarem Charakter, wie jene von Gesu nuovo, die von einem Festungsbau entlehnt zu sein scheint, oder andere, die ganz kindisch ausschweifend sind; selbst die ältere gothische Architectur wurde durch öftere Restaurationen in Folge von Erdbeben in das Wüste und Uebertriebene hineingezogen.

Der Gipfel dieses Ungeschmacks sind die drei Obelisken della Concezione, di San Gennaro und di San Domenico, pyramidalisch aufgetürmte Stockwerke, welche auf der Spitze die vergoldeten Heiligen tragen und mit ganz unbeschreiblichen Bildwerken, Figuren und Ornamenten in schwülstiger Uebertreibung bedeckt sind.

Hier erkennt man bereits den Einfluß Spaniens, das unter seinen Vicekönigen, in einer Folge trostlosester Zeiten, jenes schöne Land Neapel beherrscht hat. Die Spanier haben manches Denkmal dieser Periode zurückgelassen; so auch die größte Fontäne, Fontana Medina, ein Werk des Domenico Auria, auf Befehl des Vicekönigs Olivares im Jahr 1593 entworfen. Dreimal wurde dieser Springbrunnen, unter Castro, Alba, Montery, bald hier, bald dort aufgebaut, bis ihn Donna Anna Carafa, Gemalin des Vicekönigs Medina, auf seine jetzige Stelle setzen ließ. Auch er ist ohne große Wirkung, ein reiches, überladenes Figurenwerk von Tritonen, Delphinen, Meerwesen, aus deren Mitte sich über einer von drei Satyrn getragenen Muschel Neptun

erhebt. Aus seinem Dreizack springen, nicht übel anzusehen, Wasserstralen.

Das beste Denkmal spanischer Vicekönige wird immer der Toledo bleiben, welcher dem Vicekönig Pietro di Toledo aus der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts seinen Glanz verdankt.

Ich habe die merkwürdigen Katakomben Neapels besucht. Der Eindruck, den man dort empfängt, ist gemischt aus Grausen, Verwunderung und lebhaftestem Interesse an jenen dunkeln Zeiten, welche dieses unterirdische Werk schaffen und pflegen, ja mit Leben durchdringen und mit Kunst verzieren konnten.

Die Katakomben von Syrakus erscheinen minder düster, weil ihre Gallerien und Gräberstraßen durch feste Symmetrie geregelt werden. Dagegen sind die römischen Katakomben, so weit sie zugänglich gemacht wurden, nur enge, niedrige, kunstlose Gänge und Kammern von freilich unermeßlicher Ausdehnung; aber doch die merkwürdigsten, weil sie in der Hauptstadt der Welt selber die Stätten waren, wo das Christentum sein nächtliches Leben nährte und sich gleichsam aus der Erde emporwühlte, um endlich Rom und die Welt zu beherrschen.

Die Katakomben Neapels liegen gegen die nördlichen Höhen von Capo di Monte unterwärts in dem Tufffelsen, durchbrechen die Hügelkette, zwei, ja wie man behauptet, drei Stockwerke hoch, und dehnen sich als eine wüste Todtenstadt bis gegen Puzzuoli aus. Kein Stein mochte leichter zu bearbeiten und kein Felsen leichter zu durchgraben sein, als dieser gelbe vulkanische Tuff Nea-

pels; und wie mit der Zeit solche unterirdische Hölungen und Stollen entstanden sind, kann man überall da in Neapel erkennen, wo diese Tuffwände als Steinbrüche für den Häuserbau angegriffen werden. So auf der neuen Straße des Posilip, wo sich Grotten, Austiefungen und Gemächer im Fels zeigen, die nun zu Vorratskammern, selbst zu Wohnungen benützt werden.

Die ungeheuren Räume, welche so in der Erde entstanden und allmälig zu einem troglodytischen Labyrint anwuchsen, mußten von selbst zu irgend einer Benützung sich darbieten. Man hat von den Kimmeriern gefabelt, den Anwohnern des neapolitanischen Meeres, daß sie sich hier in die Erde hineingewühlt hätten. Aber wer möchte sich ein noch so rohes Menschengeschlecht vorstellen, welches im Angesicht einer solchen Natur, unter dem glücklichsten Himmel sich in ein unterirdisches Dunkel verkröche? Jene uralten Felsenwohnungen, wie sie im Tale Ispica und in Malta gefunden werden, öffnen sich doch immer dem Tageslicht. Gegen feindlichen Anfall und Bedrängniß indeß konnten diese Räume Schutz bieten, und indem endlich die Stadt anwuchs, die von dorther das Material zu ihren Häusern holte, war nichts natürlicher als der Gedanke, die Todten daselbst zu begraben. Daß nicht erst die Christen diesen Gebrauch von den Katakomben machten, ist unbezweifelt; daß bereits Römer und Griechen dort Grüfte anlegten, lehrt der Augenschein. Man findet auch noch heute eine kleine Säule in einem ziemlich geräumigen Gemach der Katakomben, welche in griechischer Schrift das Wort Priapos lesen läßt.

Wann indessen der Gebrauch aufkam, ist ungewiß. Das Lokal, die Beschaffenheit des Bodens bedingte ihn, nicht die Sitte oder der Todtencultus von vorn herein. Wir wissen, daß die Römer ihre Grabmäler über der Erde erbauten, weil sie auf der Ebene wohnten; in bergigen Gegenden würden sie, wie die Etrusker, Felsengräber angelegt haben. Aber auch schon zur Zeit der Republik gruben sie Todtenstätten in den vulkanischen Tuff und legten unterirdische Gemächer an, worin sie die Sarkophage aufstellten, wie denn auch heute die Gräber der Scipionen ganz das Bild einer Katakombe im Kleinen gewähren.

Jene allgemeinen Katakomben nun mochten ursprünglich der Begräbnißort des armen Volks gewesen sein, welches kostbare Denkmäler über der Erde nicht errichten konnte. Mit geringer Mühe war hier ein Grab in den Tuff gehauen, waren hier Loculi eingegraben, worin man die Aschenkrüge aufstellen konnte. Man findet in den Katakomben Neapels noch Malereien, welche durchaus der heidnischen Zeit und Vorstellungsweise angehören; die meisten freilich sind christlichen Ursprungs. Denn nachdem die verfolgte christliche Gemeinde in diesen unterirdischen Stätten Schutz gesucht und sie zum Vereinigungspunkt ihrer Andachtsübungen gemacht hatte, schmückte man die Grüfte der geliebten Todten, welche man in dem gemeinsamen Asyl bestattete, mit Bildern und Symbolen, die auf den Glauben sich bezogen. Die Formen dieser Darstellungen waren noch die hergebrachten heidnischen, und man erkennt den heitern Sinn der pompejanischen Arabesken auf den Wänden dieser Chri-

stengräber. Selbst die symbolischen Vorstellungen sind noch heidnisch, wie namentlich die vom Bacchus entlehnten Abbildungen der Weinlese und Kelter. Man sieht Rebengewinde, Genien, Trauben, an denen Vögel naschen. Christus wird als Orpheus vorgestellt. Dann entwickeln sich wesentlich christliche Symbole, Christus der gute Hirt, welcher das Lamm trägt und die Schafe weidet, der Hirsch, der Pfau, der Fisch, die Taube, das Bild des Kreuzes, Engel. Es macht einen seltsamen Eindruck diese nun leider durch den Dampf der Fackeln geschwärzten altchristlichen Wandbilder zu betrachten, und hier die Anfänge der christlichen Kunst aus der römischen Wandmalerei hervorgehen, vom pompejanischen Stil bis zu dem von Byzanz fortschreiten, und unmittelbar an die heidnische Mythologie eine neue christliche sich anschließen zu sehen, welche, wie die Religion selbst erst unterirdisch sich entfaltend, in der Folgezeit mit ihren Symbolen an das Tageslicht hervortreten und die Kirchen erfüllen sollte.

Hier liegt wahrlich das Samenkorn der christlichen Entwicklung, und wie es in eine Grabkatakombe gelegt gewesen und aus ihr emporstieg, so ist es kein Wunder, daß der Charakter des Christentums ein katakombenhaftes Wesen mit in die freie Luft hinübernahm: das Todtenhafte, Düstere, die schreckende Majestät der byzantinischen Heiligen und Christusfiguren, welche wie aus der Unterwelt heraufgestiegene Todtenrichter anzuschauen sind, — würden sie ohne das Katakombendunkel entstanden sein? Ja das Todtenhafte selbst der christlichen Lebensanschauung, asketische Weltentsagung, Märtyrertum,

Lebensverachtung, Lust am Schmerz, endlich finstere Unduldsamkeit und Fanatismus, würden sie dem Christentum so tief in das Wesen eingedrückt worden sein, wenn es seinen Cultus in der heitern, sonnigen Luft über der Erde, in der fröhlichen Natur oben würde entwickelt haben und nicht wäre gezwungen worden, in der dunkeln Grabhöhle bei düsterem Fackellicht, in beständiger Angst vor dem Verfolger bei den Grüften der Märtyrer zu wohnen?

So hat mich denn in Neapel nichts so tief bewegt, als der Eintritt in diese Katakomben, und der Eintritt in Pompeji. Beide so nahe bei einander sind unschätzbare Denkmäler der menschlichen Geschichte; beide liegen im Schooß der Erde; und man kann die Katakomben wahrlich das Pompeji des Christentums nennen. Beide erschließen uns den tiefsten Blick in zwei große Perioden der Menschheit; ihr Widerspruch kann nicht greller sein. Sehen wir dort die nun auch leichenhaft und grausig öden Wohnungen des Heidentums, so lacht uns doch aus Haus und Säulentempel wie von den bemalten Wänden der lebensheitere Menschensinn entgegen, der sich mit den Formen des anmutig Schönen umgibt und unter und mit seinen Göttern genießt, welche er in das Reich der Poesie gestellt hat. Hier blicken wir in die Wohnstätte eines andern und doch desselben Menschengeschlechts. Es sind Griechen und Römer, wie jene in Pompeji, noch derselben Periode angehörig, und wie verschieden! Den heitern, pompejanischen Geist scheinen sie noch nicht vergessen zu haben, selbst in der Wüste der Katakomben. Wie in der Erinnerung haben sie die pompejanische

Freske, die zierliche Arabeske, die Weinkelter des Dionysos auf die dunkeln Wände übertragen; aber sie schmücken Gräber. Sie selbst sitzen an Gräbern, sie genießen unter und mit den Todten ihre Liebesmale, die Agapen. Sie erfüllen diese düstern Gallerien mit ihren Klagegesängen und ihren monotonen Gebeten. Einst werden sie hervorkommen; sie werden an das Tageslicht mit sich nehmen fürchterliche Götter, von schreckendem Angesicht, wie das Medusenhaupt, Götter des Todes, vor denen das schöne Leben der Natur versteinern wird, Märtyrer, Todtenschädel, zahllose Gebeine, Knochensplitter, Reliquien der Todten, welche über die Welt sich verbreiten werden, und die man einst auf jene Altäre zur Anbetung niederlegen wird, wo die schönen Statuen griechischer Götter standen. Das wird aus diesen Katakomben hervorsteigen, und mehr als der Vesuv über Pompeji ausschüttete, wird die Katakombe über die Welt ergießen — Asche der Trauer.

Sollten diese unheimlichen Vorstellungen vielleicht mehr als Katakombenphantasieen sein? Ich lasse es auf sich beruhen. Es gibt kein besseres Lokal für spekulative Theologie und Gespenster, als jene Grüfte. Die Luft ist dumpf, feucht und schauerlich; tiefes Dunkel oder ein grauer Dämmerschein, Modergeruch, fürchterliche Todtenstille. In die wirren Kammern, durch die langen, verworrenen Gallerien, zu deren Seiten mit Knochen und Moder gefüllte Gräber sich endlos ausdehnen, oder Nischen und Loculi sich sehen lassen, schlüpft man hinein, wühlt man sich hervor. Grell leuchten die Fackeln in die Schatten, und herauf zu den Malereien in den

Nischen, zu Gestalten der Abgeschiedenen, die mit aufgehobenen Händen, gespenstisch und überirdisch herunterblicken. Verwischte Inschriften, griechische, römische, selbst hebräische, ob zu entziffern oder nicht, und zahllose Symbole, Monogramme, Zeichen bringen recht in's Bewußtsein, daß man in einer Welt sich befindet, wo alles Mysterium, Allegorie und Rätsel ist. Zwei Hospitaliten von San Gennaro dei Poveri, Greise, die in jenem Kloster am Eingang der Katakomben verpflegt werden und die Fremden in die Grüfte führen, halten die Fackeln, erklären und gehen voran. Passendere Führer in diese Unterwelt kann man nicht finden. Sie schleichen in ihren langen, blauen Kutten, die Fackeln in den Händen, wahrlich wie Gespenster; von Alter gekrümmt, mit silberweißem Haar, eingefallene Gesichter und todtenbleich; wenn ich diese Alten betrachtete, so schienen sie mir bereits todt wie die Gerippe, welche ihr Fackelschein beleuchtete, und als wankten sie schon tausend Jahre in den Katakomben. Der Eine las vor zwei Figuren in einer Nische, indem er die Fackel hielt: Votum solvimus nos quorum nomina deus scit: Wir haben unser Gelübde gelöst, wir deren Namen Gott weiß. Man muß es an Ort und Stelle empfinden, wie bei einmal aufgeregter Phantasie solche mysteriöse Sprüche sich anhören; mir schien es, als sagten diesen Spruch die beiden Alten von sich selber, und als wollten sie mir damit zu verstehen geben, daß sie bereits abgeschieden seien. Ich sah ihnen in's Gesicht, und wie sie so dastanden in ihren Kutten und mit diesen todtenfarbenen Gesichtern, überkam mich ein heimliches Grauen;

ich wollte nichts mehr hören noch sehen. Diese Mysterien, dieser tiefe, schwarze, nächtige Grund des Lebens, in welchen uns die Natur wieder einmal hinunterstürzt, — bliebe er doch dem menschlichen Auge stets verschlossen. Mir ward unendlich weh, in den Spalt der Schöpfung hinunterzusehen. Ich bat die Alten, mich wieder an's Licht zu führen, ich hätte genug. Sie schmunzelten, und schlichen nun zurück. Am Eingang überzeugte ich mich denn auch, daß sie beide noch lebten, denn sie bedankten sich herzlich für das Silberstück, das ich ihnen gab, ihr altes Herz mit einem Trunk Wein zu erlaben.

Um sich nun auch mit dem Gedanken an den Tod auszusöhnen, kann man nichts Besseres thun, als von jenen Katakomben nach dem neuen Campo Santo Neapels hinüberzugehen. Man sagt, daß er der schönste Kirchhof Europas sei, und wol möchte ich es glauben, denn seine Lage ist so entzückend, wie seine Monumente inmitten eines paradiesischen Gartens freundlich und dem Auge wolgefällig sind. Man hat ihn auf einem Hügel unter Poggio reale angelegt, welcher die Straße nach Nola beherrscht, und von wo aus das herrliche Panorama auf Stadt und Golf, die Küsten von Sorrent, den Vesuv und die reiche Vegetation zu seinen Füßen offen liegt. Man hat diesen Hügel mit Grabmonumenten bedeckt, welche meistens in der Form kleiner, sehr zierlicher Säulentempel sich erheben. Diese Tempel bilden bisweilen ganze Straßen, da sie auf beiden Seiten sich aneinander reihen, und indem man zwischen ihnen hingeht, möchte man ungefähr in kleinerem Maßstab die Vorstellung von dem haben, was einst die Via Appia

gewesen ist. Andere stehen wieder in andern Gruppen vereint, oder schließen sich zu einer kleinen Todtenstadt zusammen. Etwa auf der Höhe des Hügels erhebt sich eine Säulenhalle und eine Kirche in ziemlichem Umfange, wo Todtenmessen gelesen werden. Auch hat man weiterhin ein sehr zierliches kleines Kloster in gothischem Stil aufgebaut, worin zwölf Kapuzinermönche wohnen und Gottesdienst halten. Die größte Anzahl jener Tempel gehört den Brüderschaften Neapels; diese höchst wolthätigen Vereine zum Zweck der Bestattung von Todten, ohne Frage die trefflichsten socialen Gemeinschaften, da sie auch Kranke und Notleidende pflegen, belaufen sich auf die Zahl 174. Man liest ihre Namen an den Frontispizen der einzelnen Grabmäler. Andere Monumente sind Familiengräber. Die kleinen Tempel haben Raum zu einer Kapelle, welche durch eine Gitterthüre verschlossen wird. Es befindet sich darin ein kleiner Altar, ein Madonnenbild, die ewige Lampe; auch fehlt es nicht an Bildern und Büsten der Todten. Hier können sich denn die Nachgebliebenen zum Gebet versammeln und sind nicht ganz von der Gemeinschaft mit geliebten Todten getrennt. In jeder Weise erinnern diese Grabmonumente an die der Alten: heiter und sinnreich, sauber und angenehm, in graziösen Formen, selbst in pompejanischer Weise mit Farben geschmückt, machen sie einen ungemein beruhigenden und versöhnenden Eindruck. Nun diese Haine von blühenden Bäumen, diese Oleanderbüsche, Amaranten, Tulpenbäume, diese köstlichen Hortensien, blühenden Myrten all überall; sie drängen alles Düstere und Farblose zurück, und indem man unter

solcher Blütenpracht dasitzt, den Blick auf das gesegnete Campanien und das abendlich verklärte Meer gerichtet, muß man sich sagen, daß den Todten hier recht wol gebettet sei. Der schöne Kirchhof wurde erst im Jahre 1845 eingeweiht.

4.

Man wird schwerlich Neapel verlassen, ohne den Vesuv bestiegen zu haben; aber nicht viele mag es geben, die auch seinen Zwillingsbruder, den schönen Berg Somma besuchten. Alles Interesse nimmt der rauchende Vulcan in Beschlag, und es bleibt seine zweite, ausgebrannte Spitze unbeachtet; und doch so gar schön gipfelt sich die Somma mit ihren steilen schwarzen Lavawänden neben dem Vesuv empor, und senkt ihre grünbewaldete Seite in die Ebenen Campaniens allmälig nieder.

Ich beschloß eine Fahrt auf den Berg, denn schon ein Blick von seinem Gipfel auf den Aschenkegel des Vesuv dürfte belohnend sein, da dieser, so von oben herab und in unmittelbarer Nähe angeschaut, sich in einer neuen Form darstellen muß. Wir waren eine heitere Gesellschaft von sieben Männern, darunter auch zwei Naturforscher, ein französischer Zoolog, und ein Arzt aus Tambow in Rußland. Um 6 Uhr des Morgens fuhren wir von der Stadt aus, und nachdem wir San Giovanni passirt hatten, wendeten wir uns links durch blühendes Gartenland nach Santa Anastasia zu Füßen der Somma. Wir nahmen uns hier Führer, die des

Weges durch die Bergwaldung kundig waren. Ein kräftiges Weib trug unsern Speisekorb, und zwei malerisch aussehende Männer, von denen der eine im Gürtel einen langen Dolch und auf der Schulter eine Flinte mit sich führte, schritten uns vorauf. So setzte sich die kleine Karavane in der fröhlichsten Laune in Bewegung, entzückt durch den stralenden Himmel des Julimorgens und durch die schon jetzt wundersame Fernsicht in das Paradies Campaniens, welches der Somma zu Füßen ausgebreitet liegt.

Wir stiegen zuerst durch Weinberge aufwärts, in denen der edle Wein von Somma wächst, dann kamen wir in schattige Castanienwälder, bis das Aufsteigen immer beschwerlicher und die Bergsenkungen immer steiler wurden. Durchweg und bis gegen die Kanten des Gipfels ist die Somma mit Castanienwuchs bedeckt und mit einer üppigen Flora geziert. Die herrlichsten Blumen, Feuerlilien zumal, Nelken, Lychnis, Trifolium, purpurnes Antirrhinum, die köstliche Valeriana lockten den Botaniker, während der Zoolog auf die bunten Schmetterlinge eifrig Jagd machte.

Je weiter wir hinaufstiegen, desto wegloser wurde der Berg; nicht einmal Hirten haben ihre Straße hier ausgetreten; oft verschwinden die schmalen Pfade, und verlieren sich in Gebüschen oder in wildzerrissenen Abgründen und Schluchten. Wir fanden tiefe, steile Rinnen, nun trocken gelegte Betten der Regenflut, deren Wände in vulcanischer Aufschichtung bald Asche, bald Lapilli, bald feste Lava bildeten.

Drei von unserer Gesellschaft stiegen in eine solche

vulcanische Schlucht nieder, mit Hammer und Schaufel ausgerüstet, um den Crystallisationen nachzuspüren. Wir fanden ihrer genug in den Grotten, welche hier von der basaltischen Lava und den verhärteten Aschenschichten gebildet sind. Vielfache Eisencrystalle und das herrlichste vulcanische Gestein liegt teils auf dem Boden, teils läßt es sich hervorschlagen; die mineralogische Ausbeute könnte hier groß sein, wenn man sich die Mühe nicht verdrießen läßt, und die Gefahr nicht scheut, von den ziemlich lockern Wänden der Schluchten verschüttet zu werden.

Mit Gestein beschwert gesellten wir uns wieder zu den Andern, die unterdeß im Schatten des Baumwuchses auf uns gewartet hatten. Wir stiegen rüstig weiter, bis wir, von der Anstrengung des pfadlosen Kletterns und der Sonnenglut erschöpft, ungefähr auf dem zweiten Drittel des Bergs an einer Quelle niedersanken. Die Quellen sind auf der Somma sparsam; unsere Führer nannten diese, deren Wasser nicht reichlich, aber erquickend frisch war, Fontana di Menone. Wir beschlossen sie in der That Quelle des Memnon zu taufen, den Castanienhügel aber, auf dem sie fließt, den Berg des Memnon zu nennen. Auch ist ja alles Gestein ringsum tönend, weil es gebrannt ist; schlägt man mit einem Eisen oder nur mit einem Stock an diese graublauen Tuffe, so klingen sie mit fast metallischem Ton, nicht anders als auch die Säulen auf dem Forum von Pompeji klingen, wenn man an sie schlägt.

Höher hinauf wurde der Berg immer wüster, mehr und mehr häufte sich die Asche und das Lapilligebröckel; das Aufsteigen ward beschwerlicher, aber auch immer

lohnender die Aussicht. Vom Vesuv sahen wir noch nichts, weil der steile Kamm der Somma ihn verdeckte dagegen erweiterte sich landhinein der Horizont fast mit jedem Schritt und umfaßte eine der erhabensten Ansichten von der Bai von Bajä und den Gipfeln Ischia's über Neapel und den Golf hinweg, über die Ebene von Caserta und das ganze große Gartenland Mittelcampaniens bis gegen die Berge von Sarno hin. Vom Golf, an dem sich das unermeßliche Neapel die Hügel hinaufzieht, bis so weit das Auge zu den Apenninen, zu den Bergen von Mattese und Santa Vergine reicht, dehnt sich diese selige Ebene aus; sie gleicht einem ungeheuren Park, von weißen Wegen durchschnitten und bedeckt mit Schlössern, Villen, Kirchen und Klöstern, und mit Städten, die im Grünen inselgleich hervorschimmern. Auf dem letzten Vorhügel unter dem Kamm der Somma standen wir von Entzücken hingerissen, denn wir konnten nun Neapel und das Meer auf der einen, die Ebene Campaniens auf der andern Seite wie mit einem Blick übersehen.

Wir zählten folgende Städte: Santa Anastasia und Somma, weiterhin Pomigliano d'Arco, Acerra, Afragola, Santa Maria unterhalb Capua, rechts von hier Caserta und sein Schloß, Maddaloni zu Füßen blauer Berge, gerade vor uns, über Somma hinaus, Marigliano, und weiterhin Nola, dann Ottajano, Palma und Sarno, wo die Berge zur äußersten Rechten bei Nocera die Ebene schließen. Es war heute das Fest der Mutter der Gnaden. Aus den Städten unten drang wie ein dumpfes Peletonfeuer der Schall von

Kanonenschlägen aufwärts, und wie wir doch auf dem nun ausgebrannten Krater der Somma standen, glichen die rollenden Schüsse vulcanischen Feuern, die im Innern des Bergs verknatterten.

Wenn man dies herrliche Meer und Land zu Füßen überblickt, so begreift man, daß wer einst hier Herrscher war eher sterben als den Verlust verschmerzen mochte; so die Schwaben, so Aragon, so Joachim Murat. Auf einem solchen Standpunkt mochte einst der freidenkende Kaiser Friedrich II. ausgerufen haben: „Jehovah hätte seinem Moses das gelobte Land weniger angepriesen, hätte er Neapel gesehen." Und noch wartete ein neues, größeres Schauspiel auf uns. Noch sahen wir den Vesuv nicht; wir näherten uns dem Gipfel der Somma, welchen ein hölzernes Kreuz als den höchsten Punkt bezeichnet, und noch ein paar Schritte auf dem scharfen Grat vorwärts, so wuchs plötzlich aus dem Boden empor, so stand vor uns die unbeschreibliche Gestalt des Aschenkegels, nah und nächst uns gegenüber. In grellstem Contrast wurde der Blick von den entzückenden Gefilden Campaniens nun in die graue, leichenstarre Todeswüste hineingerissen, wo die freudenlose Natur in Asche trauert. Die Gewalt dieses Gegensatzes kann ich nicht mit Worten schildern, noch den Eindruck bezeichnen, den der plötzliche Anblick des dampfenden Aschenberges machte; schien er doch mit einemmal in dämonischer Furchtbarkeit aus dem finstern Höllenschlund schwefelflammend emporzusteigen.

Von keinem Punkt aus kann der Vesuv ein gleiches Bild gewähren wie von der Spitze der Somma, die

ihn an Höhe beinahe erreicht. Wenn man auf dem Wege von Resina zu ihm emporklimmt, sieht man ihn nur von unten auf, hier von oben nach unten; man schaut fast in seinen Rachen hinein, und sieht ihn in seiner vollen Gestalt auf dem herrlichsten Hintergrund von Landschaft und Meer; außerdem hat man das wüste Theater des Sommakraters vor sich mit allen seinen abgestürzten Lavawänden, die sich schwindeltief herabsenken. Wer nun endlich vom Fuß des Vesuvs sich zum Aschenkegel emporwindet, sieht überhaupt nicht mehr die Gestalt desselben, sondern nur seine Asche und seine Lavafelder.

Drei von uns wagten sich auf dem schmalen Grat der Somma bis an die äußerste Spitze vorwärts, und hier war die Scene diese: dreifach zerschmettert und zerrissen gipfelt sich die Somma dreimal, nach dem Vesuv senkrecht hingestürzt. Zur Rechten und zur Linken starrt der alte zerschellte Krater, ein schwarzer zerbrochener Rachen; rötliche und graue Felsenzinken, massige scharfe Lavasplitter werden von wüst zusammengeballtem vulcanischen Geschiebe unterbrochen. Wenn der Beschauer auf dem mittelsten Auslauf des Sommarandes steht, sieht er diesen Rand in pyramidischen Bildungen halbkreisförmig um den Vesuv gebogen, von dem er durch den schwarzen Abgrund getrennt wird. Nah vor den Augen steht der Kegel, überwältigend erhaben, vom Scheitel bis zum Fuß in Asche gehüllt, graugelb von Farbe, nur an den Seiten wo ihn die Lava überfloß, tiefschwarz gestreift; der Kraterrand hochgelb und weiß umfaßt, einen leichten Dampf ausatmend.

Allmälig verschwindet der Schauer des ersten Eindrucks, und mit der Bewunderung des Erhabenen verbindet sich das Entzücken über die sanften Formen und Linien dieses schönen Kegels, wie über die nicht zu beschreibende Zartheit seiner Farben. Ich kenne keine Ansicht der Natur, in welcher sich eine so vollkommene Verbindung des Furchtbaren mit dem Reizenden zeigte wie in dem Aschenkegel des Vesuvs; und nun, da ich auch den Krater des Aetna bestiegen habe, darf ich sagen, jene Verbindung ist das Charakteristische, welches dem Vesuv eigen ist. Es ist wahrlich stille, ruhende, schwermütige Majestät; die zarte Farbe der Asche, mit deren Anblick sich zugleich die Vorstellung des Sanften und Weichen verbindet, ihr bräunlicher oder bläulich milder Ton, endlich die schönen Linien des Kegels kommen hinzu, um eine wunderbar harmonische Erscheinung hervorzubringen. Wenn nun die glänzende blaue Meeresfläche, das violette Gebirge und die duftige Landschaft den grauen Aschenkegel als Hintergrund von den Seiten umgeben, und so diese lebhafteren und stralenden Farben gleichsam hervorquellen, wird hier eine bezaubernde Farbenstimmung hervorgebracht.

Der Blick mag sich von dieser Gestalt nicht losreißen, und doch lockt ihn wieder die unsaglich heitere Meeresbläue, der segelbedeckte Golf und am Horizont das herrlich geschnittene Eiland Capri. Auf der Linken taucht der Blick nicht minder froh in den Ufersaum von Castellamare und in die rebenumgrünten Landschaften von Bosche tre Case, Bosche Reali, Scafati und Lettera hinab.

Wir lagerten auf der steilen Wand der Somma, alle Seligkeit der Welt in Himmel, Erde, Meer über, um und unter uns verbreitet. Ruhig ließ uns der Vesuv gewähren; nur aus dem hochgelben Schwefelrande dampfte er, um uns zu sagen, daß mitten in das Paradies aller Wonnen der Dämon der Zerstörung hingestellt sei. Jene beiden Lavastreifen, welche den Aschenkegel schwarz einfassen, sind die erstarrten Ströme zweier jüngerer Eruptionen. Der auf der linken Seite schreibt sich vom Jahr 1850 her. Damals hatten sich an der Seite des Vesuvs, ziemlich gegen den Fuß des Aschenkegels hin, fünf kleine Krater gebildet; wir sahen und zählten diese sonderbaren schwarzen Kegelchen. Herr B. zeigte mir auch die Stellen, wo beim Ausbruch von 1847 ein Amerikaner und ein Deutscher ums Leben kamen. Tollkühn sich vorwagend wurden beide von glühenden Steinen niedergeschlagen. Der Deutsche, dem ein Stein beide Beine zerschmettert hatte, starb am Fuß des Vesuvs selber, der Amerikaner, nachdem der Brand seinen zerschmetterten Arm ergriffen, im Spital zu Neapel.

Ein wunderbares Schicksal traf im Jahr 1822 einen Schuster aus Sorrent. Er war auf den Vesuv gegangen ohne einen Führer mitzunehmen. Der Krater, ausgeleert durch den Ausbruch vom Jahr 1820, lag frei; der verwegene Schuster stieg hinein, und es wandelte ihn die Lust an, dem Höllengeist nicht allein in den glühenden Rachen zu schauen, sondern ihm als ein obscöner Titane noch ein Schimpflicheres anzuthun. In dieser vulcanischen Verunglimpfung begriffen überfiel ihn ein Schwin=

del; der Mann stürzte in den Krater hinab. Erstarrte Lava hielt ihn auf. Mit einem zerschmetterten Bein und Arm blieb er in dieser Lage zwei Tage lang am innern Kraterrande schweben, bis einige Vesuvfahrer am dritten Tage sein Wimmern hörten. An Seilen zog man den Unglücklichen in die Höhe; der Schuster aber schien die unzerstörliche Natur Ahasvers zu haben, denn er kam aus dem Spital von Neapel lebend und gesund in seine Heimat zurück. Diese schrecklich heitere Geschichte erzählte uns Don Michele, Pfarrer der Einsiedelei auf dem Vesuv, zu dem wir hinabgestiegen waren. Denn nach einer Stunde Aufenthalts hatten wir den Gipfel der Somma verlassen, um rechts fort zu der Einsiedelei hinabzugehen.

Die Scene wechselte hier. Ein Nebel kam über den Vesuv gezogen, und ein heftiger Wind jagte sein Gewölk durch Schluchten und Felswände über den Aschenkegel fort — ein prachtvoller Luftkampf, der dem wüsten Schauplatz neues Leben und neuen Reiz gewährte, wenn durch die flatternden Nebelgespinnste Felszacken, Lavablöcke und Krater hervorgrauten. Der Nebel teilte sich bald, und vor unsern Füßen lag wieder das ganze Paradies, Neapel, der stralende Golf, Capri, Ischia, Misen, und rechts hin die campanische Ebene.

„Voilà la Cléopâtre!“ Dieser seltsame Ruf weckte mich aus allen Betrachtungen. Es war der 67jährige französische Naturforscher, der ihn zu wiederholten malen ausstieß, und fortsprang, die Kleopatra zu fangen, der neue und doch so alte Antonius. Die Neigungen der Menschen sind seltsam. Dieser liebenswürdige Greis,

von dem heitersten Temperament und von unermüdlicher Kraft, würdigte weder den Vesuv noch die Landschaft eines Blicks: er hatte nur Augen für die kleinen Schmetterlinge.

Wir waren auf dem steilen Rand der Somma nicht ohne Gefahr hinuntergestiegen, und nach einem mühsamen Weg über Asche und über Lavageschiebe aus dem Jahr 1850, die nun in ihrer Erstarrung einem schwarzen Sturzacker gleich sehen, gelangten wir sehr ermüdet zu dem Einsiedler. Die kleine Einsiedelei liegt nahe am Observatorium, einem zierlichen Gebäude von entzückender, weithin herrschender Lage. Zweihundertjährige Linden umgeben sie in deutscher Traulichkeit, und ihre vom Vulcan unversehrte Kraft belehrte uns, daß dieser Punkt besonders geschützt sei. Es fällt nämlich der Aschen- und Steinregen in einer Parabole über die Einsiedelei hinweg, und der Hügel, auf welchem das Kirchlein steht, wird von dem Vesuv durch eine tiefe Austalung geschieden, also vor jedem Lavastrom geschützt. Außerdem zeigte uns ein schwarzes Schild mit gelben Messingbuchstaben, daß das Ganze in die Magdeburger Feuerversicherungsgesellschaft eingekauft sei. Am Heerde des Vulcans und in unmittelbarer Nähe seiner furchtbaren Verwüstungen ein Magdeburger Feuerversicherungspatent — das ist gewiß im höchsten Maß ergötzlich.

In frühern Jahren wohnte ein wirklicher Eremit an dem Kirchlein von San Salvadore; der Pfarrer von Resina hat ihn aus der einträglichen Stelle verjagt und kommt nun selber von Zeit zu Zeit hinauf,

dort Messe zu lesen und die Gäste mit Lacrimä Christi zu bewirten. Die kleine Gemeinde besteht aus einigen Colonen, die am Fuß des Vesuvs zerstreut sich angesiedelt haben, ferner aus der Bewohnerschaft des Observatorium, und der Gendarmenwache. Zur Pfingstzeit wird hier ein Fest gefeiert; dann kommen von den umliegenden Städten wol 12000 Menschen herauf und ziehen in Procession von San Salvadore bis zum Kreuz am Fuß des Vesuvs, um mit Gebeten den fürchterlichen Feuerdämon zu beschwichtigen. Nun ruht der Berg seit dem Jahr 1850, und auch damals war seine Verheerung nicht groß, der Lavastrom floß gegen Ottajano in ziemlicher Breite, verwüstete die Gärten des Fürsten dieses Namens und zerstörte das Kloster der heiligen Teresa wie einige Wohnungen.

Nach einem herrlichen Mal bei dem Pfarrer Don Michele, der uns obenein die liberalste Rechnung machte, weil er unsern Freund B. persönlich kannte, stiegen wir über die Lavaströme nach Resina hinunter. Dieses schwarze, endlose Lavafeld gewährt einen trostlosen Anblick. Aber auch hier ist der Mensch in seiner alles bewältigenden Industrie bewundernswert; denn kaum ist der Lavastrom erkaltet, so macht er sich daran, ihn zu benutzen. Selbst im Observatorium fand ich die bizarrsten künstlichen Grotten und Gartenumzäunungen von Lava, und in der Einsiedelei hatten wir unsern Kaffee auf einem zierlich gearbeiteten Tisch von Lava getrunken. Man meißelt selbst Büsten aus diesem Material, und wie herrlich es nach der Politur sich ausnimmt, sollte ich erst in Catania erfahren, wo die Mannichfaltigkeit

der Aetnalaven und ihre schöne Färbung mich in Erstaunen setzte.

Wir stiegen nun nach Resina nieder. Scharf gränzt hier die Lavawüste an die üppigste Rebenvegetation, und unmittelbar an der Lava und in der Asche selbst entwickelt der Granatbaum seine köstlichen Blüten, welche so brennend rot sind, als wären sie Blumen gediegenen Feuers. —

Die Fahrt war so heiter und so lohnend gewesen, daß wir beschlossen bald eine ähnliche zu unternehmen, und so rollte mit uns wenige Tage darauf der Wagen von neuem über die Magdalenenbrücke nach dem Vesuv hinaus. Diesmal wollten wir seine Ansicht von der entgegengesetzten Seite genießen. Wir fuhren also nach den Lavaströmen von 1850, die sich über Bosche tre Case und Bosche Reali hinaus erstrecken. Zum erstenmal sah ich hier diese merkwürdigen Dörfer, die auf der gefährlichsten Stelle am Vesuv selber sich angesiedelt haben. Ihre verlassene Lage mitten unter dem schönsten Grün, welches die vulcanischen Mächte nähren, ist so reizend idyllisch wie die der Aetnadörfer; aber noch mehr als diese haben sie ein ganz orientalisches Ansehen. Klein und gewölbt wie die Häuser auf Capri, sind ihre Wohnungen aus der schwarzen Lava gebaut, und selbst die Türme der Kirchen bestehen aus diesem düstern Material. Das Volk sieht wild, scheu und ärmlich aus — nirgends ein schönes Antlitz. Wir waren in einer Schenke in Bosche Reali abgestiegen, um von dort aus unsere Wanderung nach dem Lavafelde fortzusetzen. Vergebens fragten wir nach Früchten; unsere Begierde

nach ihnen wurde durch die Unmöglichkeit sie aufzutreiben gesteigert. Da bemerkten wir plötzlich, daß ein Pferd neben unserm Tisch aus einem Eimer mit größter Seelenruhe Johannisbrodfrüchte fraß. Es gab nun eine wunderliche Scene, da wir alle über den Eimer herfielen und das schmackhafte Pferdefutter mit verzehren halfen. Hier erfuhr ich's handgreiflich, daß man in Neapel die Pferde mit Johannisbrod füttert.

Wir besuchten die Laraströme. Scharf haben sie in die Weingärten hineingeschnitten, so daß unmittelbar an der Lava vieljährige Ulmenbäume stehen, um welche die Rebe ihre dreifachen Guirlanden schlingt. Um so grauenhafter erscheint durch den Contrast des heitersten Lebens der Natur die schreckliche Verwüstung. Ich sah nun auch die Trümmer vom Palast des Duca di Miranda in der Lava und Spuren anderer verheerter Wohnungen. Immer gleich prächtig zeigte sich auch von dieser Seite der Aschenkegel.

So war ich denn genugsam in die Mysterien des Vulcans eingeweiht, um nun endlich auch seinen Krater zu ersteigen. Ich hatte mir oft erzählen lassen, daß dieses Anklimmen auf den Aschenkegel des Vesuvs ermüdender sei, als die Besteigung des Aetnakegels. Nachdem ich beide Mühsale genossen habe, darf ich sagen, daß mir das Erklettern des Vesuvs wie ein Spaziergang vorkommt gegen die ungeheure Anstrengung, welche der Aetnakegel kostet, zumal in so verdünnter Luft und bei so starken Gasausströmungen des heißen und schwankenden Bodens. Ja, wenn man durch jene phlegräischen schwarzen Wüsten des Aetna, die nimmer zu enden schei-

nen, und über jene gigantischen Lavafelder stundenlang geritten ist, will dieser städte- und volkverschlingende Vesuv sich zu einem artigen Feuerspielzeug für die Neapolitaner verkleinern. Indeß gewährt sein Krater in seiner Kleinheit doch ein gedrängteres und lebhafteres, farbenglühenderes Gemälde der Hölle als ich auf dem Aetnakrater sah.

Es war eine köstliche Nacht als ich vom Vesuv herunterstieg. Die Sonne war im Meer von Ponza verglommen; bei wachsender Dunkelheit leuchteten die Städte der campanischen Ebene und Neapel in funkelnden Lichtern, und am tiefblauen Himmel stand durch die Unendlichkeiten des Raums hingezogen das feurige kriegverkündende Bild des Kometen — ein großer Anblick und die Seele ergreifend, weil auf einem Vulcan angestaunt.

5.

Man hatte mich in Neapel auf das Fest des heil. Paulinus in Nola aufmerksam gemacht, als auf eine höchst merkwürdige Erscheinung. Ganz Campanien, so sagte man, ströme dort zusammen, und es gebe ein Schauspiel das seines Gleichen nicht mehr habe. Ich machte mich also am 26. Juni dorthin auf, ohnehin neugierig Nola kennen zu lernen, welches so manche Erinnerung darbietet: Marcellus hatte einst vor den Toren Nola's dem großen Hannibal die erste Niederlage beigebracht, der Kaiser Augustus war hier gestorben, Tiberius hatte hier seine Herrschaft angetreten. Wer

wüßte ferner nicht, welche unerschöpfliche Fundgrube herrlicher Vasen Nola geworden ist; die schönsten, welche das bourbonische Museum besitzt, hat man hier, in Ruvo und in Santa Agata dei Goti gefunden, und wer sie gesehen hat, wird sich mit Vergnügen jener großen nolanischen Vase erinnern, welche in einer figurenreichen Composition die Zerstörung von Troja darstellt. Endlich müssen wir auch der Erfindung der Glocken gedenken, deren sich diese campanische Stadt rühmt; und auch der heil. Paulinus, einst Bischof der Stadt, ein trefflicher Poet und gelehrter Kirchenvater, ist ein gar nicht zu verachtender Stolz Nola's.

Saverino de Rinaldis hat ihn in einem lateinischen Epos besungen. Dies Gedicht ist dem Virgil nachgeahmt, und heißt die Paolineide. Ich kaufte es mir eines Tags im Hafen von Neapel, wo es mir bei einem Straßenbuchhändler in die Hände fiel, aber obwol mich das wunderliche Fest des Heiligen genug für ihn interessirt hatte, brachte ich es doch nicht über mich das Gedicht auszulesen. So viel wollen wir uns merken, daß der merkwürdige Mann im Jahr 351 in der heutigen Gascogne geboren war, daß sein Vater, Präfect von Gallien, sich noch zum Heidentum bekannte, und daß auch der Sohn darin aufwuchs. In Bordò zum Christentum übergetreten, wurde Paulinus bald sein eifrigster Anhänger. Er hatte den Consulat erlangt, und war zum Verwalter der Provinz Campanien ernannt worden. Hier verlegte er seinen Sitz von der Hauptstadt Capua nach Nola, aus keinem andern Grund, als weil dort der heil. Bischof Felix begraben lag, und

durch seine Wunder alle Welt herbeizog. Er entsagte dem weltlichen Leben; seine innern Neigungen und unglückliche Erfahrungen trieben ihn zum geistlichen Stande; war er doch einst des Brudermordes öffentlich angeklagt gewesen, und nur durch die Dazwischenkunft seines Lehrers Felix von der fürchterlichen Anklage gereinigt worden. Paulinus wurde Geistlicher; sein Genie als Dichter und gelehrter Kirchenschriftsteller brachte ihm Ansehen, sein heiliger Lebenswandel eine gränzenlose Verehrung. Er wurde der Nachfolger des heil. Felix auf dem Bischofstul zu Nola. Als er im Jahre 431 gestorben war, begrub man ihn in der Kathedrale; später kam sein Körper nach Benevent, und endlich in die Kirche des heil. Bartholomäus in Rom.

Was nun Paulinus im Gemüte des Volks lebendig erhält, sind weder sein Genie noch seine Wunder, sondern es ist eine gute That, die von ihm berichtet wird. Als er nämlich Bischof war, wurde der einzige Sohn einer nolanischen Wittwe von den Vandalen in die Sklaverei nach Afrika hinweggeführt. Paulinus machte sich in christlicher Selbstaufopferung auf die Reise, den Sohn zu lösen, und an seiner Stelle das Joch der Knechtschaft zu tragen. Nach vollbrachtem Werk kehrte er aus Libyen heim; die Nolaner aber zogen ihm aus der Stadt festlich entgegen, holten ihn ein und führten ihn mit Musik und Tänzen und seltsamen Feierlichkeiten auf seinen Bischofssitz zurück. Das war geschehen am 26. Juni eines ungewissen Jahrs; das Andenken dieses Tags wird nun alljährlich in Nola gefeiert, und versammelt eine unglaubliche Menschen-

menge, welche von den weitentlegensten Gegenden Campaniens heranzieht, an dem seltsamsten Volksfest teil zu nehmen.

Ich begab mich am frühen Morgen auf die nolanische Eisenbahn. Die Fahrpreise waren auf ein Minimum herabgesetzt, der Zudrang groß, alle Straßen mit Wagen jeder Art bedeckt, welche auf dem Landweg nach Nola eilten. Eine und eine Viertelstunde lang fuhr der Zug durch das blühende, weinrebenumgürtete Land, dessen unerschöpfliche Fülle ein ewiges Fest der Natur scheint. In Nola angelangt, sah ich denn schon vor den Toren eine unabsehbare Menschenflut sich gegen die Stadt ergießen. Ein Krammarkt war am Eingang aufgeschlagen, die alte Stadtmauer und ein daran stoßender Turm beklebt mit riesengroßen Bildern; da gab's im Turm selber die gran Foca marina zu sehen, und Trompeter wie Ausschreier machten über diesen Seehund einen unsaglichen Lärm von Trompetenstößen und Anpreisungen. Zugleich erscholl aus einem gegenüberstehenden Hause wüste Musik, und das alles übertönende Geschrei von Schauspielern, die auf einem Brett stehend zu ihren Künsten einluden. Nicht zu sagen ist die bunte Menge von Waaren, welche in den Buden ausgerufen wurden, noch der Lärm der in die Stadt Strömenden, noch die Grellheit der Farben, die sich hier in Tüchern und Kleidern und in den zahllosen Fähnchen zusammenfanden, welche man in Händen schwang.

Kaum war ich in die wimmelnde Stadt eingetreten, als mich eine nie gesehene Erscheinung verwirrte. Rauschende Musik drang aus einer Seitenstraße, ein

sonderbares Ungetüm kam dahergewandelt, dessen Anblick mich aus Campanien geradezu nach Indien oder nach Japan versetzte. Ich sah einen hohen, grell mit Gold, Silber und Rot überkleideten Turm von Lastträgern herbeitragen; er war fünf Stockwerke hoch, aus Säulen aufgebaut, mit Frontispizen, Friesen, Nischen, Bogen, unzähligen Figuren geschmückt, zu beiden Seiten mit bunten Fähnchen besteckt, mit Goldpapier, mit roten Decken, mit jeglichen Farben überzogen. Die Säulen metallglänzend rot, die Nischen goldgrundig mit den ausschweifendsten Arabesken verziert; die Figuren Genien, Engel, Heilige, Ritter in den buntesten Costümen; sie standen stockwerkweise über einander, hielten Füllhörner in den Händen, oder Blumenbüsche, Guirlanden oder Fahnen. Alles rauschte, knitterte, flatterte in der Luft, da der Turm selber auf den Schultern von etwa dreißig Lastträgern hin- und herschwankte. Es saßen in seinem untersten Stockwerk blumenbekränzte Mädchen, mitten inne ein Chor von Musikanten, mit Trompeten, Pauken, Triangeln, Zinken eine sinnverwirrende Musik erhebend.

So bewegte sich dieser Turm langsam weiter, über die Häuser der Straße wegragend, und oben auf der Spitze einen sonnenstralenden Heiligen gen Himmel haltend; und nun hörte ich auch von einer andern Seite her schallende Musik, und sah über den Häusern weg hie und da noch einen, und wieder einen und immer wieder mehrere solcher Wandeltürme hervorragen.

Mein Gott, fragte ich einen neben mir stehenden Mann, was ist denn dieses? Er antwortete mir in

einer unverständlichen Sprache, von der ich nichts begriff als die Worte guglia di San Paolino. „Ihr müßt wissen“, bemerkte hierauf ein Neapolitaner, welcher sich zu mir wandte, „daß dies die Festobelisken für den Heiligen sind; denn als er aus der Barbarei nach Nola zurückkehrte, gingen ihm die Bürger dieser Stadt tanzend entgegen, und trugen eben solche Obelisken vor sich her. Da könnt Ihr auch die andern sehen, sie alle ziehen nach der Kathedrale, um zu tanzen.“

Wir eilten auf den Platz des Doms, denn dort sollten jene Obelisken aufgestellt werden. Es kamen ihrer neun von verschiedenen Seiten herangezogen. Sie mochten alle von der nämlichen Größe sein, bis auf den einen Turm, den größten von allen, der sich 102 Palm hoch erhob, und dieser gehörte der Körperschaft der Landbauern an. Jedes bedeutende Gewerk (arte) stellt nämlich einen solchen Obelisk für das Fest her. Man arbeitet daran vier bis sechs Monate. Die Kosten dazu werden von den Gewerken aufgebracht, und belaufen sich für jeden Turm auf etwa 96 neapolitanische Ducaten.

Als ich diese sonderbaren Erscheinungen in der Nähe betrachtete, fiel mir erst auf, daß sie die architectonischen Abbilder jener barocken und bizarren Obelisken seien, welche auf einzelnen Plätzen Neapels stehen, und durch ihre ausschweifende, gränzenlos-phantastische Skulptur und Architectur von der Richtung neapolitanischer Phantasie ein so auffallendes Zeugniß geben.

Ein jeder der Obelisken hat seinen Standort in einer Straße neben dem Haus eines angesehenen Gewerk-

meisters. Man zimmert dort das wunderliche Wesen unter einem mit Leinwand überzogenen hohen Verschlag auf, welcher die Arbeiter und das Werk vor der Witterung schützt. Aus Mastbäumen und Querstangen macht man das erste Gerippe; man setzt Stockwerk auf Stockwerk, dann überkleidet man das Ganze mit Papiertapeten, doch nur an der Fronte und den Seiten, denn die vierte hintere Seite ist nur mit Myrtenästen, grünen Zweigen und einem Wald von Fähnchen überdeckt. Die Nebenseiten zeigen auf der bunten Papierverkleidung schwebende Genien, welche Guirlanden halten. Auf das kunstreichste wird die Vorderseite dargestellt; Maler wie Architecten sind dabei reichlich beschäftigt. Jedes Stockwerk hat korinthische Säulen, zwischen ihnen Nischen, darüber einen Fries. Man füllt die Nischen mit Gestalten aus; in die des untersten Stockwerks stellt man lebende Figuren: Mädchen oder Knaben, welche kurze Röcke und goldpapierne Helme tragen. In der mittleren Nische steht das Hauptbild; auf dem Obelisken der Landbauern oder Schnitter war es eine kolossale Judith in prachtvollem Gewand, das Haupt des Holofernes in der Hand erhebend; in andern Obelisken Heilige und Schutzpatrone. Nun folgen über dem Mittelbild und an den Seiten jedes Stockwerks Figuren mit den verschiedenartigsten Emblemen: Engel welche Fahnen, andere welche Harfen tragen, Genien mit Blumenkränzen und Füllhörnern. In der Mittelnische des obersten Stockwerks steht ein Engel, der ein Weihrauchfaß schwingt: dann folgt die goldene Kuppel, die das Ganze krönt, oder eine lilienartige Ausschweifung, über der sich

das oberste Heiligenbild abschließend erhebt. Auf dem Obelisken der Schnitter war dies der heil. Georg mit dem Malteserkreuz und einer weißen Fahne in der Hand.

Welchem Gewerk jeder Obelisk angehöre, sagt ein Attribut, das vom Fries der Mittelnische herabhängt; am Obelisken der Schnitter sah man eine Sichel; an dem der Bäcker zwei gewaltige Kringel; bei den Fleischern ein Stück Fleisch; die Gärtner hatten einen Kürbiß; die Schneider eine weiße Weste; die Schuster einen Schuh; die Pizzicaroli einen Käse; die Weinhändler eine Flasche herausgehängt. Nun ging jedem Obelisken noch ein Emblemträger vorauf: bei den Gärtnern ein Jüngling, welcher ein Füllhorn trug; bei den Schenkwirten sah ich zwei Doppelfiguren vorauftragen, angelehnt an einen versilberten Pfeiler, worauf ein Weintönnchen lag. Mir schienen diese Figuren dem St. Peter und St. Paul ähnlich zu sein.

Die Obelisken zogen, ein jeder mit dem Musikchor im untersten Stockwerk, nach der Kathedrale. Die rauschenden Klänge, die unabsehbar wogende Menschenmenge in den lebhaftesten Farben, mit den zahllosen Fähnchen von Gold und Silberpapier, die von Blumen und Mädchen lachenden Balcone der Häuser, die hereintaumelnden bizarren Türme, die flimmernde Sonnenglut des campanischen Himmels — dies war ein so sonderbares, grelles, schreiendes Schauspiel, daß es mich betäubte und mitten in das Heidentum zurückversetzte. Den Zug des Hauptobelisken eröffneten zwei sehr kleine, in deren Unterstock bekränzte Kinder saßen, dann folgte

ein Schiff, worauf ein als Türke gekleideter Knabe saß, eine Granatblume in der Hand. Hinter diesem Schiff trug man ein großes Kriegsfahrzeug mitsammt einem Stück Meer, das ihm als Fundament diente, und auf das vollendetste ausgerüstet. Auf dem Bugspriet stand ein junger Mensch in maurischer Tracht, vergnüglich eine Cigarre rauchend, auf dem Steuerbord aber kniete vor einem Altar die Figur des heil. Paulinus selber.

Sobald nun ein Obelisk vor dem Dom anlangte, begann das seltsamste Schauspiel; denn der ungeheure Turm begann zur schallenden Musik zu tanzen. Vor den Trägern her schritt einer mit dem Stab, und indem er den Tact angab, bewegten sich jene im tanzenden Rhythmus hin und her. Der Koloß schwankte, er schien fallen zu wollen; die Figuren bewegten sich, die Fahnen rauschten. Einen Turm auf lebendiger Menschen Schultern also balanciren zu sehen, war mir eine ganz unerhörte Erscheinung. Und so stellte sich jeder Obelisk tanzend vor dem Dome dar; dann und wann tanzte einer gegen den andern. Der Einzeltanz und Gegentanz währte etwa fünf Minuten. Hierauf blieb der Obelisk vor der Kathedrale stehen, und sobald er dort Posto gefaßt hatte, begann vor ihm ein Ringeltanz von Jünglingen und Männern. Deren zwanzig etwa schlossen sich im Kreise so zusammen, daß ein jeder seine Arme auf die Schultern seiner Nebentänzer legte; während sie in dieser Stellung im Kreise sich bewegten, führten in der Mitte des Ringes zwei Solotänzer die graziösesten Touren auf. Sie hoben einen dritten auf ihre Arme, und indem sie mit ihm tanzten, tanzte dieser selbst in liegender Stellung

mit den Gliedern. Zuletzt ward er matter und matter, bis er vom Taumel hingenommen das Haupt sinken ließ — er war todt. Indeß umtanzte der ganze Kreis im lebhaftesten Tact diese Gruppe; nach kurzer Zeit richtete sich der Todte wieder auf, und lachend sein Haupt erhebend, schlug er mit den Fingern Castagnetten in der Luft. Mir fiel der Cultus des Adonis ein; aber niemand hat mir über diesen mystischen Tanz eine Aufklärung zu geben vermocht. Vor jedem Obelisken tanzte man ihn, doch auch in wechselnder Weise, denn ich sah in der Mitte des Kreises athletische Künste ausführen, da jener dritte Tänzer sogar auf dem Kopf seines Trägers balancirte, und in den gewagtesten Bewegungen sich sehen ließ. Auch das große Kriegsschiff ließ sich den Tanz nicht nehmen. Oft schallte die Musik von vier Obelisken zugleich, und vereint mit dem Geschrei der Tausende und aber Tausende gab sie ein Concert, das nicht auszusprechen ist. —

All dies geschah draußen vor der Kathedrale, während drinnen der Bischof von Nola in unerschütterter Seelenruhe die christliche Messe las, und die Gläubigen ungestört auf den Knieen lagen.

Nachdem der Tanz der Obelisken und die Messe des Bischofs beendigt waren, schloß die religiöse Ceremonie mit einer Procession der Geistlichkeit und der Mönchsorden. Ich machte die Bemerkung, daß ich nirgend in italienischen Ländern so stattliche und so in Gesundheit blühende Mönche gesehen hatte als hier. Es bewirkt dies der Himmel Campaniens, die Fülle und Heiterkeit der Natur, endlich die Freiheit des Genusses, welche

sich neapolitanische Mönche herausnehmen. Die Procession hielt ihren Umzug durch die ganze Stadt, und hinter ihr her folgten auch die Obelisken; ein unaufhörliches Schießen und Knallen von Handbomben verbreitete sich im Augenblick über alle Straßen.

Es war Mittagsstunde; die religiösen Functionen waren beendigt, das Volk ging seinem Vergnügen nach. Ganz betäubt von dem infernalen Spectakel und von dem Gedränge ermattet, fand ich mich in einer Trattoria, die von Landleuten bereits erfüllt war. Ueberall liebt man hier das Grelle und Bunte; selbst die Wände dieser Schenke waren bunt bemalt und die Ziegel farbig ausgestrichen. Ich sah unglaublich große Schüsseln voll von Maccaroni, unglaubliche Massen von gebratenem Lammfleisch auftragen und verschwinden. Der rotdunkle Wein wurde aus zweihenkligen Vasen von Terra-Cotta getrunken. Nicht wie in Ober- und Mittelitalien trinkt man hier den Wein aus gläsernen Gefäßen, sondern wie in uralten Zeiten aus Krügen. Lebhaft mußte ich hier der Terra-Cotten Campaniens gedenken, und mich daran erinnern, daß der Boden Nola's dieser herrlichen Gefäße voll ist. Nun mundete mir der Wein doppelt gut, da ich ihn aus einem Kruge trank, der wenigstens in seiner Form noch den alten Vasen ähnelte, und selbst unter den pompejanischen Gebrauchsvasen, die im Museum von Neapel aufbewahrt werden, hatte ich eben diese Gefäße mit zwei Henkeln und der in Kleeblattform gebildeten Mündung betrachtet. Die jetzt in Campanien allgemein gebrauchten Trinkkrüge sind weiß überlasirt;

ihre Topfmalerei hat freilich nichts von dem griechischen Stil an sich.

Nachmittags trieb die fast unerträgliche Hitze in die Caffés. „Nobile Caffé" heißt in campanischen Städten jedes einigermaßen anständige Caffeehaus. Ich suchte das alleredelste auf; es war zum Ersticken angefüllt; Bauern, welche ritornelli sangen, Improvisatori, Herren, Damen in besten Festkleidern, alles saß, stand, ging durcheinander. Eis ward in großen Scheiben gegessen, von vortrefflicher Zubereitung. Niemals hatte ich so sehr empfunden, welch ein köstliches Labsal Sorbetto sei, als hier, denn die schwüle Hitze war erstickend; und so währte es nicht lange Zeit, daß ich in diesem Menschengewühl in einen halben Schlaf versank, von den wunderlichsten Vorstellungen heimgesucht, von Marcellus und Hannibal, dem sterbenden August, der Livia und Tiberius, von den Bacchantinnen pompejanischer Fresken, von nolanischen Vasen, und durch meinen Kopf tanzten die seltsamen Obelisken und der heil. Paulin. Draußen wogte das endlose Geschrei der Menge. Wenn es so recht wie ein Element anschwillt, läßt sich dabei schlafen wie beim Wellenrauschen des Meeres.

Die Stadt, welche ich durchwanderte, hat nichts merkwürdiges, aber sie ist freundlich und sauber, und zu allen Seiten lacht das üppige Grün der Gärten herein. Im Altertum war sie nicht unbeträchtlicher als Pompeji, welches damals mit Nola im lebhaftesten Verkehre stand, weil alle drei blühende Städte Campaniens, Nola, Nocera und Acerra, in Pompeji, am Ausfluß des Sarno, ihren gemeinschaftlichen Hafenplatz hatten.

Das Meer, welches jetzt weit hinter Pompeji sich zurückgezogen hat, bedeckte einst einen großen Teil dieser herrlichen Ebene.

Ich war aus der Stadt gegangen, um zu dem Kloster Sant Angelo hinaufzusteigen, einem schön gelegenen Franciscanerconvent mit luftigen Hallen in einem Hain von Fruchtbäumen. Auf der Landstraße erreichte ich eine schon vom Fest heimkehrende Familie. Es war eine Matrone mit ihren Enkeln, wol achtzigjährig und von einer wahrhaft classischen Schönheit, groß von Körper, ja von tragischen Maßen der Gestalt, gekleidet in ein langes weitfaltiges Gewand von carmoisinfarbner Seide mit einem breiten Saum von Goldbrokat, die Taille hoch nach griechischer Weise; über dem Gewand trug sie eine gleich rote goldgestickte Jacke, um das greise Haar ein Stirnband nach der Weise von Pompeji. Wie diese stattliche Gestalt dahinschritt, schien sie einem antiken Fürstenweib, einer Königsmutter zu gleichen; und wahrlich sie hätte in den Persern des Aeschylus als die Atossa, des Dareios erhabene Gemalin, und die Mutter des Xerxes wol figuriren können. Ich hatte mich an diese Gesellschaft angeschlossen, und obwol eine der Enkelinnen der Alten von hoher Schönheit war, vergaß ich dennoch über dieser Matrone alle Freude an der blühenden Jugend. Denn kaum konnte ich den Blick von ihrer imponirenden Gestalt wegwenden. Die Enkelinnen waren nicht so reich gekleidet, sie trugen bunte bauschärmelige Röcke und das Kopftuch dieser Gegenden. Man nennt es hier Mucador; es wird nicht ganz um den Kopf gewunden, sondern nur

leicht um den Hinterkopf geschlungen, so daß die Haarflechten um die Schläfe sichtbar bleiben. In eben dieser Weise sieht man auf Fresken von Pompeji Frauen das Kopftuch tragen. Leider verstand ich fast gar nichts von dem Dialekt, welchen diese Landleute redeten; sie luden mich in ihr Haus zu Gast; es liege, so sagten sie, nur wenige Millien von Nola entfernt. Gern hätte ich in das Hauswesen dieser Familie hineingeblickt, aber ich schlug ihre Einladung aus, weil der Tag sich neigte und mich Sant Angelo und die Aussicht in die Ebene von Nola reizte.

Es ist ein herrlicher Blick in diesen unermeßlichen Fruchtgarten, den man von jenem Kloster aus genießt. Links erblickt man den Monte Somma, der seinen Zwillingsbruder, den Vesuv, verdeckt, rechts die Berge von Maddalone, über dem Kloster hinauf die verfallene Burg Cicala, welche malerisch einen Hügel krönt. Zwischen diesen Bergen nun liegt die Campagna von Nola, ein Wald von Pappeln, Ulmen, Fruchtbäumen, um welche die Rebe ihre Guirlanden windet. Zwischen den Bäumen wächst der herrlichste Segen von Mais und Weizen in Fülle, und allerorten prangt die Citrone und die Granate. In diesem endlosen Park liegt die Stadt begraben, in ein Meer von Laub, Weinranken, Blumen und Sonnenlicht versunken. Wol ist dies ein Land, wo solche Feste entstehen müssen; die schwelgerische Natur ist hier ein ununterbrochener Schöpfungsjubel.

Ich verließ Nola am Abend. Es sollte noch ein Pferderennen gegeben werden, und Nachts Illumination mit Lichtern und bunten Ampeln das Auge ergötzen.

Als ich nun am Spätabend auf dem Quai Santa Lucia in Neapel im Fenster lag, sah ich zahlloses Fuhrwerk mit Rückkehrenden über die Chiaja eilen; die Maulthiere mit Bändern und Blumen geschmückt, die Menschen ihre Fähnchen schwenkend, Wagen, Thiere, Volk vom Staube weiß gepudert; und so jagten sie jubelnd und jauchzend auf der Chiaja hin, um auch noch den Corso in der Stadt mitzunehmen.

6.

Wer je von Salerno aus längs dem Meere nach Amalfi gewandert ist, wird wol mit Entzücken dieses Strandes gedenken. Nichts schöneres wird er in neapolitanischen Landen gefunden haben. Von allen Wanderstraßen, die ich in Italien gezogen bin, hat mir diese den reizendsten Eindruck zurückgelassen.

Sie führt immerfort hoch am Gestade entlang, da der Weg spiralförmig am Ufer hinläuft. Man hat also zur Rechten über sich die bräunlichen Bergkuppen, die grünen mit Ortschaften bedeckten Täler, die sich zwischen ihnen herniedersenken, unter sich das azurblaue Meer, und immerdar den Blick über die See auf Pästum und die Berge Calabriens bis zum Cap Licosa, wo sich die Küste, nach dem Golf von Policastro umbiegend, dem Auge entzieht.

Der erste Ort auf dieser Straße und nahe bei Salerno ist Vietri. Die Lage dieses Städtchens erinnerte mich an Tivoli. Eine tiefe und große Schlucht zieht

sich dort hinunter, vom Wasser durchbraust, welches vielerlei Mühlen treibt. Auf dem Rande steht Vietri, braun und bizarr, mit gekuppelten Kirchen und Capellen. Tief unten liegt an dem weißesten Strande die Marine mit ihren Segelkähnen. Fast ein jeder dieser Orte, die hoch auf dem Ufer stehen, hat seinen kleinen Hafen. Da gab es die stillsten Fischerscenen, die sich besser in der Natur ausnahmen als auf der Leinwand, und blickt man von den Klippen auf die smaragdgrünen Wellen hinunter, so scheinen die Barken auf ihnen wie in ätherklarer Luft zu schweben.

Nun regt der Anblick so vieler Türme am Meer und so mancher Burg auf den Felsenkronen die Erinnerung an, daß man jener Zeit gedenken muß, wo hier die Normannen ihr merkwürdiges Reich stifteten, welches in der Geschichte der Cultur Epoche machte, und weit hinein ins Abendland, wie ins Morgenland gewirkt hat.

Es waren wunderliche Zustände in Süditalien; wüste Herrschaft von Griechen und Langobarden, ewige Streifzüge der Araber, und glänzende Republiken, wie Amalfi, Gaeta und Neapel. In jenem schönen Salerno, das sich nun so friedlich am Meer erhebt, herrschte der Langobardenfürst Waimar; eben lag eine Flotte der Saracenen vor der Stadt, und die Moslems stürmten die Mauern. Die Salernitaner waren verweichlicht, wie Sybariten und Byzantiner; die schlecht bewehrte Stadt drohte zu fallen. Nun fügte es sich, daß zu dieser Zeit vierzig Pilger, Normannen, auf amalfitanischen Schiffen vom heiligen Grabe zurück und nach Salerno gekommen

waren. Sie forderten Waffen, stürmten aus dem Tor und stürzten unter die Moslems; ihnen folgten die beschämten Salernitaner; nach einem großen Blutbad hoben die Saracenen die Belagerung auf. Waimar belohnte die Pilger fürstlich, und nachdem diese in die Normandie zurückgekehrt waren, entzündeten sie die Phantasie ihrer Landsleute durch Erzählungen von jenen seligen Küsten Salerno's, von dem ewigen Frühling des Landes, den süßen Früchten und den Schätzen, welche tapfere Männer dort erbeuten könnten. Also machten sich abenteuernde Normannen zuerst unter Dragut nach dem Süden auf. Es war der Anfang des eilften Jahrhunderts. Dies Geschlecht war glücklicher als Napoleoniden und Muratisten.

Sismondi erzählt, daß sich seit jenen Tagen in der isländischen Sprache, der alt-scandinavischen Mundart, noch das Wort figiakasta erhalten habe, d. h. nach Feigen Lust haben, eine bildliche Redeweise für den Begriff einer heftigen Sehnsucht überhaupt.

Aber nun sind wir vor Cetara am Ufer angelangt, einem wonnesamen unbeschreiblich reizenden Ort, ja einer elysischen Frucht-Oase in rauhfelsigen Bergmassen. Mir fiel gleich die maurisch pittoreske Bauart auf. Die Häuser sind klein und einstöckig, mit Logen und Verandas versehen, welche Weinreben umschlingen; ihre Dächer gewölbt und schwarz übertüncht. Die bizarre Architectur der kleinen Kirchen hebt sich phantastisch aus dem dunkeln Laub der Orangenbäume. Es war eine so fremde Erscheinung, daß man wol wähnen mochte bei Kairewan zu sein, mitten in einer uneuropäischen Cultur. Alles

lachte von Sonnenglanz, Goldfrüchten und fremden Blüten; die weißen, kleinen Häuser mit ihren Verandas waren alle in das üppigste Grün wie eingesponnen. Nirgend Unreinlichkeit, alles sauber und zierlich wie die Orangen, die Johannisbrodbäume und Maulbeeren, und fremd wie der blütenbedeckte, stachlichte Cactus und die hohen Aloestauden.

Das schöne Cetara war der erste Ort an dieser Küste wo sich Saracenen niederließen, sich anbauten und weiter bis nach Amalfi hinauf über Majori und Minori, bis nach Scala und Ravello Colonien gründeten.

Denn schon vor der Eroberung Siciliens streiften Moslems an diesem Strande. Die langen Kämpfe der Griechen mit den Städten, und dieser mit den Langobarden Süditaliens, zogen sie herein. Die Stadt Neapel selbst machte damit den Anfang im Jahr 836, da sich ihr Consul Andreas an die Araber um Hülfe wandte, um sich dem Fürsten Sicard von Benevent zu entziehen. So schloß die damals blühende Republik ein Bündniß mit den Saracenen, ungeachtet der Bannstralen der Päpste und der Drohungen des griechischen wie des römischen Kaisers. Dies Bündniß dauerte ein halbes Jahrhundert, und Chronisten erzählen, daß der Hafen von Neapel damals aussah wie ein saracenischer Port. Als nun nach Sicards Tode im Jahr 839 die Langobardenherrschaft in Benevent und Salerno auseinanderfiel, und dort Radelchis, hier Siconulf sich befehdeten, so rief jeder dieser feindlichen Fürsten einen Saracenenschwarm zu sich. Siconulf nahm in Dienst den Moslem Apolofar mit einem Heerhaufen von Kreta; diese

Araber sah man frank und frei in Salerno einhergehen; sie bauten sich in der Umgegend an.

Nachdem jedoch Siconulf und Radelchis im Jahr 851 friedlich in Benevent und Salerno sich geteilt hatten, setzten sie in den Friedenspact ausdrücklich die Bestimmung: die Moslems nicht mehr auf der Küste zwischen Amalfi und Salerno zu dulden. Trotzdem blieben viele Saracenen zurück, die sich hatten taufen lassen. Sie haben jenen Orten für die Dauer ein maurisches Gepräge aufgedrückt. Andere kamen von Sicilien herüber, als im Verlauf des neunten Jahrhunderts ganz Calabrien muselmannisch zu werden drohte, in Bari ein eigener Sultan herrschte, Tarent in ihre Hände gefallen war, und sie selbst Rom bedrohten, wo sie die Kirchen Sanct Peter und Sanct Paul überfielen und plünderten, während Neapel ihnen fortdauernd Freundschaft hielt, trotz dem Kaiser Ludwig II.

Sie siedelten sich in Cetara von neuem an im Jahr 880; im selben Jahre gab ihnen die Republik Neapel ein Stück Land am Sebetos; unter dem Vesuv setzten sie sich fest, in den classischen Gegenden Pompeji's, endlich auch am Garigliano, von wo aus sie ganz Campanien durchstreiften. Auch in der Nähe von Pästum stifteten sie ihre Colonie in Agropolis.

Sie schwanden aus diesen Gegenden nicht einmal zur Zeit der Normannenherrschaft. Viele waren Christen geworden, andere blieben im Dienst Ruggiero's, und so brachten sie in das schöne Land Salerno orientalische Sitten und Cultur. Der Name Cetara selbst scheint arabisch, und klingt nach der Guitarre.

Die Sonne brannte schon heiß auf den nackten Felsen, an denen wir rüstig weiter schritten, und noch war es weit bis Amalfi. Von hier ab wird die Küste immer entzückender. Wolkenhohe Berggipfel steigen schroff empor; ihre braune Farbe im brennenden Sonnenlicht, welches nun das Meer zu unsern Füßen immer tiefer erblauen ließ, lag im schönsten Gegensatz zu Himmel und See. Auf einzelnen Bergspitzen schwärzliche Ruinen alter Castelle aus der Normannenzeit. Sie beschirmten einst die Ortschaften, welche unter den Berghängen liegen. Dort liegen nun überraschend herrlich Majori und Minori, die schönsten Punkte dieses Ufers, Städtchen gleich jenem maurischen Cetara, in märchenhafter Stille, in Gärten versteckt und an die Berge angelehnt.

Der Strand von Minori und Majori ist das reizvollste was die Ufer der Golfe von Salerno, Amalfi und Sorrent zu bieten haben, und, auf die Gefahr der Ketzerei beschuldigt zu werden, will ich es dreist behaupten, daß ihre Lage die von Sorrento weit übertrifft. Es sind paradiesische Idyllen von der zaubervollsten Ruhe, klein und lieblich, schattig und kühl, sonnig und träumerisch aus der Welt verloren. Nirgend sah ich Orte von solcher Grazie. Da liegt zuerst Majori, welches Sicard von Salerno im neunten Jahrhundert erbaute; ein schmaler Strand, schneeweiß und feinsandig, faßt seine Marine ein. Oben hängen Gärten von den terrassirten Bergen; lockend stehen dort die zierlichen weißen Häuser, von denen ein jedes eine Villa zu sein scheint. Hoch oben erhebt sich malerisch ein altes Schloß. Die stillsten Wege und Straßen verlieren sich in den Berg

hinein, von dem ein munteres Wasser herunterströmt. Die zauberische Einsamkeit befängt das Gemüt, und wol steigt jedem Wanderer die Sehnsucht auf, hier zu leben, oder doch einen Sommer zuzubringen; nun gar dem Nordländer wird ganz und gar „Figiakasta" zu Mut.

So saßen wir denn auch in einer zierlichen, buntgemalten Schenke am Meer, bei den Weinbechern, saftige dunkle Feigen und goldne Orangen vor uns aufgeschichtet. Die warme Sonne flimmerte; die stille Luft, das Atmen des Meers und der Duft der Blumen machten uns schlaftrunken.

Und wir fanden uns auch drüben wieder in dem nahen Minori halb eingeschlafen in einem Kaffeehause. Die Häuser sind hier alle so klein und niedlich wie die pompejanischen. Jenes Stübchen war so enge, daß nicht vier Menschen darin bequemen Platz hatten. Am Schenktisch stand der Wirt mit einem Fliegenwedel in der Hand, und wedelte uns Luft zu und die Fliegen ab, und schwatzte allerlei Geschichten im Dialekt jener Gegenden, besonders von den Maccaroni, welche hier wie am ganzen Ufer von Amalfi gefertigt werden und das ganze Königreich Neapel versorgen.

Wir stiegen in der Nachmittagssonnenglut die Berge von Minori aufwärts, bogen um einen Ufervorsprung und sahen vor uns Atrani, welches durch einen gigantischen Fels von Amalfi getrennt wird.

Die Lage Atrani's ist durch Großartigkeit überraschend. Auf dem höchsten Ufer, dessen Felsen sich wolkenhoch auftürmen, zieht es sich in Pyramidenform

bergan. Die pittereske Bauart der Häuser mit Logen macht den sonderbaren Anblick noch fremder, und herrlich wirkt die weiße Farbe der Mauern auf dem schwärzlichen Grunde der Felsen. Diese teilen sich zur Seite des Orts in zwei gigantische Massen, durch welche sich eine tiefgrüne Talung senkt. Auf deren oberstem Rande sieht man den Ort Pontone stehen, ein Prospect von unbeschreiblicher Großartigkeit. Die Felsen krönen Türme und Castelle; hoch oben grünt in den Spalten des Gesteins die Zwergpalme. Es liegen rings auf den steilsten Bergen andere Orte, nur mit Mühe zu erklettern, in der wildesten Felseneinsamkeit, doch selbst auf dieser Höhe noch umgrünt von üppigem Weinwuchs und schattigen Castanienhainen. Hoch über Atrani stehen Pontone, Minuto, Scala und Ravello.

Unter diesen Orten ist Ravello ausgezeichnet als saracenische Erinnerung. Es liegt hoch und wunderbar schön über Atrani. Man steigt von hier auf einem schwierigen Pfade, durch bedeckte Gallerien und über Felsgestein einen wild romantischen Weg empor, immer zwischen Weingärten, Johannisbrodbäumen und Castanien. Der Blick auf das Meer wird, je höher man klimmt, desto entzückender. Ueber braune mit Türmen gekrönte Felsen blickt man in die blaue See hinunter, welche in wonnevoller Klarheit zwischen den bizarren Bergkuppen von Pontone hereinzuquellen scheint. Unter den Füßen grüne Bergsenkungen, bedeckt mit Wohnungen glücklicher Menschen, die nun kein Saracene mehr aufstört.

Wir kamen an den verlassenen Convent der Clarissinnen, und sahen hier zuerst den maurischen Bogen-

stil. Dann stiegen wir nach Villa Cembrono hinüber, einem in Oleandern und Rosen vergrabenen Landhause eines reichen Neapolitaners, welches von der Höhe eines Felsens kühn in's Meer hinuntersieht. Diese Vigna ist unvergleichlich, und vor allem setzte mich die große Pergola oder Rebenlaube in Erstaunen, die quer durch den herrlichen Garten läuft. Es war ein von weißen Pfeilern getragenes Dach, ganz in üppiges Rebenlaub gehüllt, und voll von schwellenden Trauben; in dem sauber gehaltenen Garten flammte ringsum die köstlichste Blütenpracht ungezählter Gewächse des Südens, in der vollen Glorie des Julimonats. Am Felsenrand ein Belvedere, von erschrecklichen Marmorfiguren eingefaßt, die aber aus der Ferne gesehen von guter Wirkung waren. Von hier aus sieht man die stralenden Meeresweiten, die traumhaft verschwommenen Küsten Calabriens mit ihren silbernen Bergspitzen, die mächtig ragende Punta di Conca und das finstre Cap d'Orso bei Magiori; alle diese Berge von den schönsten Schwingungen der Formen, von einer ernsten, bronzenen Plastik. Ja, dies ist eine Aussicht, die man mit tagelanger Mühe erkaufen würde; und hier ist sehen und schweigen besser, als reden. Schaut man aus diesem Armida-Garten voller Rosen und Hortensien in jenes sirenische Meer, das ein zweiter lichtdurchdrungener Himmel zu sein scheint, dann sehnt man sich zu fliegen. Ich glaube, Dädalus und Ikarus saßen einst in seliger Abendruhe auf solchem Felsenvorsprung über dem kretischen Meer; da erfaßte sie Sehnsucht zu fliegen; sie erhoben sich und machten sich Schwanenflügel.

Wir stiegen weiter aufwärts nach dem Kloster Sant Antonio. Auch dies ist ganz moresk, mit kleinen Ziersäulen in gebrochenen Bogen; seine Lage paradiesisch. Nun aber traten wir in das alte Ravello ein, und hatten plötzlich, mitten in dieser abgelegenen Felsenwildniß, eine maurische Stadt vor uns, an Türmen und Häusern mit phantastischen Arabesken ganz arabisch anzusehen. Sie ist aus schwarzem Tuff gebaut, einsam in grüner Bergöde, wunderbar still, verlassen und todt. Hier ist die Welt hinweg geschwunden; nichts als Bäume und Felsen; tief unten in träumerischer Ferne bisweilen das purpurfarbne, blitzende Meer. Hohe und schwarze Türme in Gärten, bizarre Architecturen moresken Stils mit halbzerstörten Arabesken über den Fenstern und den graziösen, kleinen Säulen in den Bögen.

Am Markt steht neben der Kirche ein altes maurisches Haus, ebenfalls aus schwarzem Tuff gebaut, und phantastisch mit Arabesken geschmückt. Zwei wunderlich gebildete Säulen schließen die Ecken. Das Dach besteht aus einer Reihe gewölbter Aufsätze nebeneinander. Man nennt dieses fremdartige Gebäude il teatro moresco. Ohne Zweifel war es einer der Paläste der alten Signoren Ravello's. Denn diese jetzt öde und verkommene Stadt war ehemals eine blühende Colonie Amalfi's, und zählte 36000 Einwohner. Reiche Familien verpflanzten allen Luxus hieher, welchen die Verbindung mit dem Orient und die fortdauernde unmittelbare Berührung mit den Saracenen Siciliens erzeugen mußte. Besonders mächtig waren die Afflitti, Rogadei, Castaldi, und vor allen die Ruffuli. Diese Herren bauten sich

prächtige moreske Paläste in den schönsten Gärten, mit Fischweihern und springenden Fontänen, streng nach dem Stil der Araber, und arabische Baumeister führten die Anlagen aus. Man weiß, daß Ravello in beständigem Verkehr mit den Saracenen blieb, daß solche selber hier wohnten, und daß bis auf Manfred's Zeit Araber hier in Garnison lagen. So geschah es daß dieser Ort einer der ersten in Süditalien war, welcher rein maurische Architectur in sich aufnahm, und daß er heute einer der wenigen ist, die deren Ueberreste erhalten haben.

Ich fand in dem kleinen Ravello fast ebenso viel moreske Architectur als in Palermo selbst, wo die Schlösser Cuba und Zisa bis auf die Umfassungsmauern geschwunden sind. Da ist gleich der Palast Rufsuli eine wahre Fundgrube saracenischen Baustils jener Zeit und Gegenden. Er liegt in einem Garten, und gehört wie dieser seit drei Jahren dem Engländer Sir Francis Nevil Reed, der ihn erst aus dem Schutt hat ausgraben lassen. Der schöne Palast ist eine kleine Alhambra zu nennen, ein Gebäude von mehr als dreihundert Gemächern in drei Etagen, die alle von moresken Säulen getragen werden. Die Säle sind mit Arabesken reich verziert, und haben ganz den sicilisch-arabischen Charakter. Sie müssen von einer feenhaften Pracht gewesen sein. Daneben steht noch eine Rotonde in moreskem Geschmack mitten im Garten, und ein Rest von Mauern, wie ein viereckiger Turm, welcher ebenso ausgeschmückt ist; Bogen und halbversunkene Hallen lassen auf andere Anlagen von Bädern und Höfen schließen, die ein wolgeschlossenes und zugleich

castellartiges Ganze müssen gebildet haben. Man kann sich hieraus eine Vorstellung von dem unermeßlichen Reichtum machen, der in den Familien Ravello's zu jener Zeit aufgehäuft lag.

Wie nun alle diese Landschaften Neapel's herabgekommen sind, lehren solche Ueberreste alter Herrlichkeit in den verarmten Städten. Zweimal blühten jene von der Natur überschwänglich gesegneten Küsten: im griechischen Altertum, wovon das nahe Pästum das redende Zeugniß gibt, und im republicanischen Mittelalter, als Neapel, Gaeta, Amalfi, Sorrent mit ihren Flotten die Meere bedeckten, lange bevor sich der republicanische Geist, der letzte Rest altgriechischer und römischer Städteverfassungen, nach Norditalien zog, und Genua, Pisa und Venedig eine Rolle spielten. Das erstemal zerstörten die Römer die Blüte Süditaliens, das zweitemal sank sie unter der Fremdherrschaft der Normannen, und tiefer und tiefer bis zum heutigen Elend. Es fehlt noch an einer gründlichen Geschichte jener süditalischen Republiken vom siebenten Jahrhundert bis auf Roger von Sicilien. Die Archive Neapel's sind voll von Material, aber die ägyptische Finsterniß bedeckt sie.

Ich sah unterdeß ein wunderbares Lichtphänomen über dem Meer, als ich im Garten des Palasts Ruffuli stand. Die Sonne ging eben unter. Die Berge von Pästum und von Salerno erblaßten schon zu einer tiefgrünen Sammetfarbe; hoch über Pästum aber schwebte ein riesiges, weißes Gewölk, welches den vollen Glutbrand der Abendröte empfing. Es glich einer über die Himmel wachsenden Feuerrose, und so warf es sein

Licht über das Meer, den ganzen Golf von Salerno entzündend, bis es sich nach und nach vergoldete, dann mit blaßgrünen Farbestreifen durchzog, in's Viole, Gelbliche, Graue hinüberspielte und endlich erstarb. Dies unbeschreibliche Wolkenphänomen ließ mich nicht von der Stelle, und schon dunkelte der Abend.

Ich könnte noch mancherlei Dinge von Ravello erzählen, zumal vom alten Dom, den Niccolo Ruffuli im elften Jahrhundert erbaute, wo eine seltsam mosaicirte Kanzel und alte Bronzethüren zu sehen sind, und wo in einer Ampolla das Blut des San Pantaleo so gut flüssig wird wie jenes des San Gennaro; aber es sei genug, denn man muß weder zu viel sehen noch zu viel erzählen.



Palermo.



1. Die arabische Periode.

Sicilien war das erste europäische Land, welches die Saracenen überfielen, nachdem die arabische Herrschaft sich über die Nordküsten Afrikas ausgebreitet hatte. Seit dem siebenten Jahrhundert wurde die Insel von ihnen angegriffen; sie kamen von Asien, dann von Afrika, von Candia und von Spanien, planlos herumschwärmende Corsaren. Aber erst im Jahre 827 faßten sie den bestimmten Plan der Eroberung.

Michele Amari hat in seiner Geschichte der Muselmannen in Sicilien mit umsichtiger Kritik die Thatsachen der arabischen Invasion aus allen vorhandenen Quellen klar wieder hergestellt. Diese sind bei den Italienern die Chronik des Johann Diaconus von Neapel (850), der Anonymus Salernitanus (gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts); bei den Byzantinern der Chronograph Constantin Porphyrogenitus und dessen Nachfolger; bei den Arabern Ibn-el-Athîr, Nowairi und Ibn Khaldûn. Es war in Sicilien, welches unter der byzantinischen Herrschaft schwer zu leiden hatte, eine militärische Revo-

lution ausgebrochen; der General Eufemius hatte sich erhoben, die Insel von Konstantinopel loszureißen. Aber die nichtsicilischen Truppen schlugen sich wieder zu Byzanz, und zwangen den Rebellen sich nach Afrika in die Arme der Aghlabiten zu werfen. So wurde der Sicilianer aus Haß und persönlicher Rachlust zum Verräter an seiner Religion und seinem Vaterlande.

Er machte in Kairewan Ziâdet=Allah den Vorschlag ein Heer nach der Insel zu senden, welche mit Hülfe der empörten Sicilianer leicht zu erobern sei. Er selber begehrte für sich den kaiserlichen Titel. Die Stimmen in Kairewan waren geteilt, da viele die Unternehmung für zu gewagt hielten. Doch Ased=ben=Forâd, der 70jährige Kadi der Stadt, berühmt und gefeiert als Rechtsgelehrter, bestimmte den Herrscher zur Unternehmung, und übernahm selbst den Oberbefehl. Araber, Berbern, flüchtige spanische Saracenen, Perser und die Blüte Afrikas, segelten am 13. Juni 827 auf 70 bis 100 Barken aus dem Hafen von Susa aus, nicht stärker als 700 Pferde und 10000 Fußsoldaten. Sie landeten am 17. Juni bei Mazzara. Den General Palata schlugen sie in einer blutigen Schlacht, während welcher Ased, wie einst Mohamed und Ali, in verzücktem Gebete lag, das Capitel des Korans Ja=Sin betend. Bald darauf zogen die Saracenen gegen Syrakus; sie schlugen ihr Lager in gewissen Hölen um die Stadt her auf, wie der arabische Geschichtschreiber sagt, das heißt in den berühmten Latomien. Ein Jahr lagen sie vor Syrakus, aber die Griechen hielten sich tapfer, ermutigt auch durch die Hülfe, die der Doge von Venedig, Giu=

stiniano Partecipazio, zugesagt hatte. Die Saracenen wurden durch die Pest decimirt, wie alle Heere, die einst vor Syrakus lagen, zumal die der Carthager und der Athener. Auch Ased-ben-Forâd starb an der Krankheit im Jahre 828.

Das saracenische Heer wählte Mohamed-ibn-el-Gewâri zum Anführer, zog aber endlich entmutigt ab, und in kaum besserer Verfassung als einst Nikias von Syrakus abgezogen war, auch in derselben Richtung, aber mit minderer Energie verfolgt.

Gleichwol setzten sie sich, von Eufemius geführt, in Minoa fest, und durch neue Zuzüge verstärkt, eroberten sie Agrigent. Panormus fiel im Jahre 831. Von den Mohamedanern Bulirma genannt, erhielt diese Stadt seither den Namen Palermo. Hier schlug Ibrahim-ibn-Abdallah-ibn-el-Aglab, erster Wali, d. h. Statthalter von Sicilien, seine Residenz auf. Unter seinem Nachfolger geriet auch Castro Giovanni, das alte Enna, in die Hände der Saracenen. Noch aber widerstanden Syrakus und Taormina, bis die erstere nach heldenmütigem Widerstande fiel. Was uns von dieser Belagerung erzählt wird, erinnert an den Heroismus der alten Syrakusaner zur Zeit des Nikias und Marcellus. Alle Speise war aufgezehrt worden; man fristete sein Leben mit zerstampften Knochen und mit Leichen; man hoffte immer auf Entsatz durch den Kaiser Basilius, der seinen Flottenadmiral Adrian der Stadt zur Hülfe geschickt hatte.

Wie groß noch damals die Ehrfurcht vor dem alten Syrakus war, zeigt eine merkwürdige Sage: Während

Adrian im Peloponnes an der Küste von Elis unthätig zögerte, kamen eines Tags Hirten zu ihm und meldeten, die Dämonen in den Sümpfen hätten ihnen angezeigt, daß am morgenden Tage Syrakus fallen werde. Die Hirten führten den General selbst an den bezeichneten Ort, und wirklich ließen sich Stimmen hören, die den Untergang der alten Hellenenstadt verkündeten. Und so geschah es, daß Syrakus zur angesagten Zeit fiel, am 21. Mai 878. Die Saracenen drangen in die Stadt, mordeten die Einwohner mit grausamer Wut, plünderten die Häuser und verbrannten sie. Aus der großen Beute kann geschlossen werden, daß Syrakus auch in der byzantinischen Epoche durch Handel wieder aufgeblüht war.

Wir haben aus dieser Zeit ein schätzbares Document, den Brief des Mönchs Theodosius an den Archidiaconus Leo, worin er die Belagerung und seine und des Erzbischofs Gefangennahme beschreibt. Nachdem die Stadt gefallen und der größte Teil der Einwohner getödtet war, schleppten die Saracenen den Schreiber des Briefs und den Erzbischof nach Palermo vor den Groß=Emir. Sobald die Heiden mit ihrer Beute in Palermo erschienen, eilte man ihnen mit Siegesgesang entgegen; es schien alles Volk des Islam, so sagt der Mönch, zusammengeströmt vom Aufgang der Sonne und vom Untergang, vom Norden und vom Meer. Die Gefangenen wurden vor den Emir geführt, der auf dem Boden saß und in seiner tyrannischen Gewalt sich sehr behagte. Der Moslem machte dem Erzbischof Vorwürfe, daß die Christen Mohamed schmäheten, und dieser antwortete

ihm mit der Entschlossenheit eines Märtirers. Beide Geistliche wurden in den Kerker geworfen, aus welchem eben dieser Brief geschrieben ist.

Am 1. August 901 ergab sich auch Taormina, und seither war ganz Sicilien der Herrschaft des Halbmonds unterworfen.

Als die Insel unter die Saracenen gefallen war, empfing sie mohamedanische Gesetze, arabische Sprache, arabische Sitte. Von Sicilien, welches Rom bereits vier Päpste gegeben hatte (Agathon im Jahre 679, Leo II. 682, Sergius 687 und Stephan III. im Jahr 768), drohte das Christentum verschwinden zu wollen; indeß die Araber traten nicht fanatisch auf, obwol sie sich hie und da bemühten, die Sicilianer mohamedanisch zu machen. Abulfeda erzählt, Achmed, Gouverneur der Insel (im Jahr 959), habe dreißig edle Sicilianer mit sich nach Afrika geführt und sie gezwungen zum Islam überzutreten. Viele Kirchen und Klöster zerfielen, viele Gemeinden gingen ein, andere erkauften sich durch Tribut Duldung und behaupteten mitten in der arabischen Herrschaft standhaft das Christentum. Als die Normannen nach Sicilien kamen, leisteten ihnen die Christen im Val Demone und im Val di Mazzara thätige Hülfe; in Palermo gab es sogar einen griechischen Bischof Nikodemus, der in der Kirche des heil. Ciriacus sein Amt verrichtete.

Die Herrschaft der Araber war übrigens nach der Natur dieses Volkes unruhig und viel bewegt, und wie nach außen durch Kriege mit den Griechen von Byzanz und von Calabrien stürmisch, so innerlich durch Factionen

verworren, endlich durch wiederholte Aufstände der sicilischen Städte, Syrakus, Agrigent, Himera, Lentini, Taormina gefährdet. So lange die Aghlabiten von Kairewan herrschten, wurde die Insel von ihren Walis regiert, als aber jene Dynastie durch die Fatimiden im Anfang des zehnten Jahrhunderts unterging und das Kalifat von Tunis mit dem von Aegypten vereinigt ward, wurde auch Sicilien eine ägyptische Provinz. Dies geschah nicht ohne blutige Kämpfe der früheren und der neuen Besitzer dieser schönen Insel.

Die Herrschaft der Fatimiden war die glücklichste Periode Siciliens unter dem Joch der Mohamedaner. Die Insel wurde zu einem eigenen, von Aegypten abhängigen Emirat erhoben, welches seinen Sitz in Palermo nahm. Hassan ben Ali war der erste fatimidische Emir im Jahre 948; und schon um 969 wurde Sicilien ein in seinem Hause erbliches Emirat. Seine Weisheit wird so hoch gepriesen wie seine Kraft; er unterdrückte alle innern Parteien und gab dem Lande Ruhe, so daß er nicht allein dort sicher herrschte, sondern auch Calabrien und Italien bis nach Rom hinauf schreckte. Vergebens ermannte sich der griechische Kaiser Constantin Porphyrogenitus zu einer Unternehmung; sein Heer ward geschlagen, seine Flotte vernichtet. Auch Hassan's Nachfolger Abul Kâsem Ali ängstigte Italien mit Streifzügen, und kaum entging der Kaiser Otto II. dem Tod oder der Gefangenschaft. Von der unermeßlichen Beute, welche die Araber fortdauernd nach Sicilien schleppten, wurden die Städte reich, und immer neue Schaaren kamen von Afrika herüber, die Insel zu be-

völkern. Gleich dem maurischen Spanien begann sie aufzublühen.

Glücklich war auch Jussuff's Regierung (990—998), und die Giafar's im Anfange des elften Jahrhunderts, ferner die Herrschaft Al Achal's, seines Nachfolgers. Etwa achtzig Jahre dauerte dieser geordnete Zustand, bis die Verwirrungen in Afrika auch Sicilien ergriffen, und endlich in viele kleine Sectenherrschaften zerspalteten, wodurch der Untergang des arabischen Inselreichs herbeigeführt wurde.

Hassan Samsan Eddaula war der letzte Emir von ganz Sicilien. Gegen ihn hatte sich der eigene Bruder Abu Kaab erhoben und ihn im Jahr 1036 nach Aegypten verjagt. In einzelnen Städten hatten sich arabische Despoten aufgeworfen, und andere Emire von Afrika benützten die Verwirrung um sich zu Herrschern zu machen. Dies war der günstige Zeitpunkt, die Araber zu verdrängen. Der Kaiser Michael der Paphlagonier sandte deshalb den tapfern Georg Maniaces mit einem Heer nach Sicilien. Aber nicht diesem gelang die Eroberung, sondern den Normannen, und erst im Jahre 1072.

Wir sehen übrigens, daß der Charakter der arabischen Herrschaft in Sicilien ein weit anderer war, als jener des maurischen Reichs von Spanien. Beide Länder, die gesegnetsten von Südeuropa, waren von afrikanischen Arabern erobert worden, aber unter sehr verschiedenen Verhältnissen. Die Mauren in Spanien zerstörten ein mächtiges, christliches Reich, welches ein wolgeordnetes Regierungs- und Verwaltungssystem besaß. Sie mußten

deshalb ein gleiches an die Stelle setzen. Ihre Herrschaft, aus dem Kalifat der Ommajaden hervorgegangen, stellte sich den Abassiden in Asien als rechtmäßig und orthodox entgegen; ihr wiederum trat das Christentum mit heroischer Ritterlichkeit gegenüber, und zwang sie durch diesen Gegensatz zur verdoppelten Energie. Endlich war Spanien ein großes und reiches Land.

Anders war die Stellung der Araber in Sicilien. Sie zerstörten dort keine große, einheimische Macht, sie verdrängten nur die elenden und barbarisch gewordenen Griechen von Byzanz; die Unterjochung wurde ihnen leicht, und was sie eroberten, waren herabgekommene Städte. Ferner war ihre Herrschaft aus einer Secte oder Provincialdynastie hervorgegangen, entbehrte also aller derjenigen Kraft, welche ein großer Ursprung verleiht. Das Christentum endlich trat in keinen Gegensatz zu ihr, denn es fiel sogleich zusammen, weil der Umfang Siciliens zu klein war, die Berge der Insel keine Stellung gaben, wie die Pyrenäen.

Während demnach die Mauren in Spanien zu einer ganz Europa verdunkelnden Herrlichkeit emporblühten, während sie ihr neues Reich durch schöne Denkmäler der Baukunst und durch eine große wissenschaftliche Cultur zu einer europäischen Epoche erheben und sich selbst 700 Jahre lang behaupten konnten, kamen die Araber Siciliens in 200jähriger Dauer ihres Reichs eigentlich nicht über den tumultuarischen Zustand einer flüchtigen Besetzung hinaus. Trotz der heutigen Sicilianer, die auf die Periode ihrer arabischen Unterjochung mit einem gewissen romantischen Behagen zurückblicken, darf man

behaupten, daß jenes Reich des Groß-Emirs von Sicilien den afrikanischen Raubstaaten nicht unähnlich gewesen sei.

Die Saracenen waren indeß nicht rohe Barbaren. Sie nahmen alle Anteil an der gemeinschaftlichen Cultur des Orients, die sich mit reißender Schnelligkeit entwickelt hatte. Die Poesie, die Künste, die Wissenschaften des Morgenlandes verpflanzten sie auf den altdorischen Boden Siciliens. Die heutige Literaturgeschichte der Insel hat auch sicilische Araber in den Katalog ihrer Schriftsteller aufgenommen, wie ihn Amari zusammenstellt. Aber wir würden mit Freuden alle diese Versekünstler mit ihren pomphaften Namen für die eine arabische Geschichte Siciliens des Ibn Kattâ dahingeben, die verloren ging, und für solchen Ersatz selbst auf den Divan des Ibn Hamdis von Syrakus verzichten.

Wichtiger jedoch und das einzig übriggebliebene Denkmal vom Leben der Araber in Sicilien ist ihre Baukunst gewesen. Kairewan, von wo sie herüberkamen, war schon berühmt wegen seiner von Akbah im siebenten Jahrhundert gegründeten Moschee, und wird als Hauptsitz des Kalifats jener Gegenden an glänzenden Gebäuden reich gewesen sein. Von dort brachten die Araber Sinn und Geschmack für schöne Architectur mit sich; aber sie errichteten auf der Insel keine so großen Bauwerke, wie die Mauren in Spanien. Wir wissen von keiner berühmten Moschee Siciliens, und selbst vom Alkassar der Emire von Palermo, dem spätern Normannen- und Schwabenschlosse, läßt sich nicht mehr mit Gewißheit sagen, wie viel den arabischen Herrschern davon zuzuschreiben sei. Palermo war vor allen andern Städten durch Luxus

und Reichtum blühend und ein ganz orientalischer, üppiger Herrschersitz geworden; dort und in andern Städten bauten die Araber ihre Kaufhallen und ihre Gartenschlösser, von der entzückenden Natur dazu eingeladen, welcher zum Reiz orientalischer Märchenwelt nichts mangelt, weder die wunderbare Schönheit des Himmels und des Meers, noch die schwelgerische Pracht der Vegetation.

In der Blütezeit der arabischen Herrschaft unter der Regierung Hassan ben Ali's und Kasem's, von denen ausdrücklich gesagt wird, daß sie viele Städte und Schlösser bauten, mußte sich die Insel mit maurischen Architecturen erfüllen. Kein Gegensatz konnte größer sein, als dieser des graziösen und phantastischen Stils des Orients zu dem ernsten und majestätischen Charakter der dorischen Tempel Siciliens.

Der Baustil der Mauren drang auch in die folgenden Perioden ein; er dauerte wie ihre Schrift und Sprache im Gebrauch selbst der Normannen und Schwaben, welche vielfach die arabischen Formen beibehielten. Indem nun die Architectur der Saracenen sich mit der byzantinisch-romanischen verschmolz, erzeugte sich der gemischte Stil, den man den arabisch-normannischen nennt. An ihm allein oder an dem bleibenden Einfluß des arabischen Charakters kann man erkennen, wie viele und schöne Gebäude die Mauren in Sicilien müssen aufgeführt haben. Aber alle jene Schlösser der Emire, über deren Pracht der Normannenfürst Roger in Erstaunen geriet, hat die Zeit zerstört, und von den arabischen Architecturen zweier Jahrhunderte steht heute

wenig mehr aufrecht, als die Cuba und die Zisa, zwei Lustschlösser bei Palermo, die sich mit Sicherheit als Saracenenbauten erkennen lassen, wenn sie auch spätere Restaurationen und selbst teilweise Erweiterungen erfuhren.

Beide Schlösser liegen außerhalb der Porta nuova auf dem Weg nach Monreale. Die Cuba (das heißt Bogen oder Wölbung) dient schon seit Jahren zur Reitercaserne und ist sehr in Ruinen gegangen, so daß von der innern Anlage wenig übrig blieb. Das Aeußere ist ein regelmäßiges Viereck von wohlgefügten Quadern, in schönen Verhältnissen, durch Bogen und Fenster gegliedert, die zum Teil blind nach arabischer Weise nur zum Ornamente dienen. Auf der Kranzspitze des Gebäudes sieht man noch eine arabische Inschrift, die nicht mehr entziffert werden kann. Das Innere ist vollkommen wüst, und zum Teil schon in späterer Zeit umgestaltet; nur in dem Mittelraum, der einst von einer Kuppel überwölbt gewesen, sieht man noch malerische Ueberreste von Bogenwölbungen und prächtige Arabesken in Stuk.

Bocaccio verlegte in diesen herrlichen Palast die Scene seiner fünften Novelle des sechsten Tags, und der Geschichtschreiber Fazello schildert seine Pracht. Er entnahm die Beschreibung der Cuba aus älteren Schriftstellern, denn schon im sechzehnten Jahrhundert war das Schloß verfallen. „Mit dem Palast", so sagt er, „hing außerhalb der Stadtmauern gegen Westen ein Pomarium von ungefähr 2000 Schritten Umfang zusammen, Park genannt, das heißt königlicher Cirkus. Hier prangten die lieblichsten Gärten von allerlei Bäumen,

und immerdar von Wassern benetzt. Hier und dort gab es Gebüsche, die von Lorbeer und Myrte dufteten. Drinnen erstreckte sich vom Eingang bis zum Ausgang ein sehr langer Porticus mit vielen offenen runden Pavillons zur Ergötzung des Königs, von denen einer noch heute unversehrt geblieben ist. In der Mitte befand sich ein großer Fischteich, aus antiken großen Quadersteinen von bewunderswürdiger Dicke aufgebaut, worin lebendige Fische eingeschlossen waren. Er ist bis heute unzerstört, nur fehlen die Fische und das Wasser. Darüber erhob sich, wie auch noch heute, der prachtvolle Lustpalast der Könige mit saracenischer Schrift auf dem Gipfel, für die ich bis jetzt keinen Erklärer habe finden können. Auf der einen Seite dieses Gartens wurden wilde Thiere fast jeder Gattung zur Lust und Ergötzung des Palasts gehalten. Aber all' das ist heute zerfallen, und von Wein- und Gemüsegärten der Privatleute eingenommen. Nur läßt sich der Umfang des Pomarium genau erkennen, weil der größte Teil der Mauern beinahe unversehrt geblieben ist. Wie ehemals nennen die Palermitaner auch heute diesen Ort auf saracenisch Cuba."

Wie zur Zeit Fazello's besteht also auch jetzt noch der Palast in seinen Grundbestandteilen, und im Garten lassen sich noch die Umfangsmauer und die Reste des Fischteichs erkennen. Aber das ist alles, was von der Cuba sich erhielt.

Die Zisa war ein noch größeres und schöneres Lustschloß saracenischer Emire. Eine spanische Familie, Sandoval, welche in den Besitz des Gebäudes kam, hat

es durch Umbauten vielfach verändert, aber dadurch vor dem gänzlichen Verfall geschützt, so daß sich von seiner ursprünglichen Anlage mehr erhalten hat als in der Cuba. Auch hier derselbe Stil: ein großer Würfel von einfachen, schönen Verhältnissen, aus Kalksteinquadern aufgeführt, durch Gesimse, Bogen und Fenster in drei Teile gegliedert.

Wilhelm der Böse hatte die Zisa herstellen und wahrscheinlich erweitern lassen, denn die Angabe des Romuald von Salerno, dieser König habe einen Palast Lisa gebaut, kann sich nur auf einen Umbau der Zisa beziehen. „Zu dieser Zeit", so sagt Romuald, „ließ der König Wilhelm bei Palermo einen hohen Palast mit bewundernswürdiger Kunst erbauen; er nannte ihn Lisa, umgab ihn mit schönen Gärten und lieblichem Grün, und machte ihn durch verschiedene Wasserleitungen und Fischteiche äußerst ergötzlich." Die Zisa war indeß arabischen Ursprungs, obwol sie durch König Wilhelm viele Veränderungen erfuhr.

Ihr ganz modernisirtes Innere enthält viele Säle und Gemächer, die nichts mehr von saracenischem Charakter zeigen. Nur die Vorhalle hat noch zum Teil die altertümliche Weise bewahrt. Hier zeigen sich Nischen und von Säulen getragene Bogen in der Wand, in deren einem ein Springbrunnen über Marmorstufen fließt, von Moos und Schlingpflanzen schön umgrünt. Der saracenische Bogen über dem Quell ist durch Ornamente von ineinander gezogenen und durchknoteten Spitzbogen phantastisch geschmückt. Bunte Frescomalereien und Mosaiken, Palmen und Olivenzweige, Bogen-

schützen und Pfauen, sind Zusätze der Normannen. Ebenso ist die kufische Inschrift an der Wand normannischen Ursprungs, wie der Orientalist Morso in seinem Palermo Antico und de Sacy es nachgewiesen haben, und nur die nicht mehr leserliche Schrift auf dem Gipfel des Palasts rührt von den Arabern her.

Die Quelle floß aus der Vorhalle in einen prächtigen Fischteich, der noch im Jahre 1626 erhalten war und von dem bologneser Mönch Leandro Alberti in seiner Beschreibung Italiens und der umliegenden Inseln geschildert wird. Er lag nahe vor dem großen Portal, ein Viereck von 50 Fuß in der Länge, umgeben von netzförmigem Gemäuer. In der Mitte stand ein schönes Gebäude, in welches man über einer kleinen Brücke von Stein gelangte; hier befand sich ein Saal von 12 Fuß Länge und 6 Fuß Breite, im Kreuz gewölbt, mit zwei Fenstern, aus denen man die Fische im Wasser schwimmen sah. Von dort, so sagt Alberti, kam man in ein schönes Frauen-Gemach mit drei Fenstern, in deren Mitte je eine kleine Säule vom feinsten Marmor zwei Bogen trug.

Mehrere Treppen führten zu den Obergeschossen des Palastes, wo viele gewölbte Säle mit arabischen Bogenfenstern und Säulen, und innen ein offener Raum mit Pavillons lagen. Der ganze Bau war mit Zinnen versehen. Die Pracht der Säle, ihrer von Mosaik glänzenden Wände, die Arbeit der in buntem Marmor und Porphyr ausgelegten Fußböden, muß schön und reich gewesen sein. Aber schon Alberti fand die Zisa so sehr verfallen, daß er sich bitter darüber beklagte: „in Wahr-

heit, ich glaube, daß kein edles Herz diese Gebäude, wie sie nun teils zerstört sind und teils den Einsturz drohen, ohne schweres Herzeleid ansehen kann.“ Welche schwelgerische Gartenlust muß dort zur Zeit der Emire, der Normannen und Friedrichs geherrscht haben, unter diesem seligen Himmel, in diesen rosigen Nächten, in einer wahrhaft paradiesischen Natur, die bis an's Meer und an den Fuß der Berge ihre blüten- und goldfrucht-bedeckten Gärten rings verbreitet!

Ich habe wol nie einen so hinreißenden Anblick genossen, als den von dem platten Dach dieses Saracenenschlosses auf das Rundgemälde von Palermo, seine Ebene, seine Küsten und Berge. Es ist eine Schönheit, die alles übertrifft was man sich vorstellen mag, und die ausschweifendste Phantasie reicht nicht an die Zauber dieser Feenwelt. Hier ist alles in einem mäßigen Rahmen überschaulich zusammengefaßt; denn um die ganze Conca d'Oro, die goldene Muschel von Palermo, stehen diese flimmernden Berge, braun und ernst, köstlich gefaltet, wie von dorischem Meißel ausgeschlagen; zu ihren bronzenen Füßen grüne Orangenhaine und Lusthäuser in Gärten; die hochgetürmte und gekuppelte Stadt am Meere hin; das Meer in die Ferne hinein, silberbläulich und lichtausatmend, und dort mächtig hingelagert der zackige, dunkelhäuptige Pellegrino, jenseits aber das funkelnde Cap Zaffarana mit seinen Türmen und schön ausgeschnittenen Vorsprüngen, und silberweiße Bergspitzen darüber hinaus durch die Lichtnebel blinkend, ein feiner, ätherischer Duftschleier über der ganzen stillen Natur wonnig verbreitet. Es ist Land, Licht, Luft und

Meer des Orients, und blickt man von der Zisa in die Gärten hinunter, so möchte man wähnen, es sollten nun daraus hervorkommen schöne, arabische Mädchen mit Mandolinenschall, und langbärtige Emire im roten Kaftan, mit gelben Schuhen. Man könnte hier wahrlich zum Leben ausreichen mit der Weisheit des Koran und der des Hafis.

Der christliche Religionseifer, besonders in der spätern Zeit der spanischen Herrschaft, mag die Lustschlösser der Saracenen grundsätzlich dem Verfall überlassen haben. Aber von den Normannenfürsten wissen wir, daß sie von der Schönheit der arabischen Paläste und Gartenanlagen angelockt in ihrem Geschmack weiter bauten. Schon Roger baute sich solche Lustschlösser, die Favara, Mimnermus und andere ergötzliche Orte, wie Ugo Falcando, der Zeitgenosse der letzten Normannenfürsten, erzählt. Besonders waren es schöne Fontänen und Fischteiche, die man nach morgenländischer Art anlegte, und ausdrücklich wird auch von Friedrich II., dem Freunde des Orients, angeführt, daß er mehrere kostbare Fischteiche geschaffen habe. Der große Wasserreichtum Palermo's, das seit alten Zeiten durch viele Aquäducte versorgt wird, machte solche Anlagen leicht. Wie sehr sie beliebt waren, zeigt uns schon die genaue Beschreibung von dem Fischteich der Zisa, welche Leonardo Alberti macht, und auch der Jude Benjamin von Tudela erzählt in seinem kurzen Bericht über Palermo mehr von dem Fischteich Albehira als von jeder andern Merkwürdigkeit der Stadt. Er reiste im Jahre 1172, zur Zeit Wilhelms des Guten, nach Sicilien, um dort die

jüdischen Gemeinden kennen zu lernen. Seine Beschreibung der Albehira ist diese: „Drinnen in der Stadt sprudelt die größeste von allen Quellen; sie ist von einer Mauer umgeben, und bildet einen Fischteich, den die Araber Albehira nennen; verschiedene Arten lebendiger Fische sind darin eingeschlossen. Auf dem Teich fahren königliche Barken, die von Gold und Silber oder Malerei glänzen. In ihnen fährt der König mit seinen Damen oft zur Lust umher. In den königlichen Gärten liegt auch ein großes Schloß, dessen Wände mit Gold und Silber bedeckt sind, während der Fußboden aus den verschiedensten Marmorarten zusammengesetzt ist, und musivische Figuren von allen Dingen der Welt enthält. Es giebt nirgendwo Gebäude, die den Palästen dieser Stadt gleich kämen."

Man weiß nicht, wo die Albehira lag. Morso sucht zu beweisen, daß Benjamin das sogenannte Mar-Dolce gemeint habe. So heißen nämlich heute die Trümmer des im saracenischen Charakter gebauten Schlosses Favara, welche außerhalb der Stadt seitwärts vom malerischen Kloster di Gesu und unter der Grotte liegen, die durch ihre Knochenfossile berühmt ist. Man nennt dies zertrümmerte Schloß Mar-Dolce, weil sich ihm gegenüber ein altes Wasserbecken befindet. Aber auf arabisch hieß es Casr Djîafar. Die Trümmer lassen genau den Stil der Zisa und Cuba erkennen.

Es giebt noch ein viertes saracenisches Lustschloß außerhalb Palermo, Ainsenin, vom Volk Torre del diavolo genannt. Seine Ruinen liegen in dem malerischen

Tal der Guadagna, das vom Oretos durchflossen und vom Berg Grifone überragt wird.

Dies sind die letzten Denkmäler saracenischer Bauten, welche in Palermo noch heute die Epoche der Araber im Gedächtniß erhalten. Mit der spanischen Herrschaft verschwand jener graziöse Baustil; auch hörten die letzten lebendigen Traditionen des Islam schon mit Friedrich II. auf, als er im Jahre 1223 alle noch in Sicilien wohnenden Araber nach Lucera in Apulien gebracht hatte. Denn während seiner Abwesenheit hatten sie unter der Führung ihres Häuptlings Mirabet ihre Unabhängigkeit zu erkämpfen versucht. Seither verschwand ihre Sprache und ihre Sitte aus dem Leben des sicilischen Volks, und eine andere Nationalität, die spanische, machte sich auf der Insel geltend. Die Spuren des Islam wurden vertilgt.

Erst mit dem vorigen Jahrhundert, wo nach der Entdeckung Pompeji's überall in Italien die Liebe zu den Antiquitäten wieder erwachte, hat man sich auch dem saracenischen Altertum Siciliens mit Eifer zugewandt. Die Inschriften in Kirchen und Palästen führten auf das Studium der arabischen Sprache, ein Lehrstul wurde für sie in Palermo gestiftet. Doch geschah das nicht ohne einen lächerlichen Betrug, welcher bewies, wie völlig die Kunde des Arabischen auf jener Insel verschwunden war, wo auch christliche Könige arabisch zu sprechen gewußt hatten. Der Malteser Giuseppe Vella, welcher nach Palermo gekommen war, hatte sich das Ansehen eines großen Arabisten gegeben und dort

einen Codex gefälscht, der vielerlei Correspondenzen der Araber Siciliens enthalten sollte. Der Betrüger brachte die gelehrte Welt Europa's durch seine Entdeckungen in Bewegung, bis er entlarvt und vom Katheder in's Gefängniß geführt wurde.

Unterdessen hatten sich auch Sicilianer dem Studium des Arabischen zugewendet, wie Airoldi, Rosario di Gregorio und Morso, besonders der letztere, welcher Vella's Nachfolger auf dem Lehrstul wurde und in Verbindung mit den großen Orientalisten Tychsen, Silvestre de Sacy, Hammer und Frähn für die Erklärung der kufischen Inschriften in Palermo thätig gewesen ist. Wirkliche Resultate für die Geschichte der sicilischen Araber gingen daraus hervor, wie Gregorio's Rerum arabicarum, quae ad historiam siculam spectant, ampla collectio, Panormi 1790; und Martorana's Notizie storiche dei saraceni siciliani, Palermo 1833. Endlich hat die mohamedanische Geschichte und Literatur der Insel ihren ausgezeichneten Bearbeiter an Michele Amari gefunden, von dessen Geschichte der Muselmannen in Sicilien die zwei ersten Bände erschienen sind.

Mit der Pflege des arabischen Altertums erwachte zugleich auch die Liebe für den saracenisch-normannischen Stil. Wie dieser gegenwärtig wieder auf das lebhafteste in die Erinnerung des Volks gekommen ist, erkennt man schon im Toledo Palermo's an vielen Verkaufsläden, welche sich im arabischen Geschmacke eingerichtet haben, und an manchen Lustbauten der Großen. Der Stil sicilischer Paläste und Villen ist wegen seiner ausschweifenden Bizarrerie mit Recht in aller Welt

verrufen gewesen. Während die edelsten Muster von Prachtbauten vor Augen standen, während vor den Toren Palermo's die Cuba und die Zisa, in der Stadt selbst mancher normannische oder spätere Bau, wie der Palast des Tribunals, die Architecten belehren konnte, daß sich großartige Massen mit Einfachheit und Anmut der Gliederung und der Ornamente wol vereinigen, haben sie es vorgezogen die Paläste mit barockem Unsinn auszustatten, wie der Prinz Pallagonia in seiner Villa, oder haben sie selbst das Chinesische aufgenommen, wie in der Villa Favorita.

In neuerer Zeit ist man zum arabisch-normannischen Stil zurückgekehrt, und hier macht vor allem die Villa Serra di Falco's Epoche, ein schönes Schloß unweit der Zisa, welches der um das Studium der sicilischen Altertümer verdiente Herzog neu umgebaut hat. Der herrliche Garten desselben versetzt wahrhaft in die Zeiten Al Hassan's zurück.

In der Stadt selbst baut der Marchese Foccella einen schönen Palast im arabisch-normännischen Charakter aus. Freilich ist er von Spielerei nicht frei, wie alle diese nachgeahmten Bauten eines untergegangenen Stils, von denen wir bei Stuttgart an der Wilhelma ein Beispiel haben. Er steht auf dem reizenden Platz Teresa unmittelbar am Griechentor, das ihn durchbricht. Große Summen sind bereits darauf verwendet, und der Bau der Vollendung nahe. Die Außenseite ist von Bogenfenstern mit buntem Glase durchbrochen, welche durch kleine gewundene Säulen getrennt werden; die Säle im Innern reich und mannichfach, besonders der ara-

bische in der Mitte, dessen Wände in bunten Arabesken und hellen Farben von Rot, Blau, Gold, Schwarz und Weiß verziert und mit dem edelsten Gestein incrustirt sind. Die gewölbte Decke glänzt von phantastischem Schmuck; der Fußboden ist aus den köstlichsten Steinarten zusammengesetzt, welche zugleich eine Anschauung vom geologischen Reichtum der Insel geben, da nur sicilische Steine dazu verwendet sind. Es fehlt nicht die plätschernde Fontäne, um die Täuschung einer Alhambra vollständig zu machen. Andere Gemächer hat der reiche Marchese in römischem und pompejanischem Sinn eingerichtet, und den patriotischen Beweis gegeben, daß sicilische Künstler auch in der Frescomalerei Gutes zu leisten vermögen, denn alle diese Nachahmungen alter Wandmalerei sind Werke einheimischer Maler.

2. Die Normannische Periode.

Zwei weit von einander entlegene Inselländer, England und Sicilien, hatte ein und dasselbe streitbare, glückliche aber schnell verblühende Geschlecht der Normannen zu einer und derselben Zeit erobert. Wie hier, so dort hatte es beiden Inseln den Feudalismus eingepflanzt, sie mit Baronien und Majoraten angefüllt, die noch heute dauern, und eine aristokratische Constitution geschaffen, welche sich in England mächtig entwickeln, in Sicilien zwar verfallen, aber doch nicht ganz verschwinden sollte.

Diese innere Verwandtschaft beider Inseln ist sehr

merkwürdig, und dürfte sie nicht manche historische Beziehungen seit der französischen Revolution erklären, von denen ich nur die durch die Engländer dictirte Constitution von 1812 bemerken will?

Die Herrschaft der sicilischen Normannen war von kurzer Dauer und schneller Blüte. Sie umfaßt ein Jahrhundert. Ordnender Verstand, Consequenz, Kühnheit und Wildheit, weit um sich greifende Politik, Großartigkeit in Plänen und Unternehmungen zeichnete diese Dynastie aus, bis sie der saracenischen Ueppigkeit, dem Klima und der zügellosen Parteiwut erlag. Wir wollen die Periode dieser Herrschaft hier überblicken.

Im Jahre 1038 war Georg Maniaces vom griechischen Kaiser zur Vertreibung der Saracenen nach Sicilien abgeschickt worden. Er bat Waimar, den Herzog von Salerno, ihm die kleine Normannenschaar, welche seit einiger Zeit in seinen Diensten stand, mitzugeben, und dieser lieh ihm 300 Krieger unter dem Befehl Wilhelms des Eisenarms, Drogo's und Humfrieds. Nun stürzten sich Griechen und Normannen auf die Insel, wo sie den uneinigen Arabern Messina, Syrakus und viele andere Städte im Fluge entrissen. Der Beutelohn entzweite sie, denn der habsüchtige Grieche verdrängte die Normannen und beleidigte sie schimpflich. Sie verließen ihn und segelten nach Italien, wo sie sich schadlos halten wollten. Sie überfielen Melfi und andere Städte Apuliens; so begann die Gründung ihrer selbständigen Macht. Kaum war dies geschehen, als die Griechen Sicilien verließen, um die Normannen aus Apulien zu verjagen; doch sie richteten nichts aus, sondern

verloren alle eroberten Städte der Insel wieder an die Araber.

Es vergingen Jahre ohne wichtige Ereignisse, während die Normannen in Apulien festen Fuß faßten. Dort war Wilhelm Graf geworden, Drogo hatte später sein Reich geerbt und Humfried nach dessen Tode den besiegten Papst Leo IX. gezwungen, ihn mit Apulien rechtskräftig zu belehnen. Frische Züge aus der Normandie waren angekommen, unter ihnen Robert Guiscard, der sich nach Humfrieds Tode im Jahre 1056 zum Herzog von Apulien und Calabrien ausrufen ließ. Später kam auch sein jüngster Bruder Robert, sein Glück zu versuchen.

Die tapfern Brüder hatten im Jahre 1060 bereits Reggio erobert und von hier aus die Küste der schönen Insel unmittelbar vor Augen. In einer Nacht setzte Roger mit nur 60 Begleitern nach Messina hinüber, den Zustand des Landes zu erkundschaften; tollkühn schlug er sich mit den Saracenen am Ufer herum, sprang wieder in's Schiff, und segelte nach Reggio zurück. Bald darauf rief ihn das Glück von selbst, nun alles Ernstes an die Unternehmung sich zu wagen. Es erschien vor ihm Benenmen, Emir von Syrakus, den sein Bruder Belcamed vertrieben hatte, gab ihm Kunde von der heillosen Zerrüttung Siciliens und forderte ihn auf, herüberzukommen, den Arabern das schöne Besitztum zu entreißen.

Dies Unternehmen war nicht leicht; die Saracenen leisteten tapfern Widerstand, und selbst von Afrika kamen frische Heere, sich Roger entgegenzuwerfen, als er nach

einem blutigen Kampf Messina erobert hatte. Sein Bruder Robert vereinigte sich dort mit ihm; bei Castro Giovanni schlugen sie das Hauptheer der Saracenen, und ohne weitere Erfolge kehrten sie wieder nach Calabrien zurück, neue Kräfte zu neuen Anfällen zu sammeln. Unterdeß hatte Almoëz, Kalif von Aegypten, eine Flotte nach Sicilien gesandt, doch sie scheiterte bei der Insel Pantellaria. Das Glück begünstigte die kühnen Abenteurer, aber die Eifersucht hätte sie bald in's Verderben gestürzt. Denn Robert Guiscard begann die Erfolge seines Bruders mit Neid anzusehen; Roger hatte für sich die Hälfte von Calabrien und ganz Sicilien verlangt, jener ihm das nicht zugestehen wollen. Und so griffen diese trotzigen Helden zu den Waffen und entbrannten, ungeachtet der Griechen und Saracenen und der Unsicherheit ihrer jungen Herrschaft, in wildem Kampf gegen einander. Robert fiel in die Hände seines Bruders; aber dieser beugte sich dem Ungestüm des außerordentlichen Menschen, und gab nach. Versöhnt wandten sich die Helden mit vereinter Kraft gegen Sicilien.

Mehrmals erschienen die Normannen vor Palermo; aber durch die Angelegenheiten Calabriens immer wieder abgerufen, konnten sie an keine systematische Belagerung denken. Erst im Jahre 1071 schritten sie dazu. Die Stadt war damals vielleicht mehr bevölkert, als jede andere Italiens, ohne Zweifel blühender, ein schöner Sitz orientalischer Lebensfülle und erstaunlich reich. Die Araber wehrten sich verzweifelt, und machten lange jede Anstrengung der Feinde zu nichte. Die Sage er=

zählt, daß sie, um ihre Furchtlosigkeit zu zeigen, nicht einmal die Tore Palermo's schlossen, und daß eines Tags ein Normannenheld zu Roß mit gefälltem Speer die ganze Stadt zu durchrennen wagte. Endlich drang Robert von der südlichen Seite ein, und Roger brach das westliche Tor auf. Die Saracenen hatten sich in die innere Stadt zurückgezogen und capitulirten hier; sie übergaben Palermo dem Sieger auf Bedingung der Lebensschonung und der Freiheit ihres Cultus.

Zwanzig Jahre später zogen die Christen in das eroberte Jerusalem wie bestialische Horden mordend ein, aber die Normannen, so gewaltige Kreuzfahrer, verschonten das mohamedanische Palermo. Ohne Blutvergießen, ohne Plünderung besetzten sie die herrliche Stadt als fröhliche Sieger, die den Feind aus dem reizenden Lustgarten verjagt haben, um an seiner Stelle aller Herrlichkeit zu genießen. Hier findet sich noch kein Zeichen von jenem fanatischen Todeshaß des Christentums gegen den Islam. Ungefährdet ließ man Cultus und Sitte der Mohamedaner; das bisher verfallene Christentum richtete sich von selbst wieder auf und drängte nun den Islam zurück. Er verlosch mit der Zeit in den Städten; er lebte am längsten im Innern der Insel, wo sich alles hartnäckig Saracenische in die Berge rettete und fast 150 Jahre lang behauptete.

Die Normannen blieben aus politischen Gründen gegen die Araber tolerant, und nirgend haben sich Christentum und Islam so gut mit einander vertragen. Die Eroberer, an Zahl gering, verschwanden beinahe in der saracenischen Bevölkerung, welche gerade deshalb durch

Milde mußte gewonnen werden. Arabische Künste und Wissenschaften wurden aufgenommen, in arabischem Stil wurde gebaut, eine arabische Färbung nahm selbst der christliche Hof an, der sich mit saracenischen Leibwachen umgab, und in saracenischen Gewändern einherging. Als Mohamed-Ibn-Djobair von Valencia gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts das blühende Sicilien bereiste, pries er den König Wilhelm um seine Liebe zum Islam. Der König, so berichtete der Reisende, liest und schreibt arabisch; sein Harem besteht aus muselmännischen Frauen. Seine Pagen und Eunuchen sind heimliche Muselmänner. Die Frauen Palermo's fand der Reisende schön, üppig und ganz saracenisch gekleidet, und wenn er sie an festlichen Tagen in den Kirchen sah, in goldgelber Seide, mit eleganten Mantillen, in farbigen Schleiern, mit goldenen Ketten und Ohrgehängen, geschminkt und balsam-duftend wie Frauen des Orients, so erinnerte er sich der Verse des Poeten:

> „Fürwahr, wenn man eines schönen Tags in die Moschee tritt, so findet man dort Gazellen und Antilopen."

Die arabische Sprache wurde erlernt und im Gebrauche beibehalten, selbst in Diplomen, selbst in Inschriften auf christlichen Kirchen, wo man noch heute auf Mosaiken und Säulen die Schriftzüge des Koran findet, die nicht Araber, sondern Christen, Bischöfe, Könige, Erbauer der Kirchen dort angewendet haben.

Die Normannen fanden in Sicilien folgende Sprachen vor: die griechische der alten Hellenen und der

Byzantiner, die lateinische von den Römern her, im Volksmunde aber die Lingua Volgare, die bald zur italienischen Schriftsprache ward; endlich die hebräische und die arabische Sprache. Alle diese Mundarten waren im Gebrauch des Volks; daher findet man sie alle vier in Diplomen angewendet, in der ersten normannischen Zeit am häufigsten die griechische mit gleichzeitiger Uebersetzung in's Arabische.

Mit dem Falle Palermo's ging es an die Teilung der Insel. Robert Guiscard nahm für sich die schöne Hauptstadt und halb Sicilien, Roger die andere Hälfte; ihr tapferer Neffe Serlo erhielt große Baronien, Tancred, ein anderer Neffe, wurde Graf von Syrakus. Robert nannte sich Herzog von Sicilien, Roger Graf, und reichlich wurden jetzt Erzbistümer und Feudalherrschaften gegründet. Aber noch war die Insel nicht ganz unterworfen, denn erst im Jahre 1088 ergab sich Syrakus, 1091 Agrigent, sodann Castro Giovanni, und zuletzt Noto und Butera.

Nun blieben bis zum Jahre 1127 die Herzogtümer Apulien und Sicilien in genannter Verwaltung, bis dort der Zweig Robert Guiscards ausging und des Grafen Roger Sohn auch das Land jenseits des Faro erbte. Dies war Roger II., der größeste Mann aus dem Normannengeschlecht. Sein tapferer Vater, welcher Sicilien erobert hatte, war im Jahre 1101 gestorben, und nachdem der ältere Sohn Simon fünf Jahre lang Graf gewesen, folgte ihm Roger noch minderjährig, unter der Leitung seiner Mutter Adelasia und des Admirals Georg Antiochenus. Roger erhob das Normannen=

reich zum höchsten Glanz, und alle diejenige Kraft und Geistesgröße, welche ein emporgekommenes Herrscherhaus auszuzeichnen pflegen, vereinigten sich in seiner gewaltigen Natur. Er erbte 1127 das Herzogtum Apulien. Dies schreckte den Papst, den deutschen und den griechischen Kaiser; aber gegen sie alle und die Fürsten von Salerno, von Capua, Neapel, Avellino und viele andere kämpfte Roger nicht allein mit Glück, sondern er zwang auch den Papst ihn mit Apulien zu belehnen, und setzte sich endlich die Königskrone auf. Er durfte das nicht ohne die Zustimmung des Parlaments, der Barone und der hohen Geistlichkeit, wie sich überhaupt aus dem Verhältniß der normannischen Eroberer zu dem schon vorhandenen und dem neuen Adel mit Notwendigkeit eine gewisse Adelsconstitution ergeben mußte. Das Parlament kam in Salerno zusammen und gab dem Fürsten die Krone, doch wurde er in der Kathedrale von Palermo gekrönt, am Weihnachtstag des Jahres 1130. So entstand das Königreich beider Sicilien.

Roger richtete nun seine Monarchie ein; den Baronen gegenüber mußte er ihr Glanz, Würde und Sicherheit geben. Daher schuf er die sieben Kronämter, den Connetabel und Großadmiral, den Großkanzler, Großrichter und Oberkämmerer, den Protonotar und den Großmarschall, und bildete aus ihnen sein Cabinet. Er umgab sich mit orientalischem Ceremoniel und ließ seinen Palast von Eunuchen und saracenischen Garden bewachen, auf die er zählen konnte. Seine ganze Regierung war Kampf und Krieg. Er bändigte alle seine innern und äußern Feinde; den griechischen Kaiser, welcher seine

Rechte auf Sicilien nicht aufgeben konnte, schreckte er vor Constantinopel selbst; er nahm Korinth, Athen und Theben. Von dort führte er viele in der Seidenweberei geschickte Griechen nach Palermo, und so kam diese Kunst überhaupt nach dem Westen. In Roger's Fabriken wurde auch das berühmte Pallium gefertigt, welches später die deutschen Kaiser bei ihrer Krönung trugen. Roger eroberte Malta; 150 Schiffe schickte er gegen Afrika aus, und bestrafte dasselbe Reich Kairewan, welches einst Sicilien unterjocht hatte. Wunderbar schnell hatte sich die normannische Kraft unter ihm entfaltet. Er starb am 26. Februar 1154 in einem Alter von 59 Jahren. Ihn zeichneten große Eigenschaften aus, Klugheit, Tapferkeit, Gerechtigkeit, ein bezwingender Verstand. Von Körper war er schön, von Manieren gewandt und höfischer Sitte zugethan. Gegen die Araber bewies er sich duldsam; ihre Kunst und Wissenschaft ehrte er. Unter andern nahm er auch Edris Edscherif, welcher aus Afrika vertrieben worden war, freundlich an seinem Hofe auf, und dieser gelehrte Araber machte für ihn einen silbernen Erdglobus, auf welchem alle bekannten Länder verzeichnet und arabisch benannt waren. Das Werk wog 800 Mark. Zugleich verfaßte Edris eine Geographie, die allgemein das Buch Roger's genannt wurde; ein Auszug davon ist unter dem Titel Geographie von Nubien (Geographia Nubiense) bekannt und mehrmals in Rom, in Paris, im Jahr 1790 noch in Palermo herausgegeben worden.

Roger's Devise auf seiner Schwertklinge spricht ganz

seinen Herrschergeist aus: Apulus et Calaber, Siculus mihi servit et Afer.

Es folgte auf ihn Wilhelm I., welcher um seiner schlechten Eigenschaften willen den Namen der Böse erhalten hat; der einzig überlebende von Roger's Söhnen, da seine Brüder Roger, Anfuso, Tancred und Heinrich vor ihm gestorben waren. Der schnelle Verfall eines so männlich starken und so zahlreichen Geschlechts ist auffallend; es schmolz in wenig Jahren bis auf einen einzigen Seitensprößling zusammen; und auch die Macht Siciliens sank sogleich von der Höhe, auf welche sie Roger gestellt hatte. Es zeigte sich, daß sie nur auf der persönlichen Kraft einiger Helden beruht hatte. Schon unter Wilhelms des Bösen Regierung finden sich in Sicilien Zustände, welche an die saracenischen Emirate erinnern, die Günstlingsherrschaft eines Emporkömmlings Majone von Bari, Großadmirals des Reichs, welcher einen Anschlag auf die Krone machte; Verschwörungen, Palastrevolten, Aufstände des Adels, gränzenlose Verwirrungen. Der verhaßte König Wilhelm starb nach harten Schicksalen, nicht unberühmt durch Kriege, im Jahre 1166, 45 Jahre alt.

Mit seinem Sohn, Wilhelm II. oder dem Guten, der als elfjähriges Kind den Tron bestieg, endigte schon die gerade Linie des Normannengeschlechts. Die ersten Jahre der Regierung dieses Königs waren durch Streit um die Vormundschaft, durch Rebellion der Barone und durch Hofcabalen so tumultuarisch, wie es die Herrschaft seines Vaters gewesen war. Die Normannen

konnten ihr schönes Reich erobern, aber dauernd behaupten konnten sie es nicht. Sie gingen unter, nachdem das südliche Klima und der orientalische Luxus ihre nordische Kraft gebrochen hatte, und sie scheiterten endlich an dem Feudalismus, oder der unzähmbaren Wildheit des Adels. Auf dem vulcanischen Boden Neapels und Siciliens hat überhaupt keine Dynastie lange gedauert: jede war fremd, auf abenteuerliche Weise zum Besitz des Landes gelangt, und jede endete kläglich, meist durch Verrat. Wilhelm II. war übrigens seinem Vater ungleich, darum führt er auch den Beinamen „der Gute", den ihm wol die dankbare Geistlichkeit beigelegt hat. Wenn der böse Wilhelm wie ein Saracene lebte und üppige Gartenschlösser baute, so stiftete der Gute Kirchen und Klöster. Viele Denkmäler kirchlicher Architectur aus der Normannenzeit gehören ihm an, zumal der weltberühmte Dom von Monreale und die Kathedrale von Palermo. Er starb im jungen Alter von nur 36 Jahren, am 1. November 1189.

Das Geschlecht Roger's war mit ihm ausgegangen bis auf einen Bastard, Tancred, Grafen von Lecce, den natürlichen Sohn Roger's, des erstgeborenen und frühverstorbenen Sohns von König Roger, und bis auf eben dieses Königs Tochter Constanza, welche mit dem Kaiser Heinrich VI. vermält war. Rechtmäßig fiel also das Erbe beider Sicilien an den Kaiser; aber die nationale Partei unter den Sicilianern wandte sich zu Tancred und berief ihn auf den Tron. Der Graf von Lecce kam aus Calabrien und ließ sich im Jahre 1190 in Palermo krönen. Dieser tapfere Bastard hat viel Aehn-

lichkeit mit dem nachmaligen Könige Manfred; wie dieser war er fein gebildet, ein Dichter und Sänger, und ausgezeichnet in mathematischer und astronomischer Wissenschaft, welche die Araber damals verbreitet hatten; wie Manfred war er edel und unglücklich. Aus dem Kampf, den er um sein väterliches Reich mit dem deutschen Heinrich zu führen hatte, ging er anfangs siegreich hervor; es fiel sogar Constanza, des Kaisers Gemalin, in seine Hände; aber er behandelte sie mit ritterlicher Galanterie und schenkte ihr hochherzig die Freiheit.

Es schien als wollte der edle Zweig der Normannen in Tancred wieder aufblühen, denn er selbst hatte zwei Söhne, Roger und Wilhelm. Den Erstgebornen, einen herrlichen Jüngling, hatte er mit Irene, des griechischen Kaisers Isaak Angelus Tochter, vermält und ihn bereits krönen lassen; da starb Roger plötzlich im Jahre 1193. Dies Leid nahm sich Tancred so zu Herzen, daß er dem Sohn am 20. Februar 1194 nachstarb. Es blieben als Erben übrig sein letzter minderjähriger Sohn Wilhelm, welcher in Palermo gekrönt ward, und drei Töchter, Albina, Constanza und Mandonia. Die Vormundschaft führte die Witwe Tancred's, Sibylla.

Unter diesen Umständen war es dem Kaiser Heinrich leicht, Sicilien zu erobern. Die Truppen Sibylla's wurden geschlagen, Messina, Catania und Syrakus fielen in des Kaisers Hand, die Barone traten auf seine Seite. Die unglückliche Königin hatte sich mit ihren Kindern auf die feste Burg Calatabellota gerettet, und erwartete hier in Angst die Ereignisse. Am 30. November 1194 war Heinrich in Palermo eingezogen, das

ihn festlich empfing, mit Paukenschall und Jubelliedern das neue schwäbische Herrschergeschlecht begrüßend. Hierauf unterhandelte Sibylla, da sie sich treulos verlassen sah. Der junge Prinz Wilhelm, welchem der Kaiser die Grafschaft Lecce und das Fürstentum Tarent feierlich zugesprochen hatte, erschien vor Heinrich und legte die Krone zu seinen Füßen nieder. Arglos waren die Unglücklichen in die Falle gegangen, denn kaum hatte sich Heinrich krönen lassen, als er, auf das listig ausgesprengte Gerücht einer Verschwörung, gegen die Anhänger des Normannenhauses und die unselige Familie selbst seine Rache eidvergessen wüten ließ. Viele Barone und Geistliche wurden gemartert und hingerichtet, Sibylla mit ihren Kindern in den Kerker geworfen, der letzte Normanne, Wilhelm, geblendet; dann wurde jene Königin mit ihren Töchtern in's Kloster Hohenburg im Elsaß gebracht, wo sie lange Zeit in der Gefangenschaft lebten. Man weiß nicht, wie Wilhelm endete; eine Sage erzählt, er sei dem Kerker entflohen und habe dann als Eremit zu Sanct Jacob bei Chiavenna noch lange gelebt.

So tragisch fiel das heroische Normannengeschlecht, welchem das Glück einst die schönsten Länder der Welt geschenkt hatte. Sein Sturz wird um so bedeutungsvoller, weil ihm der Untergang des Hohenstaufengeschlechts so bald folgte. Die Nemesis vollzog dasselbe Schicksal auch an ihm. Wie es die Herrschaft Siciliens mit Blut und Gräueln angetreten hatte, lud es das blutige Verhängniß auf sich, und erntete eigentlich nur was es gesäet hatte. Wenn wir dem Bericht Glauben schenken

dürfen, so wurde an demselben Tage, am 26. December 1194, wo der grausame Kaiser Heinrich seine Hand in das Blut der Sicilianer tauchte, Friedrich II. geboren. Heinrich selbst starb schon drei Jahre darauf in Messina im Alter von nur zweiunddreißig Jahren, und nun blicken wir gleich auf das trauervolle Ende der Hohenstaufen, um das Walten des Verhängnisses in der Aehnlichkeit ihres Geschicks mit dem der Normannen zu bewundern. Manfred, Bastard wie vor ihm Tancred, tapfer und hochgesinnt wie er, war verrathen worden und in der Schlacht von Benevent gefallen; sein Weib Helena hatte sich mit ihren vier Kindern auf die Burg Trani gerettet, wie einst Sibylla mit ihren vier Kindern nach Calatabellota geflohen war; wie diese sah sich auch Helena von aller Welt verlassen, wie diese ward auch sie mit ihren Kindern gefangen gesetzt. Sie starb vor Gram im Kerker; ihre Tochter Beatrix lebte achtzehn Jahre lang im Castell dell' Ovo in Neapel, ihre drei kleinen Söhne Heinrich, Friedrich und Anselino lebten mehr als dreißig Jahre in der Gefangenschaft; Conradin endlich starb auf dem Blutgerüst.

Und wieder erweckte aus all' diesem Blut dasselbe richtende Verhängniß den Rächer auch über das Haus Anjou in der sicilischen Vesper. Hier ist wahrlich Ebbe und Flut tragischer Schicksale.

Die Hohenstaufen fanden übrigens die Insel in einer schönen Blüte; von Natur ein Paradies, war sie unter der Normannenherrschaft durch Industrie und Handel reich geworden. Kein Feind hatte während ihrer Periode die Städte heimgesucht, aber von den Küsten des Orients

und Afrika's war eine Fülle von Kostbarkeiten herübergebracht worden. Als Heinrich VI. seinen Einzug in Palermo hielt, ergötzte er sich an der Pracht der feeenhaft schönen Stadt, und im Palast der Normannenkönige fand er große Schätze an Gold, Juwelen und seidenen Gewändern, welche er einschiffen ließ. Arnold, Abt von Lübeck, sagt: „Der Kaiser Heinrich zog in die Aula des todten Tancred ein und fand dort Lagerstelle, Sessel und Tische von Silber, und Gefäße von dem lautersten Gold. Er fand auch verborgene Schätze und alles köstliche Gestein und die herrlichsten Kleinodien, so daß er 150 Saumthiere mit Gold und Silber, kostbarem Edelgestein und seidenen Gewändern belud, und ruhmreich in sein Land zurückkehrte."

Bei dieser Gelegenheit kam auch das wunderbar gearbeitete mit arabischen Charakteren gestickte Krönungsgewand Roger's I. nach Deutschland, welches im Jahre 1424 auf Befehl des Kaisers Sigismund mit den andern Reichskleinodien in Nürnberg verwahrt wurde und für das Pallium Carls des Großen gegolten hat.

Neuerdings hat Reynaud die arabische Inschrift auf dem Mantel Roger's so übersetzt: „Gearbeitet in der königlichen Fabrik, dem Sitz des Glücks, der Erleuchtung und des Ruhms, der Vollendung, der Dauer, des Wolthuns, der guten Aufnahme, der Glückseligkeit, der Freigebigkeit, des Glanzes, der Reputation, der Schönheit, der Verwirklichung aller Wünsche und Hoffnungen, des Vergnügens der Tage und Nächte, ohne Aufhören und ohne Veränderung, mit dem Gefühl der Ehre, der Devotion, der Erhaltung, der Sympathie, des Glücks,

der Gesundheit, der Hülfe und der Genugthuung: in der Stadt Siciliens, im Jahre 528 (1133 Jesu Christi)." Diese schwülstige, phrasenhafte und lächerliche Inschrift im Geiste des Orients auf dem Krönungsmantel des Normannenkönigs beweist hinlänglich, mit welchem Vergnügen sich die Normannen das arabische Wesen angeeignet hatten.

Wir haben aus jener merkwürdigen Zeit eine der ältesten Beschreibungen Palermo's von dem Normannen Ugo Falcando, der unter Wilhelm dem Bösen lange in Palermo gelebt hatte und dann nach der Normandie zurückgegangen war. Als die Dynastie Roger's sich dem Ende zuneigte, schrieb er einen Brief an Petrus, Schatzmeister der Kirche von Palermo, worin er über das Sicilien bedrohende Unheil klagte und zugleich einen Begriff von der Schönheit Palermo's gab. Sein Brief atmet einen fanatischen Haß gegen die Deutschen. Nachdem der Normanne an Messina und Catania glühende Apostrophen gerichtet hat, sich den Barbaren zu widersetzen, wendet er sich auch an Syrakus und ruft aus: „Den Barbaren wird zu Dienst gezwungen werden jener alte Adel der Korinther, welche einst das Vaterland verließen und nach Sicilien hinübergingen, und welche eine für die Erbauung einer Stadt passende Stelle suchend, endlich auf dem schönsten Ufer Siciliens zwischen ungleichen Häfen deine Mauern am sichersten aufbauten. Was hilft dir nun die alte Blüte deiner Philosophen, und daß du den Mund der Dichter mit der prophetischen Quelle genetzt hast! Was hilft es dir, daß du das Joch des Dionys und seines Gleichen abgeschüttelt hast!

Besser war es für dich, die Wut sikulischer Despoten zu dulden, als die Tyrannei eines barbarischen und gräulichen Volkes zu ertragen. Wehe über dich, hehre Quelle von gefeiertem Namen, o Arethusa, welche zu diesem Elend herabsank, daß du, welche einst die Gesänge der Dichter modulirte, nun die Trunkenheit der Deutschen mäßigen und ihrer Scheußlichkeit dienstbar sein mußt." Falcando's Brief ist ein wichtiges Document für den Zustand Palermo's unter den Normannen; der Verfasser ruft darin einmal aus: „Wer kann die herrlichen Gebäude dieser berühmten Stadt genug bewundern? Wer die Fülle der Quellen, welche überall strömen? Wer den Liebreiz der allezeit grünen Bäume? Wer die Wasserleitungen, die reichlich für den Bedarf der Bewässerung sorgen?"

Schon vor Falcando hatte Ibn-Haukal aus Bagdad in der Mitte des zehnten Jahrhunderts Palermo in einem geographischen Werke beschrieben (Description de Palerme au milieu du Xe siècle de l'ère vulgaire, par Ebn-Haucal, traduite par Michel Amari. Paris 1845). Diese Schrift ist zwar nicht von großer Bedeutung, aber doch merkwürdig genug. Der Verfasser teilt das arabische Palermo in fünf Quartiere. Im Al-Kassar (der Paläopolis des Polybius) bewunderte er die große Festtagsmoschee, die ehemalige Kathedrale der Christen, worin man ihm eine Capelle zeigte, in welcher der Sarg des Aristoteles in der Luft schwebte. Zu ihm, so sagt er, beteten ehedem die Christen um Regen.

In Khalessah war die Residenz des Emirs. In

Sakalibah (nach Amari das Viertel der Sclavonier) befand sich der Hafen. Das vierte Quartier war das der Moscheen, Ibn=Saktab. Im Süden der Stadt endlich lag das Quartier El=Jadid, die heutige Albergaria.

Er spricht von den vielen Kaufleuten und ihren Boutiken, namentlich denen der Fleischer. Er führt die Bereitung des Papyrus an. Am meisten hält er sich jedoch bei den Fontänen auf, worunter er die Fawara nennt.

Die Reise des Mohamed=Ibn=Djobair habe ich bereits bemerkt; auch sie enthält lesenswerte Schilderungen der Stadt aus der normannischen Zeit. Er vergleicht Palermo und namentlich die Altstadt (Al=Kassar) wegen ihrer schönen Paläste und Türme mit Cordova. „Die Stadt ist staunenswürdig", so ruft er aus, „gebaut im Stil von Cordova, und ganz aus gehauenem Stein errichtet, von der Gattung, die man El=Kiddan nennt. Die Paläste des Königs sind um sie her aufgerichtet und hängen darum, wie das Halsband, welches den schönen Hals eines jungen Mädchens umschlingt."

Diese beiden Araber, und die Berichte des Juden Benjamin von Tudela werden also durch die kleine Schrift des Normannen Falcando ergänzt. Er beschreibt die meisten Gebäude des damaligen Palermo ausführlich, und zugleich lernen wir, daß sich noch die arabische Einteilung der Stadt und viele Benennungen von Plätzen, Straßen und Toren lebendig erhalten hatten. Aus allem, was er von den Bauten jener Zeit sagt, läßt sich ersehen, daß Palermo damals in seinem höchsten Glanze sich befand. Wenigstens war, was

Schönheit und Reichtum der Architectur betrifft, die normannische Periode die herrlichste Siciliens, und alles was uns heute in Palermo Bedeutendes entgegentritt, ist ein Denkmal der Normannen; denn nicht die Schwaben, selbst nicht einmal der Kaiser Friedrich, fügten irgend Erhebliches hinzu. Ihre Verhältnisse nach außen zogen sie von Palermo ab, während die Normannenfürsten hier ihre dauernde Residenz aufgeschlagen und der Stadt den Glanz einer neugeschaffenen, mächtigen Monarchie gegeben hatten.

Vor diese Baudenkmale Palermo's aus der Normannenzeit will ich jetzt meine Leser führen.

Den Anfang mache hier, wie billig, der königliche Palast. Dies merkwürdige Schloß, welches auf den Deutschen so viele Anziehungskraft ausübt, weil einst ein großer deutscher Kaiser dort seine liederreiche Jugend verlebte, und welches der Italiener mit Recht als die Wiege seiner nationalen Poesie betrachtet, beherrscht am Ende der Straße Cassaro, wo sie sich auf die Piazza reale mündet, das ganze Palermo. Man hält es für das älteste Gebäude der Stadt, denn es rührt nicht erst von den Saracenen her, sondern hier sollen bereits Carthager, Römer und Gothen ihren Herrschersitz gehabt haben. Unbezweifelt war es der Palast der arabischen Emire und darum Cassaro genannt. Dieser Name wurde auf die ganze alte Stadt ausgedehnt und hat sich noch heute in der Hauptstraße erhalten. Dem Saracenen Adelkam schreibt man den Bau des Schlosses zu; Roger I. und seine Nachfolger erweiterten ihn; und hier lebte Friedrich, hier residirte Manfred und alle

folgenden Herrscher Siciliens, welche dem Gebäude durch Zusätze seine heutige unregelmäßige Form gegeben haben, so daß es ein Mittelwesen zwischen Festung und Palast geworden ist.

Wir haben von Falcando die Beschreibung dieses Schlosses, und wissen daher, wie es zur Zeit Wilhelms des Bösen aussah. „Schöne Quadern", so sagt er, „mit großem Fleiß und großer Kunst bearbeitet, bilden das herrliche Gebäude, weite Mauern umschließen es rings von außen, und drinnen glänzt der Palast auf das prächtigste von Gold und Gestein. Zwei Türme stehen an seinem einen und andern Ende, die Pisana, bestimmt die königlichen Schätze zu hüten, und die Greca, welche den Stadtteil Khemonia überragt. Die Mitte ziert ein Bau, der durch die Mannichfaltigkeit seiner Ornamente sich auszeichnet, und Joaria heißt; hier pflegt der König die Stunden der Muße zuzubringen. Im ganzen übrigen Palast sind der Ordnung nach die Gemächer verteilt, wo die Frauen, die Jungfrauen und die Eunuchen wohnen. Auch gibt es hie und da kleine, sehr prächtige Paläste, wo der König entweder mit seinen Vertrauten über Staatssachen insgeheim sich unterredet, oder die Barone einführt, um über öffentliche und wichtige Reichsangelegenheiten sich zu beraten."

Von den damaligen Baulichkeiten ist fast jede Spur verwischt, bis auf den Turm der Santa Ninfa, welcher der älteste Teil des Schlosses sein soll, und bis auf die berühmte Capella Palatina. Auf der Spitze des Turms steht heute die Sternwarte, auf welcher Piazzi am 1. Juni 1801 die Ceres entdeckte, und diese hat da=

her mit Recht den Namen der Schutzgöttin Siciliens erhalten.

Der Hof hat drei moderne Logen über einander, die um alle vier Seiten laufen. In der ersten liegt die berühmte Capella Palatina, eines der herrlichsten Denkmäler der normannischen Periode. Der König Roger hat diese Basilika im Jahre 1132 erbauen lassen und dem heiligen Petrus geweiht. Eingefügt in das Schloß, bietet sie keine eigentliche Façade dar. Ein Porticus von acht Säulen aus ägyptischem Granit zieht sich an der Eingangsthüre hin und läßt auf dem obern Teil der Wand moderne Mosaiken sehen, welche Scenen aus dem alten Testament darstellen, und sich auf Roger's Krönung beziehen. Am Eingang berichtet eine Inschrift in lateinischer, griechischer und arabischer Sprache, daß Roger eine ausgezeichnete Sonnenuhr im Palast habe aufstellen lassen. Die arabische Schrift drückt sich so aus: „Ergangen ist der Befehl der königlichen Majestät, der Herrlichkeit Roger's, des Erhabenen, dessen Tage Gott verewige und dessen Zeichen er bestätige, daß dies Instrument entstehe zur Beachtung der Stunden. In der Metropole Siciliens (von Gott) behütet im 536sten Jahre (der Hedschra)."

Ganz fremdartig, phantastisch und schauerlich, ja mit nichts zu vergleichen, was man in der Art im übrigen Italien sehen mag, stellt sich diese vom Sonnenlicht nur sparsam erleuchtete Basilika dar, auf deren mit Marmor, oder mit Goldgrund bedeckten Wänden die Mosaikfiguren bald in Dämmerdunkel verschwimmen, bald im Streiflicht der Sonnenstralen hell hervor-

blitzen. Als ich in die Kirche eintrat, wurde eben eine Todtenmesse für den verstorbenen König gelesen. Ein prächtiger, mit schwarzem Sammt bedeckter Katafalk stand in der Mitte aufgerichtet, eine goldene Krone lag auf ihm, und brennende Kerzen standen in der Runde, während die Priester sangen und die Kirche mit Weihrauchwolken erfüllten. Dies Schauspiel mitten in der geheimnißvollen Pracht der Mosaiken und der fremdartigen arabischen Ornamente konnte wol ganz und gar in die alten Zeiten des Königs Roger zurückversetzen.

Die schöne Capelle hat die Form einer Basilika mit einer Tribune und Kuppel über dem Chor. Zehn korinthische Säulen, welche Spitzbogen tragen, teilen sie in drei Schiffe. Der Fußboden ist mit farbigem Stein ausgelegt. Unterhalb sind die Wände bis zur Höhe von 12 Palm ebenfalls mit buntem Marmor geschmückt, oberhalb allenthalben, wohin nur das Auge fällt, mit Mosaikmalerei bedeckt, welche Scenen aus dem alten und neuen Testament vorstellt, und zwar so, daß die Wände des Schiffs Vorstellungen aus dem alten Testament, die Tribune und ihre Seiten solche aus dem Leben Christi und der Apostel enthalten. Auf dem Triumfbogen die Verkündigung, in der Tribune selbst die grandiose Halbfigur Christi, welcher die Hand zum Segen erhebt. Die Figuren haben griechische oder lateinische Inschriften. Diese Mosaiken schreiben sich nicht von Roger I., sondern von Wilhelm I. her, wenn man einer Nachricht des Romuald von Salerno Glauben schenken darf, welcher sagt: „Wilhelm ließ die Capelle des heil. Petrus im Palast

mit musivischer Malerei malen und ihre Wände mit mancherlei köstlichem Marmor bekleiden." Indeß schon der Erbauer der Capelle wird die Mosaiken begonnen haben.

Es scheint sich in Sicilien und Unteritalien eine griechische Schule der Mosaikmalerei seit alten Zeiten erhalten und dem byzantinischen Stil eine lebendigere Richtung gegeben zu haben. Die sicilischen Mosaiken haben einen auffallend sanften Charakter in der Farbe, und weder in der Zeichnung noch im Ausdruck jene Härte oder schreckende Strenge der byzantinischen Art; freilich entsprangen sie schon einer späteren Zeit. Während sich die Venezianer Mosaicisten aus Constantinopel holten, um San Marco auszuschmücken, fanden die Normannen, als sie ihre Kirchen bauten, eine Mosaikschule in Sicilien vor. Sie mochte ihre Ursprünge noch von der Zeit der Hellenen herleiten, wo die Mosaikmalerei in der alexandrinischen Periode blühte, wie es das große Prachtschiff des Hieron von Syrakus bewies, auf dessen Boden die ganze Ilias in Mosaik abgebildet war. Zu keiner Zeit scheint sich diese Technik ganz verloren zu haben. Am Ende des vierten Jahrhunderts nach Christi Geburt übertrafen die Sicilianer in Mosaikarbeiten die Künstler von Rom, so daß der Papst Symmachus an einen gewissen Antiochus in Sicilien schrieb, ihn um ein Modell für römische Mosaicisten zu bitten. Seine Worte lauten: „Es ist die Eleganz deines Genies und die Feinheit deiner Erfindung sehr zu schätzen, denn du hast eine neue musivische Gattung, die früher nicht versucht worden, erfunden; sie wird auch unser Ungeschick zur Aus-

zier der Gemächer anzuwenden versuchen, wenn wir entweder auf Tafeln oder Platten ein Muster der von dir erdachten Arbeit werden entnommen haben."

Auch zur Zeit der Saracenen ging die Mosaikmalerei in Sicilien nicht unter; vor ihnen hatte sie durch dauernde Verbindung mit Byzanz Pflege und Nahrung erhalten, nachher gebrauchten sie auch die Araber, weil sie gewohnt waren, ihre Wohnungen musivisch auszuschmücken, wenn auch nicht mit Figuren, so doch mit Arabesken. Wol mögen die Mosaikarbeiten im Dom von Salerno, die von Palermo und von Monreale Werke einer heimisch-unteritalischen Schule sein. Von König Roger selbst wird berichtet, daß er im Palast eine bedeutende Mosaikfabrik anlegte.

Herrlich glänzt auch das Dach der Capelle vom Schmuck des goldigen und mit Arabesken bunt verzierten Getäfels, und verdoppelt den Eindruck mysteriöser Pracht und märchenhaften Zaubers. Im Jahre 1798 entdeckte man an diesem Dach eine große arabische Inschrift, die in zwanzig gothischen Rosetten mit kufischen Charakteren eingeschrieben ist, und so viel man sie entziffert hat, Ausdrücke überschwänglichen Lobes und Segenswünsche enthält, wol in Bezug auf den Erbauer der Capelle und das prächtige Werk überhaupt. Weil diese Inschrift, wie alle andern arabischen in den Kirchen Palermo's, christlichen Ursprungs ist, so befremdet es, Sprache und Schrift des Korans in so naiver Weise in christlichen Kirchen angewendet zu finden, und dies zur Zeit, da der Fanatismus der Kreuzzüge eben seinen Höhenpunkt erreicht hatte. Daß keine dieser arabischen Inschriften

dem Koran entnommen ist, versteht sich von selbst; aber wo immer arabische Schrift angewendet wurde, hat der Gedankenausdruck etwas Mohamedanisches. Die arabische Schrift war damals nicht minder edel und hochgehalten als die griechische, und der Orient dem Abendland an Luxus wie an Intelligenz weit überlegen. Die Kenntniß eines großen Teils der griechischen Literatur hatte dem Occident die arabische Schrift übermittelt. Der stolze Gedanke, einen Teil des großen arabischen Völkergeschlechts unterworfen zu haben, mochte nicht minder als das Wolgefallen an dem Fremdländischen, oder die politische Klugheit den officiellen Gebrauch des Arabischen unterstützen. Die orientalischen Schriftcharaktere haben etwas Rätselhaftes, Mystisches, und indem sie selber schon geometrische Arabeskenfiguren sind, passen sie vortrefflich auf die Wände und Säulen dieser sicilischen Basiliken, welche Christentum und Orient so mit einander vermitteln, wie die Kirchen Roms das Christliche und Antike in einander vereinigt haben.

Im Archiv der Capelle des Palastes werden viele Diplome in griechischer, lateinischer und arabischer Schrift aus der normannischen Zeit aufbewahrt, so wie eine kostbare Cassette, die von kufischen Schriftzeichen umgeben ist.

Wir verlassen die altertümliche Kirche, um zu der folgenden Loggia des Palastes hinaufzugehen. Dort gibt es viele reich decorirte Säle und Gemächer, an welche sich die Geschichte der Herrscher Siciliens knüpft; darunter der Saal des Parlaments, der Tronsaal und der Audienzsaal. In dem letzten steht jetzt nur noch

einer von den zwei berühmten Widdern von Bronze, die ehemals ein Tor von Syrakus schmückten; der andere verunglückte in einer Feuersbrunst. Der Saal der Vicekönige ist durch die Porträts all dieser Regenten vom Jahre 1488 bis auf unsere Zeit ausgezeichnet.

Mehr als diese modernen Prunksäle reizt das zierliche, mit Mosaiken bedeckte Gemach Roger's. Man sieht dort Kämpfe von Centauern, Vögel, und eine Jagd abgebildet, in sehr altertümlicher Weise. Warum dies Gemach die Stanza di Ruggieri heißt, läßt sich freilich nicht sagen; die Mosaiken sind ohne Zweifel Werke des zwölften Jahrhunderts, aber die ursprüngliche Gestalt aller dieser Gemächer hat die größeste Umwandlung erlitten. Vergebens forscht man nach den Gemächern Friedrichs II., obwol um der Ehre des Mannes willen eins nach ihm benannt wird. Und welcher Name zierte dies merkwürdige Schloß mehr als der Friedrichs? Viele Fürsten aus den entlegensten Ländern, Saracenen, Normannen, Schwaben, Spanier, Anjous, Bourbonen haben von diesem Palast aus geherrscht und diese Räume mit Lust und Elend erfüllt; doch treten alle andern Erinnerungen hinter dem Gedanken zurück, daß in diesen Mauern jener große Kaiser seine Jugend verlebte.

3. Der Dom von Monreale.

Viele Einflüsse wirkten zusammen, um in Sicilien eine so prächtige Kirchenarchitectur zu entfalten und eigentümlich auszubilden: im allgemeinen der Geist eines Zeitalters, wo das Christentum dem Islam in enthusiasti-

scher Begeisterung zum Kampf auf Leben und Tod entgegengetreten war; im besondern der Gegensatz, in welchen sich das neue Herrschergeschlecht der Normannen zur Religion Mohameds gestellt sah. Hier war nach einem rühmlichen Triumf die christliche Kirche neu aufzurichten und ihre Hoheit zur Erscheinung zu bringen. Prächtige Dome, Wunderwerke einer begeisterten und doch vom Orient selbst angehauchten Kunst entstanden nun an vielen Orten, als eben so viele Denkmäler des großen Sieges über Mohameds Religion.

Unter gleichen geschichtlichen Bedingungen hatte Sicilien seine erste große Architecturperiode erlebt. Die Hellenen hatten in der Schlacht bei Himera die afrikanischen Carthager, welche Sicilien überschwemmt, vernichtet, und in Siegestrunkenheit die befreite Insel mit den Prachtbauten ihrer Tempel bedeckt. Die Götter von Hellas, Zeus, Apollo, Ceres und Venus hatten den Moloch Afrika's überwunden; ja in höchst merkwürdiger Weise war von den Griechen jener Gegensatz ihrer gebildeten Religion und Cultur zu der des Orients ausgesprochen worden, denn eine der Friedensbedingungen, welche Gelon von Syrakus den Puniern vorschrieb, war die, daß sie die Menschenopfer für immer abschaffen sollten.

Nach mehr als anderthalb Jahrtausenden wiederholte sich dieselbe Erscheinung in der zweiten großen Architecturperiode dieser Insel — eine wunderbare Consequenz der Geschichte, wie sie kein zweites Land aufweisen kann und zugleich der Beweis, daß die menschliche Cultur nach ewigen Gesetzen sich abwandelt, im Wesen dieselbe,

in den Formen verschieden, durch immer neuen Ausdruck der Zeiten und ihrer leitenden Gedanken. Wie in der ersten Periode die Hellenen die berühmten Tempel von Segesta, Selinus, Agrigent, Syrakus erbauten, so errichteten die Normannen, nachdem sie Sicilien von den andern Puniern Afrika's befreit hatten, die herrlichen Kathedralen von Monreale, Palermo, Cefalù, Messina. Damals hatte der Strom der Cultur die Richtung mehr nach dem Süden der Insel genommen, während der Norden nur teilweise berührt ward; jetzt breitete er sich auch über den Norden aus, während der Süden und Südosten zur Unbedeutsamkeit herabgekommen war.

Neben das dorische Säulenhaus stellte sich der christliche Dom, neben die ernste steinerne Pracht des Junotempels von Agrigent die von Gold schimmernde Kirche der Jungfrau Maria von Monreale, als Denkmäler zweier denkwürdiger Phasen der Menschheit. Beide schließen uns wunderbare Tiefen des Menschengeistes auf, der hier wie dort eine herrliche Jugendblüte offenbart hat. Beide ergreifen wie alles ursprünglich Geniale und geschichtlich Notwendige, ist auch die Stimmung, in welche sie versetzen, grundverschieden. Wer kann seine Empfindung aussprechen, wenn er auf dem braunen Trümmergestein sicilischer Oede vor einem jener erhabenen Tempel von Agrigent in Betrachtung verloren ist? Man möchte da meinen, nichts Vollendetes, nichts Schönes könne über diese harmonischen Formen hinaus der Mensch mehr erfinden; tritt man aber in eine der normannischen Basiliken, in diese dunkelschönen,

schimmernden Kirchenschiffe, deren Bogen und Wände von zahlreichen Mosaikbildern leuchten, so fühlt man sich auch hier, das Antike vergessend, in einer neuen Sphäre der Harmonie und Schönheit.

Der religiöse Sinn, dem jene normannische Architectur entsprang, die ich die eigentliche vom Orient mitbestimmte Architectur der Kreuzzüge nennen möchte, war bei den Normannen schon an sich tief, weil sie das nordische Gemüt nach dem Süden mitbrachten. Dazu kamen andere Verhältnisse. Ihrer Eroberung mußte die römische Kirche, Byzanz gegenüber, welches Sicilien als sein Eigentum ansprach, ein heiliges Recht und eine höhere Weihe geben. Der kluge Papst hatte die normannischen Grafen zu apostolischen Legaten ernannt, er hatte dem König Roger geistliche Insignien als Zeichen seiner von der Kirche bestätigten Herrschaft verliehen. Die Könige selbst schrieben ihre Krone nicht der Gunst des Papsts zu, sondern der Gnade Christi; auf Mosaikbildern in mancher Kirche sieht man daher Roger oder Wilhelm dargestellt, wie Christus selber ihnen die Krone auf's Haupt setzt. Von Gottes Gnaden nannten sich diese Abenteurer Könige. Ihre Herrschaft mußte sich also auch in dem Eifer aussprechen, womit sie das Christentum in Sicilien wieder aufrichteten. Malaterra, der Geschichtschreiber der beiden Roger, sagt von dem Eroberer Siciliens: „Als der Graf Roger sah, daß durch die Gunst Gottes ganz Sicilien seiner Herrschaft huldigte, wollte er gegen eine so große Wohltat nicht undankbar sein; er begann, sich Gott zu weihen, gerechtes Urteil lieb zu haben, der Wahrheit nachzutrachten, die Kirche oft zu

besuchen, mit Devotion den heiligen Hymnen beizuwohnen, den Zehnten aller seiner Einkünfte den Kirchen zu geben, der Wittwen und Waisen und der Trauernden gerechter Tröster. Hier und dort in ganz Sicilien stellte er die Kirchen her."

Uebrigens hatte die Frömmigkeit jener Zeit der Kreuzzüge an dem kirchlichen Eifer nicht mehr Anteil, als die politische Berechnung; das neue nur durch Eroberung auf den schönsten Tron Europa's gekommene Fürstenhaus bedurfte des Papsts und der Geistlichkeit, um sich zu erhalten. Ohne ihre Freundschaft waren die Normannen verloren, wie nach ihnen die Hohenstaufen im Kampf gegen die Kirche Neapel und Sicilien einbüßten, und selbst zu Grunde gingen. Zu diesen Einflüssen gesellte sich das natürliche Bestreben eines siegreichen Fürstengeschlechts, seine Herrschaft durch Denkmäler unsterblich zu machen, und so mußte die kirchliche Architectur in Sicilien einen hohen und schnellen Aufschwung nehmen. Alles was auf dem Festlande gebaut worden war, wollte man verdunkeln, ganz mit Gold wollte man die Kirchen überkleiden, selbst jene Sophienkirche und jenes Byzanz überbieten, dessen orthodoxem Kaiser man das schöne Reich entrissen hatte. Roger baute in unglaublich kurzer Zeit, man sagt in einem Jahre, den Dom von Cefalù, zugleich die Kirche von Messina und die Capelle im Palast. Die Blüte der Künste war so eilig, wie die Herrschaft der Normannen selbst es war.

Alle jene Bauten übertraf der fromme Wilhelm II., der letzte legitime Herrscher aus dem Normannenhause; er setzte im Dom von Monreale seinem Geschlecht das

schönste Denkmal, welches zugleich eins der merkwürdigsten Monumente mittelalterlicher Architectur überhaupt ist. In sechs Jahren von 1170—1176 wurde das Werk vollendet; der Ruf seiner Schönheit ging flugs durch alle Länder. Schon im Jahre 1182 erhob der Papst Lucius III. Monreale zum Erzbistum, und in seiner Bulle sagt er vom König Wilhelm: „In kurzer Zeit hat er dem Herrn einen bewundernswürdigen Tempel gebaut, ihn mit festen Castellen und mit Einkünften erweitert, ihn mit Büchern, heiligen Gewändern und Silber und Gold geschmückt, endlich hat er eine Schaar von Mönchen des Ordens von La Cava dort eingeführt und den Ort selbst durch Gebäude und andere Dinge so sehr erhoben, daß nie seit alten Tagen ein ähnliches Werk durch einen König errichtet ward, und daß selbst der Bericht von dem, was dort geschaffen worden ist, zur Bewunderung hinreißt.“

Die Kirche von Monreale hat etwas Fremdartiges. Das Christentum scheint hier, in der Nähe Afrika's, unter aromatischen, schönen, bizarren Pflanzen, unter Palmen, Aloe und Agaven, im Farbenduft des leuchtenden Himmels eine südlichere und phantastische Bildung angenommen zu haben.

Die Architectur des berühmten Doms ist das Muster des normannisch-sicilischen Kirchenstils überhaupt. Sie setzte sich aus dreifachen Bestandteilen zusammen, sie ist byzantinisch-griechisch, lateinisch und arabisch. Die Normannen, welche vom Abendland herüberkamen, wo die römische Basilikenform noch herrschend war, fanden in Sicilien sowol die byzantinischen Traditionen als die

saracenischen Formen vor. Seit Jahrhunderten war die Insel in Besitz der Byzantiner gewesen; griechisch war die Sprache und der Cultus der Sicilianer, griechisch daher auch ihre kirchliche Bauweise. Sie charakterisirt sich durch die quadratische Grundform, durch das Vorherrschen der Kuppel, durch das erhöhte Sanctuarium, welches in ein dreifaches Oval, das Sinnbild der drei göttlichen Personen, ausgeht; denn der Chor-Nische stehen zu beiden Seiten die niedrigeren Halbkuppel-Nischen, links die Prothesis für die Opfervorrichtung, rechts das Diakonikon, für die Diakonen und ihre Lesungen bestimmt. Mit Mosaikbildern schmückten auch die Byzantiner die Kuppeln, die Bogen und Wände ihrer Heiligtümer.

Diese Formen nahmen die Normannen auf; von den Saracenen entlehnten sie den Spitzbogen und die Arabesken für das malerische Wesen der Ausschmückung.

Endlich behielten sie auch den in Europa üblichen Typus der römischen Basilika bei, das heißt eines durch Säulenstellungen geteilten Langschiffs mit dem hergebrachten Sparrendach. Sie setzten dies lateinische Schiff vor das Sanctuarium, und indem sie nicht nach der Weise vieler alten Basiliken einen Architrav auf die Säulen legten, sondern ihnen Spitzbogen zu tragen gaben, vereinigten sie jene drei Formen der Architectur und erzeugten den eigentümlich zusammengesetzen Baustil, der in ganz Sicilien angewendet wurde und in die gothische Architectur allmälich hinüberging, ja das Gothische mitbestimmte.

Man mag hierfür das Werk Serra di Falco's über

Monreale und andere sicilisch-normannische Kirchen, Hittdorfs und Zanths moderne Architectur Siciliens, Lelli's und del Giudice's Beschreibung von Monreale zu Rate ziehen.

Der Dom, der jene drei Grundbestandteile vollkommen deutlich verbindet, hat eine Länge von 372,6 Palm; seine Breite beträgt im Prospect 174 Palm, die Höhe der Türme 154 Palm. Eine kunstvoll gearbeitete Bronzethüre fesselt an der Façade die Aufmerksamkeit. Mehrfache Bogen, nur wenig gebrochen, in reicher Arabeskenarbeit umziehen sie und ruhen auf Pilastern, die wiederum mit Mosaiken und marmornem Bildwerk geschmückt sind. Eine lateinische Inschrift vom Jahre 1186 nennt als den Verfertiger der Thüre den Bronzegießer Bonannus von Pisa, denselben, der auch die Thüre für das Portal des Doms von Pisa gegossen hatte. Die Reliefs stellen in 42 Feldern Scenen aus dem alten und neuen Testament dar. Ihr künstlerischer Wert kommt dem der byzantinischen Mosaiken gleich. Die Figuren sind steif und gezwungen, aber anziehend durch kindliche Naivetät. Merkwürdig sind die Inschriften in der Lingua Volgare jener Zeit, womit die Figuren versehen sind; sie stimmen mit der Sprache der gleichzeitigen sicilischen Dichter überein. Auf der Langseite der Kirche sieht man eine zweite Bronzethüre, ein Werk des Barisanus von Trani.

Edel, hoch und herrlich ist das Innere, freilich nicht von jener Erhabenheit der gothischen Dome, in deren weitaufstrebenden Räumen die Seele vor dem Unendlichen in Schweigen sich verliert, auch nicht von jener

Riesengröße des Sanct Peter, wo die triumfirende Pracht des Papsttums die Sinne bewältigt, noch von jener düstern Majestät byzantinischer Basiliken; hier ist nur mäßige, doch gefällige Größe, freie wolthuende Räumlichkeit, ein würdiger Ernst der mit dem Schimmer anmutiger Kunst umkleidet wird. Die gefälligen Spitzbogen, welche auf je neun korinthischen Säulen von orientalischem Granit ruhen, geben dem Mittelschiff graziöse Bewegung und öffnen den Raum leicht und wolthuend in die beiden Seitenschiffe. Die Pracht des mit köstlichem Gestein figurenreich ausgezierten Fußbodens, der Glanz der vergoldeten Gebälke, das farbige Tafelwerk des Dachs, und nun überall an Bogen und Wänden der Schiffe die Mosaiken und Arabesken, dieser ganze mit Bildern auf Goldgrund gestickte Raum bringt eine seltsam schöne Erscheinung hervor. Für den Gott des Nordens würde ein so buntverziertes Tempelhaus wenig passen, für den des Südens scheint es sehr geeignet. Man muß aus der flimmernden Landschaft Monreale's in diesen Tempel treten; ja bisweilen will hier der Eindruck des Kirchlichen verschwinden, so daß man sich in einem großen Palast glaubt, dessen Wände von Perlen und Edelsteinen funkeln.

Im Mittelschiff beginnen die Mosaiken schon mit den kleinen Architraven, welche auf dem Säulencapitäl aufliegen. Die ganze Wand über den Säulen ist durch ein Gesims in zwei Hälften getrennt. Auf der untern teilen senkrechte musivische Leisten von einer Spitze des Bogens zur andern Felder ab, die mit bildlichen Darstellungen auf Goldgrund geschmückt sind. In der obern

befinden sich die im Spitzbogen auslaufenden Fensterräume, zwischen denen wiederum Mosaiken angebracht sind. Gegen das Dach hin prangt ein breiter, mit Arabesken verzierter Fries, mit welchem Kreise abwechseln, in denen halbe Engelfiguren umschlossen sind. Wo auch der Blick hinfallen mag, in die Nischen, die Seiten des Sanctuarium, die Schiffe, überall treten ihm Mosaiken entgegen, bald Handlungen der heiligen Geschichte, bald vereinzelte Figuren, von Gott Vater und den Engeln herab bis auf die griechischen und lateinischen Heiligen, und über das ganze malerische Reich des alten und neuen Testaments sich erstreckend. Hier ist demnach der Sagenkreis der mosaischen und der christlichen Religion auf den Wänden eines Doms abgebildet. Selbst die beiden feindlichen Hälften der Kirche sind hier vereinigt, und es erscheint als höchst bedeutungsvoll, griechische und römische Heilige in Einem Tempel zu sehen.

Hier macht weniger der ungeheure Aufwand mühsamster Kunst als die Vorstellung des religiösen und künstlerischen Gedankens erstaunen, der das gesammte christliche Religionssystem erfassen, das unendlich Vielfache concentriren und darstellen konnte. Solcher universellen Auffassung der geistigen Menschengeschichte ist unsere Kunst gar nicht mehr fähig und alle ähnlichen Vorstellungen, welche unsere Gegenwart in vereinzelter Weise durch die Freskomalerei versucht, sind als kalte Verstandesallegorien geistig unwirksam. Diese Mosaiken, Giotto's Skulpturen am Campanile von Florenz, welche die Geschichte menschlicher Cultur darstellen, und das Dante'sche Gedicht darf man als die zusammengehörigen Denkmäler

jener Periode, wo die christliche Idee die umfassendsten Bildungen der Kunst hervorrief, in ihrer innern Geistesverwandtschaft zusammenstellen. Man vergesse aber nicht, daß der Mosaikencyklus von Monreale um hundert Jahre Giotto und Dante vorauf geht, und wenn man weiß, daß die göttliche Komödie noch bis auf Michel Angelo herab ihren Einfluß auf die Kunst geltend gemacht hat und die Maler zu ihren cyclisch-epischen Freskobildern anregte, so muß man um so mehr erstaunen, daß schon so früh in jenen Mosaiken das System des Christentums in großartiger Einheit aufgefaßt werden konnte.

Wir wissen nicht, wem ein solcher Gedanke entsprang. Da auch in andern und ältern Kirchen Palermo's aus der Normannenzeit derselbe Ideengang in den musivischen Darstellungen wenn auch in kleinerem Maaße vorherrscht, so mögen hier byzantinische Traditionen zum Grunde liegen. Wer diese Arbeiten leitete ist unbekannt. Wenn drei Jahre auf die musivische Ausschmückung des Doms verwendet wurden, müssen, nach der Berechnung Serra di Falco's, 150 Mosaikbildner dabei fortdauernd thätig gewesen sein. Kaum dürfte man sich eine mühsamere Arbeit vorstellen.

Das System der Verteilung ist dieses. Indem sich alle bildliche Darstellung und jede heilige Handlung oder Gestalt auf Christus bezieht, dessen gigantische Figur in der Tribune als der göttliche Ausgangs-, Mittel- und Endpunkt des Kosmos abgebildet ist, beginnt der Cyclus mit der Schöpfung und erstreckt sich bis zum Kampfe Jacobs mit dem Engel. Dem alten Testament ist das Mittelschiff eingeräumt. Auf das Sanctuarium und die

Flügel verteilt sich die Geschichte des Lebens Christi und setzt sich in die beiden Seitenschiffe fort; doch werden auch hier Patriarchen und Propheten hereingezogen, wenn sie auf Christus deuten, und endlich wird die kaum übersehbare Mythologie der Märtyrer und Heiligen ausgebreitet. Petrus und Paulus haben als die obersten Kirchenfürsten ihre Stelle in den Nischen, dem Christus zu den Seiten; rechts sitzt Petrus auf der Kathedra, die linke Hand auf ein Buch gestützt, die Rechte segnend erhoben. Ueber ihm und seitwärts sind Scenen aus seiner Lebensgeschichte abgebildet. In gleicher Weise sieht man links Sanct Paul auf seinem Stule sitzen, und über ihm seine Enthauptung dargestellt. In der Mitte der Tribune stralt das riesige Brustbild des Erlösers; ein griechisches Kreuz ragt in einer Glorie hinter seinem Haupt hervor, von dessen Scheitel lange Locken bis auf die Schultern herabfallen. Mächtig und voll ist auch sein Bart. Er hebt die Rechte wie lehrend auf und hält in der Linken ein Buch. Die griechische Versalinschrift nennt ihn Jesus Christus Pantokrator. Der Eindruck dieses riesigen Antlitzes ist von übernatürlicher Gewalt und finsterer Hoheit, in byzantinischem Geist. Byzantinische Christusköpfe haben etwas Dämonisches, wie die Antlitze der ägyptischen Götter, wie überhaupt das byzantinische Wesen in der Empfindung des Göttlichen an's Ethnische streift. Dieser Typus führt uns in ein Ideenreich, welches uns heutigen Menschen bei weitem ferner liegt, als die Antike. Es ist ein fürchterlich Abstractes, eine alles Menschliche, alle Phantasie, allen Zufall, alle freie Lebensregung ausschließende Notwendigkeit. Von solchem

Christusantlitz geht wie von einem Medusenhaupt ein Hauch der Versteinerung aus. Ich kann solche Bilder nicht betrachten, ohne in ihrem schrecklich erhabenen Gesicht die christliche Kirchengeschichte wie in einem prophetischen Spiegel zu lesen; die fanatische Askese, das Mönchtum, den Judenhaß, die Ketzerverfolgungen, die dogmatischen Kämpfe, die Allmacht der Päpste. Nichts in der That vermag so sehr die negative wie die positive Gewalt der christlichen Religion symbolisch zur Anschauung zu bringen. Für die Entwicklung der christlichen Kunst im Fortschritt der Jahrhunderte ist wieder nichts bedeutender, als der Vergleich eines solchen Christusantlitzes mit dem Christuskopfe Rafaels oder Tizians; die beiden äußersten Gränzen der Anschauung des Religiösen sind hier ausgesprochen.

Ich übergehe andere Mosaiken, wie die Jungfrau mit dem Kinde in der Mitte der Nische und die Scenen aus dem Leben Christi. Im allgemeinen bemerkt man, daß alle Wirkung im Sanctuarium in's Pathetische, Uebermenschliche, in das Höchste der religiösen Empfindung geht, daher der Ausdruck übernatürlich sein muß. Dagegen steigt die Vorstellungsweise in den Scenen des alten Testaments wieder herab, und hier entfaltet sich ein menschlich heiteres Leben, ein naives Genre, und auch die Pflanzen- und Thierwelt wird mit hereingezogen. Wir stehen auf dem Boden der Natur- und der Menschengeschichte. Manche dieser Bilder sind sehr originell. Man sieht z. B. das Opfer Isaaks in großer Derbheit vorgestellt; Isaak liegt auf dem Holzstoß; Abraham hat ihn am Kopf gepackt und erhebt ein Messer, welches

die halbe Länge des Knaben mißt; hinter ihm kommen zwei Männer mit Knitteln; unter ihm weidet ein gesatteltes Pferd, über ihm schwebt der Engel. Die Zeichnung ist oft sehr mangelhaft, namentlich die der Thiere ungeschickt; die Kamele, denen Rebecca zu trinken gibt, sehen höchst komisch aus. Im Ganzen aber sind die Mosaiken von einer wolthuenden Erscheinung; in ihrem Farbenton sind sie sehr gedämpft.

Am 11. November 1811 war der schöne Tempel von Monreale in Gefahr, ein Raub der Flammen zu werden. Ein Chorknabe hatte an einen Schrank eine brennende Kerze gestellt und dadurch dort befindliche Zeuge entzündet; der kleine Herostrat hatte das Feuer zu ersticken gesucht, den Schrank verschlossen und aus Furcht sich still davon gemacht. Um die Mittagszeit sah man aus den Thüren und Fenstern des Doms dicken Rauch hervorquellen; das Volk stürzte in die Kirche und fand den Chor in lichten Flammen stehen. Nach vier Stunden wurde das Feuer gelöscht; aber die Verwüstung war groß; beide Orgeln zerschmolzen, das Sparrenwerk des Dachs ward verzehrt; die herabfallenden Balken hatten auch die Grabmäler Wilhelms I. und Wilhelms II. zertrümmert, und ein großer Teil der Mosaiken war gänzlich vernichtet worden. Seit dem Jahr 1816 hat man die verwüsteten Teile wieder hergestellt, und glücklicherweise waren die Tribunen und die Schiffe von den Flammen nicht ergriffen worden.

Die Grabmäler der beiden Wilhelm und ihrer Familie, welche damals zerbrochen wurden, stehen auf dem rechten Flügel des Chors. Wilhelm der Böse ruht in

einem Sarkophag von Porphyr; auch seine Gemalin Margarethe und seine drei Söhne Roger, Herzog von Apulien (gestorben 1164), Heinrich, Prinz von Capua (gestorben 1179) und Wilhelm der Gute sind hier bestattet, so daß von dem sicilischen Herrschergeschlecht der Normannen hier nur Roger I., Simon und Tancred fehlen. Wilhelm der Gute, der Erbauer der schönen Kirche, dessen Figur zweimal in Mosaik dargestellt ist, über dem königlichen Tronsitz, wo ihn Christus krönt, und über dem bischöflichen Sitze, wo er der Madonna das Abbild des Tempels überreicht, liegt in einem geschmackvollen Sarkophag von weißem Marmor, welchen Arabesken auf Goldgrund sehr graziös verzieren. Dieses Grabmal wurde ihm erst im Jahr 1575 vom Erzbischof Ludovico de Torres errichtet; denn der fromme König hatte befohlen, seine Gebeine in einer schlichten Kiste von gemauertem Ziegelstein neben dem prächtigen Sarkophag seines Vaters beizusetzen. So geschah es auch, und Jahrhunderte lang hatte Wilhelm II. kein anderes Grabmal.

Derselbe König hatte sich mit dem Bau des Doms nicht begnügt, sondern auch ein herrliches Kloster ihm angeschlossen, worin er Benedictiner von La Cava hineinsetzte; es gehörte zu seinen Erholungen, mit den frommen Vätern zu verkehren und sich der Prachtbauten zu erfreuen, um welche mit der Zeit die Stadt Monreale sich ansiedelte. Das Kloster ist längst verfallen und ein neues neben seinen Trümmern aufgebaut, ein prachtvolles Benedictinerhaus, welches von Marmor strotzt wie alle Klöster dieses gelehrten und vornehmen

Ordens in Italien, die eher Paläste für Fürsten als Wohnungen für Mönche scheinen.

Das alte Kloster muß eins der stattlichsten Gebäude gewesen sein und an Pracht San Martino weit übertroffen haben. Es stand neben dem Dom und beherrschte die Ebene von Palermo. Aus seinem Garten genießt man auch der entzückenden Aussicht über dies Paradies von Meer und Land. Wilhelm hatte das Gebäude mit Mauern und Türmen befestigt, von denen nur noch Trümmer übrig geblieben sind. Auch das Kloster ist zerstört bis auf einige Mauerreste, die noch die normannische Architectur erkennen lassen, und bis auf den Kreuzgang, der seines gleichen nicht finden mag, ein großes, von einer Arcade umgebenes Viereck. 216 phantastische Säulen, je zwei verbunden, tragen die musivisch ausgelegten Spitzbogen; an den Ecken hat man jedesmal vier solcher Säulen vereinigt, und mit besonderm Fleiß sind ihre Capitäler gearbeitet. Ueberraschend und graziös ist die Erscheinung dieser zahllosen schlanken, kleinen Säulen, deren Schäfte alle verschieden behandelt, teils gewunden, teils gerade sind, bald geriefelt, bald glatt, bald mit wellenförmigen Linien, bald mit spiralischen, und wiederum mit musivischem Schmuck ausgeziert sind. Die Kunst hat sich hier den anmutigsten Wechsel der Decoration zum Gesetz gemacht und eine reizende Willkür sich gestattet: alles naiv, zierlich und kindlich, bunt, flimmernd und phantastisch. Die Kleinheit der Formen gestattet dies wol, denn das Kleine spielt. Diese Arcaden sind der vollkommenste Gegensatz zu den dorischen Säulenstellungen, und schwerlich könnte man

architectonische Formen in größerem Contraste denken. Der unendliche Reichtum des Schönen in der Form überhaupt, die wunderbare Fülle der Ausdrucksweisen, in welchen sich die menschliche Poesie auszusprechen vermag, von der Tragödie bis zum Märchen, wird hier offenbar.

Die größte Aufmerksamkeit verdienen die Capitäler jener Säulen. Auch hier herrscht dasselbe Gesetz spielender Willkür, denn nicht eins ist dem andern gleich, sondern der Künstler scheint hier mit der Natur gewetteifert zu haben, die Mannichfaltigkeit ihrer Pflanzenbildungen in heiterer Lust nachzuahmen. Aus korinthischen Akanthusblättern, die in verschiedenartiger Zeichnung den Blattkelch des kleinen Capitäls bilden, entsteigt das phantastische Gebilde gleich einer Blume von Thier-, Pflanzen- oder Menschengestalten zusammengefaßt, welche als eine kleine Geschichte jedesmal sich entfalten. Hier sind es wirkliche Figuren, die als Karyatiden zugleich den Abakus tragen, dort sind es arabeskenartige Gebilde, Löwen, Pferde und Delphine, geflügelte Genien, Drachen, Harpyen, Greifen, wunderliche Wesen, welche den Blumen entspringen und die wechselvollsten Capitälplatten in bunter Mosaik und bizarrer Zeichnung tragen. Viele enthalten Scenen aus dem alten und neuen Testament, wenn auch nicht gut gezeichnet, so doch immer von höchst naivem Charakter. Auf einem Capitäl ist der König Wilhelm selber dargestellt, wie er das Abbild des Gebäudes der Madonna übergibt; auf einem andern sieht man die Könige aus dem Morgenlande dem Christuskind Geschenke darbringen, teils zu Fuß, theils zu Roß. Es

fehlt nicht an Ritterkämpfen, wo Gewappnete mit Lanzen gegen einander sprengen, und die bei den Normannen auch in musivischen Bildern beliebte Darstellung von Bogenschützen wiederholt sich hier und erinnert an die nordischen Eddasagen von Eigil dem Bogenschützen, welche die Normannen auch in dem fremden Süden nicht mochten vergessen haben. So ist hier Weltliches und Heiliges, die Bibel und das Naturmärchen in einer reichen Phantastik vereinigt und zu einer steinernen Bilderwelt rings um den Klosterhof verbreitet, ein merkwürdiges Seitenstück zu dem Mosaikencyclus im Dome selbst.

Wie im menschlichen Wesen Ernst und Spiel sich immer zu einander gesellen, und wie das Erhabene an dem Wechsel des Kleinen seinen Gegensatz fordert, macht Monreale recht deutlich. Das ist überhaupt der Charakter der gothischen Architectur, die in ihrem universellen Ausdruck unendlich reicher ist als die der Hellenen, weil sie auf einer mehr umfassenden Anschauung der Natur beruht.

Der Klosterhof von Monreale ist eins der besten Denkmäler jenes frühern Mittelalters, in welchem der menschliche Geist in Architectur, Skulptur und Poesie diese fast rätselhafte Fülle von Formen auszusprechen begann; und wie in der Cultur auf jedem Gebiet schöpferischer Thätigkeit die Gestalten mit einander verwandt sind, so ist es offenbar, daß auch die poetischen Formen der romantischen Poesie in Sonetten, Canzonen, Madrigalen, Terzinen und all den zahllosen bunten Strophen und Weisen genau den Mosaiken, Arabesken, Architectur-Ornamenten und Skulpturen jenes Zeitalters

entsprechen. Wie man ferner den Charakter der Tragödie des Aeschylus deutlicher erkennt, wenn man ihre leibhaften architectonischen Abbilder, die dorischen Tempel von Pästum und von Sicilien vor Augen gesehen hat, so werden die großen Gedichte Dante's und Wolframs von Eschenbach ebenso durch die Dome Italiens und die Münster Deutschlands in ihrem innern Wesen begreiflicher.

4. Die Kathedrale und andere Kirchen von Palermo.

Der Dom von Palermo war schon vor der saracenischen Periode die Hauptkirche der Stadt und des Erzbistums, und der Maria Assunta geweiht. Die Araber hatten ihn in eine Moschee verwandelt, die Normannen ihn dem christlichen Cultus zurückgegeben und alles Saracenische daraus entfernt. Nur auf einer einzigen Säule des südlichen Porticus sieht man noch eine arabische Inschrift, den 55sten Vers der siebenten Sura, welcher lautet: „Euer Gott hat den Tag geschaffen, dem die Nacht folgt, und der Mond und die Sterne sind beigefüget zum Werke nach seinem Befehl. Ist nicht sein eigen die Creatur und nicht sein die Herrschaft? Gelobet sei Gott der Herr der Jahrhunderte!"

Die alte Kirche baute der Erzbischof Gualterius Offamil, ein Verwandter Roger's, in den Jahren 1170 —1194 prächtig aus; er gab ihr den ernsten gothischen Charakter, welchen der Dom trotz aller neuern Verunstaltungen im wesentlichen behalten hat. Von dem alten

Gebäude ließ er nur die Capelle der Santa Maria Incoronata stehen, in welcher Roger wie alle folgenden Könige Siciliens die Krone empfingen, was die Inschrift: Hic Regi Corona Datur besagt. Im Jahre 1781 wurde der Dom erneuert und durch die geschmacklose Kuppel, ein Werk des neapolitanischen Architecten Fernando Fuga, auf das sinnloseste entstellt, wodurch der schöne ursprüngliche Stil völlig zerrissen ward. Gleichwol macht die Kathedrale einen mächtigen Eindruck; sie verbindet die gothische Erhabenheit mit allem Reiz saracenischer Bogen und Arabesken, und kein anderes Gebäude Palermo's spiegelt so klar die an Contrasten reiche Geschichte der Insel ab.

Der Dom steht frei auf einem großen Platz, den eine marmorne Balustrade mit barocken Steinfiguren umgibt. In der Mitte desselben erhebt sich die Statue der Pest-abwehrenden heiligen Rosalia auf einem dreiseitigen Piedestal. Sie ist für Palermo, was der heilige Gennaro, der den Dämon des Vesuvs beschwört, für Neapel bedeutet.

Vier Türme von schöner Arbeit entsteigen den Ecken des Doms, und kleine Kuppeln laufen an der Längenseite hin. Der alte viereckige, unverjüngte Glockenturm erhebt sich daneben nach toscanischer Weise und ist durch Bogen mit der Kirche verbunden. Die halbrunde Tribune ist von außen mit schwarzen Arabesken schablonenartig bemalt. Ueberall an den Außenwänden, in Portalen, Fenstern, Friesen und Gesimsen ergötzt sich das Auge an der feinen Skulptur der Arabesken und an den phantastischen Bildungen von Säulen und Zinnen. Die

mühsamste Kunst ist an die Portale verwendet, und zumal merkwürdig die kunstreiche Arabeskenbildung der Hauptthüre und der Charakter des Porticus auf der südlichen Seite. Die Halle rührt vom Jahre 1430 her. Sie wird von drei Spitzbogen über vier Säulen gekrönt und ist von sehr malerischer Wirkung. An der innern Wand des Atrium sieht man zwei moderne Skulpturen, welche die Krönung Carls III. und die des Victor Amadeus von Sardinien darstellen, der einst König Siciliens war.

Der innere Raum von einfachem und freundlichem Charakter, aber ganz modernisirt, ist dreischiffig, in der Form des lateinischen Kreuzes, mit Rundbogen, die von Pfeilern getragen werden. Capellen wie Altäre strotzen von Ueberladung und barockem Ungeschmack. Marmor und Porphyr sind reichlich verschwendet, aber weder Malereien noch Skulpturen bemerkenswert, außer den beiden kunstvoll gearbeiteten Marmorbecken, von denen das eine aus der Schule des Antonio Gagini ist, des Schülers Michel Angelo's und des besten Bildhauers, den Sicilien hervorgebracht hat. Von diesem talentvollen Künstler rühren viele Skulpturen im Dom her, namentlich auch Grabmäler in der merkwürdigen Krypta. Die Unterkirche wurde nämlich noch in der normannischen Zeit erbaut und hat den ursprünglichen Charakter beibehalten, denn sie ist eine Basilika mit Spitzbogen, die von mächtigen Granitsäulen getragen werden. An den Wänden stehen Grabmäler der Erzbischöfe von Palermo, zum Teil antike Sarkophage von mittelmäßiger römischer Arbeit, auf welchen dann später die liegenden Figuren

der Erzbischöfe aufgesetzt wurden. Die düstere Einfachheit der rustiken Massen macht einen tiefen Eindruck.

Das Merkwürdigste, was der Dom enthält, sind die Särge der Könige aus dem Geschlecht der Normannen und der Hohenstaufen, Denkmäler der Geschichte Siciliens und zugleich unsers deutschen Vaterlandes. Sie stehen in zwei Capellen des rechten Seitenschiffs, würdige und ernste Sarkophage aus schwerem, blutrotem Porphyr oder aus Marmor, zum Teil unter kleinen porphyrnen Grabtempeln aufgestellt. Ich habe nie fürstliche Grabmäler christlicher Zeit gesehen, die so großartig einfach und mächtig, gleichsam für ewige Dauer berechnet wären, als diese. Selbst die beiden großen Porphyrsarkophage aus der Zeit Constantins, die jetzt im vatikanischen Museum stehen, wirken nicht so kräftig, weil ihre Flächen durch die Reliefs zersplittert werden. In Grüften von so großartiger Einfalt und ernster Majestät möchten auch Nibelungenkönige würdig ruhen. Die große Zeit des dreizehnten Jahrhunderts erkennt man in ihnen. Uebrigens zeigen diese Sarkophage, daß damals die Sicilianer die Kunst, den Porphyr zu behandeln, noch verstanden, da sie doch in Italien bereits verloren gegangen war, und wie Vasari sagt, erst in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts wieder durch Francesco del Tadda in Aufnahme kam.

Es liegen dort bestattet der große König Roger, seine Tochter Constanza, ihr Gemal Heinrich VI., ihr beider Sohn Friedrich II., der genialste Fürst, den Deutschland erzeugt hat, und dessen erste Gemalin Constanza von Aragon.

Vor allen zeichnet sich Friedrichs Grabmal aus. Der Kaiser war in Firenzuola bei Luceria in Apulien am 13. December 1250, nur 56 Jahre alt, gestorben. Man brachte seine Leiche nach Sicilien unter dem Geleit von sechs Schaaren Reiter und der saracenischen Leibwache, und bestattete sie in derselben Kirche, wo Friedrich einst als Kind die Krone empfangen hatte, und wo auch sein Sohn Manfred sich krönen ließ. Dieser hatte den Bildhauer Arnolfo di Lapo, den Schüler des berühmten Nicola Pisano, mit einem prächtigen Grabmal für den Kaiser beauftragt, das aber nicht zu Stande kam. Man weiß nicht, welcher Künstler das gegenwärtige Denkmal verfertigte, ob es ein Toscaner oder ein Sicilianer war. Sein Sarg, dessen Decke Adler und Greife schmücken, ruht auf vier Löwen, die in den Tatzen Sklavenfiguren halten, darüber erhebt sich ein Tempeldach auf Säulen, welche auf einem dreistufigen Untersatze stehen. Alles ist aus Porphyr gehauen.

Im Jahr 1491 wagte es zuerst der spanische Vicekönig, Fernando d'Acunha, die Gräber zu öffnen; er ließ in Gegenwart der Erzbischöfe von Palermo und Messina und des Senats die Sarkophage Heinrichs VI. und der Gemalin Friedrichs aufmachen, und nur der Unwille der Anwesenden hielt ihn ab, ein Gleiches mit den andern zu thun. Als im Jahre 1781 der Dom restaurirt wurde, standen noch alle diese Grabmäler in einer Capelle neben dem Chor; sie wurden hierauf an die Stelle gebracht, wo sie jetzt aufgestellt sind, und bei dieser Gelegenheit öffnete man sie alle. Der Prinz

Torremuzza, welcher bei der feierlichen Eröffnung der Särge am 11. August zugegen war, erzählt in seiner Lebensbeschreibung: „Die Leichname Roger's I., Heinrichs VI. und Constanza's, seiner Gemalin, fanden sich beinahe zerstört und zerfallen, und wenig war von ihren Ornamenten zu bemerken; aber die Leichen Friedrichs II. und Constanza's II. erregten die allgemeine Bewunderung wegen des Reichtums der Gewänder und wegen des Schmucks von Edelsteinen, die ihnen in die Gräber mitgegeben waren. Auf der Krone Heinrichs VI. und auf der Alba oder dem Hemde, mit welchem Friedrich II. unter dem Gewande bekleidet war, fand man mehrere arabisch-kufische Charaktere a ricamo, von denen eine getreue Zeichnung genommen und auf meine Veranlassung an den Professor Tychsen in Bützow gesendet wurde, um seine Erklärung zu hören."

Diese Angabe stimmt nicht ganz mit dem Bericht Daniele's, des neapolitanischen Historiographen (i reali sepolcri del duomo di Palermo illustrati). Friedrich II. lag in prachtvollen Gewändern, und wol erhalten, obgleich man ihm unehrerbietig genug noch zwei andere Leichen in dem Sarg beigegeben hatte, eine, die man für Peter II. von Aragon hielt, der im Jahre 1342 gestorben war, und eine andere, die nicht erkannt wurde. Seine mit Perlen besetzte Krone lag auf seinem ledernen Kopfkissen und links an seinem Haupte der Reichsapfel. Er hatte einen Smaragdring am Finger, an der Seite das Schwert, um den Leib einen seidenen Gürtel mit silberner Schnalle, an den Füßen buntgestickte seidene Stiefeln und goldene Sporen.

Leider ist kein ganz klares und lebenstreues Bildniß des großen Fürsten auf uns gekommen, als nur auf Münzen und auf einem Ringe, den der Geschichtschreiber Daniele nach dem Gypsabdruck eines Kopfs des Kaisers stechen ließ. Es hatten nämlich die Bürger von Capua dem Kaiser Friedrich und seinen beiden Räten, Thaddäus von Suessa und Peter von Vinea, auf der Brücke über dem Vulturnus Bildsäulen gesetzt; nur die des Kaisers hat sich erhalten, doch schmachvoll verstümmelt, da ihr, wie Raumer erzählt, freche Söldner Arm und Fuß zerbrachen und sogar den Kopf herunterschlugen. Ehe nun diese Verstümmelung geschah, hatte Daniele den Kopf abformen und nach der Form den Ring stechen lassen.

Mit welcher Empfindung steht der Deutsche in diesen Tagen vor dem Sarge jenes großen Kaisers, auf dieser weit entlegenen Küste? Welche Rechenschaft und welche Kunde wird er dort niederlegen? Dieses Grab weckt große Erinnerungen — wer kann davor stehen ohne Ehrfurcht und ohne Liebe? Andere Fürsten werfen noch nach Jahrhunderten einen schwarzen Schatten in die Welt, dieser Herrliche breitet einen Lichtschimmer über unsere Nation und Italien aus, der nicht verlöschen wird. Was in dieses einzigen Mannes großer Seele, die alle Tiefen der Lust und des Leids menschlich erschöpft hatte, an genialen Kräften lag, ist ewiger Bewunderung wert. Große Impulse gingen von ihm aus, welche die Zeit weitertrug und noch in spätern Jahrhunderten zur Wirkung brachte, obwol er im Kampf erlegen scheinen mochte. Das Papsttum, mit dem er sein

Leben lang gestritten hatte, hat er zuerst gebrochen und geschwächt: in diesem Kampf wurde der edelste Stamm Deutschlands aufgebraucht, aber nicht ohne dauernde Frucht. Ein Vorläufer der Reformation war Friedrich II.; weit über seine Zeit hinweg sprach er Ideen der Humanität, der Bildung, der Vernunft aus, welche die pfäffisch-feudale Barbarei des Mittelalters bekämpften, und die Welt erleuchteten. Seinen Völkern gab er ein Gesetzbuch, wie sie es bis dahin nicht gehabt hatten, voll Weisheit und Menschlichkeit. Den Gedanken einer Volksvertretung stellte er zuerst fest, indem er dem dritten Stand in den Parlamenten Sitz und Stimme gab. Er pflegte die Wissenschaften, deren tiefsinniger Kenner er war, mit uneigennütziger Liebe; die Poesie lebte in ihm auf und erweckte die italienische Dichtung. Friedrich II. war ein Mensch von idealster Bedeutung, eins von den großen Culturgenies, die, wenn sie erscheinen, ein Feuer in der Menschheit entzünden, welches Jahrhunderte lang fortlodert.

Ich führe meine Leser noch zu andern Kirchen Palermo's aus der Normannenzeit. Es gibt unter den ältesten einige von sehr graziöser Art. Vor allen ist die Kirche und das Kloster della Martorana (oder Santa Maria dell' Amiraglio) merkwürdig. Sie wurde vom Großadmiral Georgius vor dem Jahre 1143 gebaut, in einem reizenden, nun höchst altertümlichen Stil. Ein Glockenturm von arabisch-normannischem Charakter, welchen kleine Säulen gliedern, erhebt sich neben ihr; in's Innere gelangt man durch einen Porticus, und hier überrascht die gleiche düstere Mosaikpracht, wie wir sie in der Capella Palatina gesehen haben.

Der Chor hat acht granitne Säulen mit goldnen korinthischen Capitälern, welche die Säulen tragen. Diese, die Kuppel, die Wände bis zur Mitte sind ganz mit Mosaiken auf Goldgrund bedeckt und durch Arabesken abgeteilt, während der Fußboden mit buntem Marmor und Porphyr kunstvoll bekleidet ist. Auch hier gewahrt man auf einigen Säulen arabische Inschriften.

Unter den trefflichen Mosaikgemälden zeichnen sich besonders zwei aus. In der einen Capelle sieht man zu Füßen der heiligen Jungfrau den Großadmiral niedergefallen, und über ihm die griechische Inschrift Δȣλȣ δεησις σȣ Γεωργιȣ Αμ.ηρ (Gebet deines Knechts Georgs des Admirals). Die Jungfrau, sittsam in Gewand und Schleier gehüllt, hält eine aufgerollte Schrift, während Christus aus der Höhe mit einem Scepter herabdeutet. Auf der Rolle steht griechisch geschrieben: „Behüte, o Sohn, das Wort in allen, und vor aller Schuld Georg aller Fürsten Ersten, der mir diesen Tempel von Grund aus gebaut, und gib ihm die Erlassung der Sünden, denn wie Gott allein hast du Gewalt.“ Ein anderes Mosaikbild von noch besserer Ausführung stellt König Roger selbst dar, wie Christus ihm die Krone aufsetzt. Roger ist Porträt, ein schöner Kopf mit lang auf den Nacken herabwallendem Haar und mit spitzem Bart. Er trägt ein langes blaues Gewand, eine blaue goldgestickte Tunika darüber, und über den Schultern eine blaue Binde in Gold, welche sich auf der Brust kreuzend über den linken Arm fällt. Auf dem Haupt trägt er eine Krone oder vielmehr ein viereckiges Berretto, an den Füßen rosenrote Schuhe. Dies war auch der Anzug

Friedrichs II., als man seinen Sarg öffnete, und ebenso Heinrichs VI. und Wilhelms I. Morso meint sehr richtig, daß alle diese Zeichen königlicher Würde geistliche Insignien seien, und er beruft sich darauf, daß Roger sie vom Papst Lucius II. erhielt, um seinem Königtum mehr Weihe zu geben. Er erhielt nämlich Scepter, Ring, Dalmatika, Mitra und Sandalen, wie Otto von Freisingen genau berichtet.

Leider sind die Mosaiken der Tribune bei einer Restauration im sechzehnten Jahrhundert getilgt, und die Tribune selbst mit barockem Geschmack in eine andere Form umgewandelt worden. Die Martorana ist noch dadurch merkwürdig, daß sich hier nach der sicilischen Vesper das Parlament versammelte, welches Peter von Aragon zum Könige erkor.

Eine andere kleine Kirche, San Giovanni degli Eremiti, ist noch älter, da sie im Jahre 1132 durch Roger gebaut sein soll. Sie hat vier ganz arabisch geformte blaue Kuppeln von fremdem Aussehen. Der innere Raum ist sehr klein, und zeigt, weil die Kirche längst verlassen ist, nur die leeren Wände. Nebenan steht die Ruine eines malerischen Klosterhofs in arabisch-normannischem Stil, gleichfalls von sehr kleinem Umfange.

Die dritte normannische Kirche aus früher Zeit ist Santa Catalda, griechischen Charakters, fast rechteckig und mit drei Halbkreiskuppeln, die von Spitzbogen getragen werden. Ihre Mosaiken sind vertilgt. Der Admiral Majone soll sie erbaut haben. Manche normannische Kirchen, wie San Giacomo la Magara und San Pietro la Bagnara, gingen fast spurlos unter, andere

wurden in späterer Zeit durch die Spanier gänzlich umgewandelt. Daß die Hohenstaufen in Sicilien fast gar keine Kirchen bauten, ist aus ihrer Geschichte leicht erklärlich; dagegen schien die religiöse Architectur in der ersten Zeit der aragonischen Könige noch eine Nachblüte zu treiben. Dies beweisen Sant Agostino und San Francesco, besonders die letztere, deren Entstehungsjahr freilich nicht ganz gewiß ist. Ihr Portal ist mit gewundenen Säulen geschmückt; vielleicht stammen diese noch aus arabischer Zeit und gehörten einst einer Moschee an, denn die kufische Inschrift auf einer der Säulen ist hier geradezu mohamedanisch; sie lautet: „Im Namen Gottes des barmherzigen Erbarmers. Es gibt keinen Gott außer Gott und Mohamed ist Gottes Prophet.“

Schön und sehr malerisch ist auch die Façade der kleinen Kirche Santa Maria Catena aus dem vierzehnten Jahrhundert. Sie steht am Toledo. Ihr Porticus ist sehr schön, zu drei Bogen ausgespannt, die durch zwei Säulen getrennt werden. Ein Fries mit reizender Arabeskenarbeit läuft darüber hin. Einen ähnlichen Porticus hat übrigens auch Santa Maria Nuova. Und so könnte ich noch manche sehenswerte Kirche nennen, wie die prächtige Olivella, aber das würde uns in andere Zeiträume hineinführen, und einen entschiedenen Charakter hat keine mehr, weil mit dem fünfzehnten Jahrhundert auch der normannische Bogen verschwindet, um dem Kreisbogen und dem schweren Pilaster Platz zu machen. Da ist es denn keine Freude mehr, diese bunten und grellen Kirchen zu besuchen. Der künstlerische

Charakter der Mosaik ist verschwunden; die Wände sind nur mit bunten Steinen geschmacklos überladen. Auch gute Gemälde sucht man hier vergebens; das einzige große Meisterwerk, dessen sich Palermo rühmen konnte, der Spasimo Rafael's, ehemals in Santa Maria dello Spasimo aufgestellt, ziert nun das Museum von Madrid.



Agrigent.



Am 4. September brach ich mit meinem Reisegefährten von Palermo auf, nach dem alten Agrigent zu reiten. Giuseppe Campo, der trefflichste aller Führer Siciliens, ein Bürger der alten saracenischen Stadt Misilmeri, hatte uns zwei stattliche Maulthiere gegeben, während er selbst auf dem Bagagethier ritt. Es war ein herrlicher Tag, da wir hinauszogen, über Monreale, in die öden Berggegenden hinein und zwischen Felsen fort, wo wir keiner lebenden Seele begegneten als den Adlern des Jupiter, die dort ernst und still heruntersehen oder kreisend umherfliegen. So geht es einige Stunden fort, bis die Ebene von Partinico und Sala, ein herrliches Gartenland am Golfe von San Vito, sich den Blicken zeigt. Rechts bleibt die Gegend von Borghetto, einst Hykkara, die Vaterstadt des schönsten Weibes Griechenlands, jener Lais, die von den Hellenen unter Nikias als Kind geraubt und nach Athen entführt wurde.

Die Linien des Golfs von San Vito sind groß und schön geschwungen, wie die von Cefalù; die Ebene, eine der prächtigsten Siciliens, prangt in tropischer Fülle des Pflanzenwuchses. Wir hielten Mittagsrast in dem

kleinen Ort Sala und durchritten nun die reichsten Gefilde, welche von Oel und Wein triefen, um nach Alcamo zu gelangen, einer Stadt, die hoch auf den Bergen liegt. Weiter hinauf ist großstilisirtes Land von dorischem Charakter, Berge von prächtigen Senkungen, in langverzogenen Linien, rotdunkel und warm; die Grundtöne von schwärzlichem Braun. Die Physiognomie dieser Gegenden macht der Herbst noch ernster, und die riesengroßen Pinien, die schwarzen Cypressen, schlanke Palmen und hochaufragende Blumenschafte der Aloe wirken charaktervoll in einander. Es ist Alles monochromisch, braun in braun; was die Natur mit einer einzigen Farbe zu malen vermag, wird man hier mit Entzücken gewahr.

Abends erreichten wir Alcamo, nach einem anstrengenden Ritt von neun deutschen Meilen, und mit der untröstlichen Aussicht, am folgenden Tage zehn, am dritten Tage elf, am vierten wiederum zehn deutsche Meilen reiten zu müssen, ehe wir Agrigent erreichten. Alcamo ist eine saubere und freundliche Stadt von 15000 Einwohnern, mit alten Saracenenburgen. Ich sage nichts von ihr, außer daß mich im kümmerlichen Gasthof die Mosquitos im Schlaf überfielen und so arg zurichteten, daß ich die Wundmale vier Wochen lang als Andenken mit mir tragen mußte. Abends hatte der Capitano der Guardia zu uns geschickt und uns militärische Bedeckung bis Segesta angetragen, welche wir ausschlugen.

Um den berühmten Tempel von Segesta zu sehen, machten wir uns mit dem Stern Orion auf und ritten

in der purpurnen Morgendämmerung neun Millien weit seitab durch öde und kahle Bergdistricte. Es verkündigt hier die Frühe eben jener schönste Stern unsers Himmels, ein echt sicilisches Gestirn, dessen Mythe in Messina spielt. Ich hatte dieses Sternbild oft genug in Corsica bewundert, wo ihn das Volk die drei Könige aus dem Morgenland oder die drei Magier nennt; aber in Sicilien erschien es mir erst in seiner vollen himmlischen Pracht, wie ein Candelaber der Götter, welchen die Horen im Azur anzünden. Seine Lampen flimmern und flammen wie in bengalischem Feuer; dann wittert die Luft, und der Ost quillt von einem krokusfarbenen Schein; die Berge fangen an zu atmen, sie heben und senken die Nebel wie Schwingen; dann wird es purpurrot über dem Meer, und alle Lüfte rauchen von Purpurdampf. Der Orion aber verlöscht seine Kerzen, nach welcher seligen Götternacht!

Da ist nun der Tempel von Segesta! Schon drei Millien weit sahen wir ihn vor uns, ein schöner Anblick, weil er, kaum Ruine zu nennen, sondern ganz aufrecht, mit allen Säulen und beiden Frontonen, einsam an der braunen Bergseite steht und die wilde Gegend still und majestätisch überschaut. Der Weg, welcher dorthin führt, ein wenig betretener Hirtenpfad, war eine Millie weit mit Aloeblumen besetzt. Wol Hunderte zu beiden Seiten erhoben aus ihrem riesigen Blättergerüst die 20 Fuß hohen Blumenschafte und bildeten eine Allee, durch welche die Perspective geradezu auf den Tempel führte. Dies berühmte Heiligtum steht auf einem nackten Hügel. Die gelbbraune, von dürren Disteln bedeckte

und von Ziegen umweidete Bergwildniß, die Einsamkeit, die Erinnerung an die alten trojanischen Sagen, die schönen Verse des Virgil, endlich jene Kriege der Segestaner mit Selinunt, welche die Expedition der Athener gegen Syrakus und so große geschichtliche Folgen nach sich zogen, beschäftigen hier die Phantasie. Die poetische Oede ringsumher übertrifft noch jene von Pästum. Ueberall sagenvolle Atmosphäre und nebelsame Gestalt von Mythen oder von Historie. Wenn man auf dem alten (von Hittorf ausgegrabenen) Theater sitzt, so ist der Blick in die blonde Wildniß zauberhaft und von tief tragischem Ernst. Man übersieht hier den Golf von Castellamare, dort die prächtigen Berge von Alcamo; zu Füßen liegt ein verwildertes Tal, welches der fabelhafte Fluß Krimisos durchirrt; drüben steht der grau-alabasterne Berg von Calatafimi, einer Stadt, die schwarz und eintönig seinen Gipfel bedeckt. Wendet man sich westwärts, so blickt über die gelben Hügel herauf ein blauduftiges, phantastisches Berghaupt. Das ist der schöne Berg Eryx, der einst den Tempel der Venus trug. Auch das ägadische Meer schimmert dort hyacinthenfarb hervor und lockt den Blick nach Carthago und die Phantasie in die punischen Kriege zurück.

Ich sage nichts mehr vom Tempel der Segestaner; er ist bekannt genug. An den Bergen Pispisa ritten wir fort, hinter dem Tempel weg, durch die sonneverbrannte Wildniß, wo hier und da Hirten in schafsfellenen Kleidern ihre Heerden trieben. Es geht über Haiden fort, die nur braune Disteln tragen und von Millionen von Schnecken überdeckt sind, welche jede

Pflanze wie versteinernd überziehen; weiter fort ohne Weg noch Steg durch Felder, die von der Sonnenglut tief zerklafft und zerspaltet sind. Auf einmal enthüllt sich das große und weite Ostufer und das ägadische Meer, die herrliche Pyramide des Eryx, Drepanum zu seinen Füßen, heute Trapani genannt, die ägadischen Inseln, welche silberhell durch den Meeresduft erglänzen und alles Küstenland bis Lilybäum, Marsala und Mazara. Hier wehen schon Lüfte von Carthago herüber, und das Schiff, welches dort gegen Afrika segelt, brächte mich in zwölf Stunden nach Tunis und zu den Puniern.

Wir gelangten zu Mittag in unerträglicher Sonnenglut nach Vita, einem elenden Steinhaufen in der Oede, bevölkert von elenden Menschen, welche bronzefarbig und kraushaarig schon Afrikanern gleichen, und deren Sicilisch ich nicht verstehen konnte. Bei einem Schuster machten wir Rast, aßen was uns Campo vorsetzte, und stiegen nun auf, nach Castel Vetrano zu reiten, wo wir Nachtruhe halten sollten. So herrlich diese Gegenden auch waren, so raubte uns doch die Müdigkeit den größten Teil des Genusses. Nach einem Ritt von zehn deutschen Meilen gelangten wir also nach jener Stadt, aber ich war nicht im Stande vom Thier zu steigen, sondern mußte herabgehoben werden. Indem mir nun die schreckliche Gewißheit, morgen elf Meilen reiten zu müssen, vor den Gliedern stand, glaubte ich, solcher Xenophontischen Märsche nicht länger fähig zu sein; indeß ich machte die Erfahrung, daß der Mensch Alles kann, was er ernstlich will, und daß die Philosophie selbst halsstarrige Maulthiere zu bändigen vermag. Denn jene

elf Meilen ritt ich folgenden Tages ohne Beschwerde, und die letzten zehn bis Agrigent bereits mit Behagen. Nicht so mein Gefährte, welchen schon am zweiten Tage der Sonnenstich getroffen hatte und der, in den Schwefelminen von Alcara später nur durch schleunigen Aderlaß gerettet, mehre Wochen in Palermo krank darniederliegen sollte.*)

Am 6. September brachen wir in der Morgendämmerung von Castel Vetrano auf, um an das afrikanische Meer nach Selinunt zu reiten. Das war wieder ein Morgen von so purpurner Pracht, wie man ihn nur hier oder in Hellas erleben mag. Wer hätte Worte, diese Farbenströme zu schildern, welche sich vom Osten her über die stillen Fluten und durch die Lüfte ergießen! Vorausgehend, um mich dem Anblick dieses Phänomens in Einsamkeit hinzugeben, setzte ich mich am Ende der Stadt vor einer alten Kirche unter Bäumen nieder und blickte dort in die Meeresfernen nach Selinunt hinaus, welches sechs Millien weit vor uns lag. Der Orion flammte wieder in dem purpurnen Dunst, und der Himmel war von jener unsagbaren Klarheit, die man mit keinem andern Wort als dem hellenischen „Aether" bezeichnen kann. Solchem Morgen habe ich dies Sonett geopfert:

Helios.

Wenn durch die blaue Nacht auf leisen Schwingen
Die müde Erde tragen Schlaf und Tod,
Den schönen Raub in's Chaos heimzubringen,
Die Heimlichen, eh' sie der Tag bedroht;

---

*) Heute ein rühmlich bekannter Archäolog, Professor Bursi in Jena.

Dann weckt Orion schnell das Morgenrot,
Am Himmel auf die Flammentore springen,
Und Helios kommt — das Haupt von Zorn umloht,
Läßt er des Lichtes Rachepfeil erklingen;

Und lächelnd streut er in der Erde Schoos
Des Lebens Füllhorn, winkt den jungen Stunden,
Die sie umtanzen, rosenüberwunden.

Aus Ohnmacht reißt die Bräutliche sich los;
Es wird ihr Herz so weit, so sonnengroß,
Wie in des Gottes Arm sie sich gefunden.

Man reitet von Castel Vetrano durch ein wolbebautes Flachland, sechs Millien weit nach dem Meer hinunter. Schon in dieser Entfernung zeigt sich die ungeheure Trümmermasse der selinuntischen Tempel, und wie groß diese sei, will ich so sagen. Im Morgendämmer fortreitend erblickte ich am fernen Meeresufer eine Stadt; aus ihr sah ich viele zersplitterte Rundtürme hervorragen, unter denen namentlich einer wie ein Minaret hoch und schlank sich in die Lüfte erhob. Ich sagte also Giuseppe, es sei gut, frisch fort auf die Stadt zuzureiten, welche mir so ansehnlich scheine, daß ich wol hoffte, es würde dort Sorbet zu finden sein. Hierauf lachte Giuseppe und antwortete: „Was Euch eine Stadt dünkt, sind die Tempeltrümmer von Selinunt."

Der Anblick dieser Trümmer am Meer, in grenzenloser Oede, ist vielleicht ohne Gleichen in der Welt. Hier hatte ich zum ersten mal den ganzen und vollen Eindruck von dem, was man sich unter dem Begriff „klassische Ruinen" vorstellt. Aus der Ferne wie aus

der Nähe betrachtet erregen diese verlassenen Ueberreste hellenischer Größe ein gemischtes Gefühl von sprachlosem Erstaunen und von schauerlicher Lust. Die Wüstheit der Trümmer unter wucherndem Pflanzenwuchs ist unbeschreiblich malerisch, um so mehr, als aus den riesigen Steinblöcken überall Gebild und Gestalt hervortritt. Nichts als Triglyphen, Metopen, cannelirte Säulenstücke, dorische Capitäler von ungeheurer Dimension und doch graziös und leicht in Form und Profil: all dies ragt über einander, gleich wie Schollen, wenn der Strom mit Eis geht. Der Strom der Zeit ist hier mit Trümmern gegangen und hat sie in großartiger Wildheit und bizarrer Gruppirung über einander gedrängt. Einige Massen liegen noch im Chaos der Zerstörung geordnet; so sieht man namentlich an dem berühmten Tempel des olympischen Zeus die Riesensäulen von den Basen gestürzt, in Reihen, wie sie aufrecht standen, umgelegt, mit getrennten Gliedern, nun Giganten gleichend, die auf einem wüsten Kampfplatz mit gebrochenem Leibe niedergestreckt neben einander liegen. Nur wenige Säulenstümpfe stehen aufrecht, vom Volk Pileri de' Giganti, Riesenpfeiler genannt; unter ihnen eine, die höchste, turmartig und ohne Capitäl, aus dem Schutt der Tempel einzeln hervorsteigend, ein Trümmerkönig, der alles öde Land weit und breit sagenvoll beherrscht.

Zwei solcher Trümmerhaufen bezeichnen auf den geringen Erhebungen nahe am Meer das alte Selinus. Das eine, östliche, Trümmerfeld enthält hauptsächlich die Ruinen der Tempel, das andere, westliche, die der Stadt selber, wo man vier Tempel unterscheidet, deren

verwilderte Massen höchst malerisch sind. Man steigt zwischen den Blöcken und über Architraven und Friesen wie in einem Labyrint umher, welches Gebüsche verdichten und duftige Blumenranken umschlingen, fast bei jedem Schritt die schwarzen Schlangen aufstörend, die diese versunkene Welt allein bewohnen. Zwischen beiden Trümmerfeldern fließt der Selinos, heute Madiuni, in das nahe Meer. Der ganze Strand ist niedrig, der Fluß versumpft, zu beiden Seiten nur trockene Moore, weit und breit bedeckt mit dem schönen, fremdartigen Palmengrase und übersäet mit blauen Blumen und einem Flor von köstlich duftigen Lilien. Schon im Altertum erzeugte die Maremmenluft, welcher Selinus bei seiner niedrigen Lage ausgesetzt war, pestartige Krankheiten unter der Bevölkerung; Empedokles ward deshalb von Agrigent gerufen, diesem Uebel zu steuern, und es heißt, er befreite die Stadt von der Sumpfluft durch Kanäle, die er zog.

Ich halte mich nicht bei einer Schilderung der Tempel auf, noch will ich mehr als flüchtig daran erinnern, daß dort jene berühmten Metopen gefunden wurden, welche für die Geschichte der alten Kunst von so großer Wichtigkeit geworden sind. Man sieht sie jetzt im Museum von Palermo. Aber erwähnen will ich, daß der Geschichtschreiber Tommaso Fazello in der Nähe des alten Selinunt zu Hause war; es ist jener gelehrte Dominicaner aus dem sechzehnten Jahrhundert, welcher die neuere Geschichtschreibung Siciliens geschaffen hat.

Im übrigen Italien sieht man auf Trümmerstätten entweder das Leben sich in die Ruinen einwohnen, wie

namentlich in der Campagna von Rom, oder man erblickt neben einander Trümmer von verschiedenen Zeitepochen; zu Selinunt stellt sich nur eine einzige Epoche dar; ringsum keine Spur von Leben, die feierlichste Oede zu beiden Seiten, eine grenzenlose aber selige Verlassenheit, ein verschwimmender Meereshorizont, tiefstes Schweigen und mytenvolle, odysseische Einsamkeit. Daher wird die Phantasie durch nichts aufgehalten, sondern sie breitet sich in dieser klassischen Wüste ungehindert aus. Wer Selinunt gesehen hat, wird sagen, daß nirgendwo anders in Italien sein Gemüt so ganz und gar den Eindruck der Ruine empfunden hat.

Weiter ostwärts reitend durch flaches Land setzten wir über den Belicifluß, den alten Hypsa Potamos, und zogen fort durch viel Korkeichenwaldung und viele ufersandige Strecken, bis wir Menfrici erreichten. Von dort geht es durch öde Ebenen, bis sich plötzlich Sciacca (Thermae Selinuntiae) zeigt, ein lebhafter Ort von 16000 Einwohnern mit einem malerischen Castell und schön auf Hügeln am stralenden Meer gelegen. Wir hielten dort Nachtrast.

Von Sciacca machten wir uns weiter auf und ritten beinahe vier deutsche Meilen weit am Strande fort, über Kiesel und Muscheln und moorige Strecken, bald wieder über Flüsse hinweg, immer ohne Weg und Steg. Es gibt hier viele ausgetrocknete Flüsse, die vom Herbstregen zu reißenden Strömen anschwellen. Einer der größten ist der Platani, der alte Halykus, den wir durchritten. Wir fanden dort viele Heerden hochgehörnter Rinder, die in Sicilien, soviel ich wahrgenommen habe,

nicht wie in Italien von weißer, sondern von roter Farbe sind; die wahren Rinder des Helios. Die Hirten, ein wild und elend aussehendes Volk, reiten auf Pferden, wie in der Campagna von Rom und in den pontinischen Sümpfen.

Nachdem wir den Strand verlassen hatten, ging es über hügeliges Land weiter; es ist unbewohnt, aber reich an Korn. Nirgends eine Ortschaft, überall die vollkommenste Verlassenheit. Mitten in einer Haide überraschte uns der verwundersame Anblick eines Sees, der gänzlich ausgetrocknet und flach vor uns lag, weiß wie Schnee; hohes dürres Schilf umkränzte seine Ufer. Dies Gemälde der Natur, fremd und seltsam, hatte einen Charakter von gespensterhafter Oede, wie ich mich nicht erinnere, Aehnliches gesehen zu haben.

Endlich erreichten wir nach einem Ritt von 24 Millien Monte Allegro. Der elende Ort entspricht nicht seinem Namen: denn in ganz dürrer Gegend gelegen, nur von kümmerlichem Weinwuchs und von wenig Olivenbäumen umgeben, sollte er eher Monte Triste heißen. Ehemals lag diese Stadt auf dem Berge, wurde aber vor hundert Jahren verlassen, weil die Einwohner Wassermangel litten. Man hat deshalb den sonderbarsten Anblick zweier Städte vor sich, der Mutter und der Tochterstadt. Jene steht noch mit Straßen und Häusern aufrecht auf dem Berg, nun eine Mumie von Stadt, während der neue Ort zu ihren Füßen liegt, nicht minder wüst und gespenstig aussehend als jene. Alle Häuser sind aus grauem Alabasterkalk gebaut. In der Gegend von Monte Allegro lag einst am Halykos die alte Stadt

Heraklea Minoa, welche ihren Namen vom Minos erhielt; denn als dieser König den Künstler Dädalus nach Sicilien verfolgte und von den Töchtern des Kokalus getödtet worden war, erbauten seine kretischen Begleiter Minoa. Einige Grotten und Gräber in den Felsen gibt man für die Ueberreste davon aus.

Von Monte Allegro in sehr lästiger Nachmittagssonnenglut aufgebrochen, ritten wir durch wüste Gegenden nach Siculiana. Der graue Ort liegt auf ganz kahlem Berge; er hat kein anderes Grün um sich her als den stachligen Cactus, welcher das Gestein überwildert. Die Armut des Volks ist groß. Die Weiber tragen hier überall die weißen oder schwarzen Schleier von Tuch, die als Mantille über den Kopf gezogen werden, die Männer hohe gezipfelte Mützen von weißer oder von schwarzer Farbe. Alles Land umher wittert von Schwefelgeruch, und hie und da sieht man Schwefelminen rauchen. Vor Siculiana lag im Altertum Ancyra. Es folgt nun ein Ufer von vulcanischer Bildung, schwarz oder schwefelweiß in Reihen von Kegeln geformt. Wir ritten im zauberischen Mondschein durch diese schauerlichen Einsamkeiten, überall begrüßt vom Geschrei der Eulen, schweigsam fort an den schwermutsvollen Meereswellen, bis wir Molo di Girgenti erreichten, einen kleinen Hafenort, drei Millien weit von Agrigent. Und erst in der Nacht gelangten wir in die Vaterstadt des Empedokles, das alte Akragas, nun der elende Ort Girgenti. Eine trümmervolle, klassische Wildniß lag im Zwielicht der Sterne rings um uns her gebreitet, und als ich am folgenden Morgen vor das Stadttor ging, sah ich eine Landschaft vor mir, deren

großer und feierlicher Stil kaum dem Gefilde von Syrakus nachsteht.

Wir sind in Agrigent, und ich habe meine Aufgabe zu lösen, eine kurze Darstellung dieser großen Stadt und ihrer Denkmäler zu geben. Hier ist es gut, einen Standpunkt zu wählen, der einen übersichtlichen Anblick gewährt. Ich nehme ihn in der Mitte, vor dem Tempel der Juno, auf der südlichen Stadtmauer Agrigents. Die Natur der Gegend ist diese, daß sie sich als eine schiefe Ebene von felsigen Hügeln in großen Linien heruntersenkt bis zu dem nur zwei und eine halbe Millie entfernten Meer. Diese Schiefebene umfassen ost- und westwärts zwei Flüsse, dort der Akragas (heute San Biagio), hier der Hypsa (heute Drago genannt). Sie begrenzen das Stadtgebiet von beiden Seiten und vereinigen sich unter der südlichen Stadtmauer, als Fluß Akragas in das nahe Meer sich zu ergießen. Es liegt also der ganze Umfang des alten Agrigent innerhalb der beiden genannten Flußarme in einem unregelmäßigen Dreieck, dessen hochgelegene Basis, dem Norden zugekehrt, von zwei schroffen Felsenhügeln gebildet wird, vom Kamikus, auf welchem das heutige Girgenti steht, und von dem Felsenhügel der Minerva zu seiner Seite. Dort stand der Tempel des Zeus Poliens, hier der des Zeus Atabirius und der Minerva. Es war dies die eigentliche Stadt Agrigent; nun aber dehnten sich ihre Vorstädte oder Neapolis, die Neustadt, wie Plutarch sagt, unter dem Kamikus niedersteigend aus und umfaßten die ganze felsige Hochebene. Deren natürliche Felsabstürze und labyrintische Zerklüftungen bildeten zugleich die Stadt

mauer. Am deutlichsten erkennt man sie noch ostwärts und südwärts. Und hier oben auf der südlichen Stadtmauer sitzen wir, in der Mitte jener Reihe von dorischen Tempeln, welche einer hinter dem andern emporragen, mehr oder weniger aufrecht, ein Anblick, von dessen melancholischer Schönheit und Größe zu schweigen besser ist als in vielen Worten zu reden. Blicken wir nun zum Meer, so senkt sich hier plötzlich und tief das Land, braun und öde, eine Landschaft vom tiefsten Ernst der Formen, welcher mit den dorischen Tempeln machtvoll übereinstimmt. Ueberall große Massen, lange Linien, himmlische Weite und der blaue Spiegel des Meers; ein rotbrauner Farbenton von wärmster Glut, eine fast afrikanische Dürre, eine im Sommersonnenschein flimmernde Wüste, still durchbrochen vom Silbergrau der Olivenhaine. Rings, wo die Tempel stehen, und Hunderte von Gräbern, Loculi und Nischen um uns her zerstreut sind, und hier und dort Säulen ragen, oder riesige Architrave und Triglyphen den Boden bedecken, eine so mächtige Ruhe und ernste Majestät, daß kein anderes Gefühl in der Seele aufkommt als schweigende Bewunderung, und wenn sie weichere Stimmungen überschleichen, so ist es nur die freudige Liebe zu Hellas und seinem Geist.

Es ist nicht leicht möglich, eine zertrümmerte Stadt zu betrachten oder von ihren Denkmälern zu reden, ohne den Gang ihrer Schicksale in Gedanken zu übergehen. Deshalb will ich hier, zwischen jenen Tempeln sitzend, erst ein flüchtiges Bild von der politischen Erscheinung des alten Agrigent entwerfen, in der Hoffnung, daß die

Leser dieser Blätter bei einer so weltberühmten Stadt gern verweilen und, was ich andeute, sich ergänzen werden. Es gibt auch im Leben Agrigents eine Fülle von merkwürdigen, von schönen, großen und glänzenden Gestalten, deren Namen in aller Munde lebt. Denn diese Stadt war eine der herrlichsten unter den hellenischen, wenn auch nicht so mächtig wie Syrakus, so doch eben so reich, so üppig und nicht minder geistvoll und glücklich begabt.

Schon lange vor den Griechen war sie ein Hauptort der Sikaner. Deren König Kokalus hatte, nach dem Bericht des Diodor, den aus Kreta flüchtigen Dädalus bei sich aufgenommen, und dieser für ihn auf jenem Hügel Kamikus, den wir vor uns sehen, eine Burg angelegt, zu welcher man nur durch einen engen und künstlich gewundenen Weg gelangen konnte. In dies unbezwingliche Schloß brachte Kokalus seine Schätze. Es erhob sich also auf dem Kamikus eine feste sikanische Stadt, ehe die Griechen Akragas anlegten. Das hellenische Agrigent entstand erst im zweiten Jahre der 49. Olympiade (582), eine Pflanzstadt des nahen Gela, welche bald ihre Mutter an Größe und Reichtum überragte: denn der Handel mit Carthago gab ihr ein schnelles Wachstum.

Die Agrigenter hatten wie die Geläer zuerst eine oligarchische Regierungsform unter den Gesetzen des Charondas von Katana, bis sich Phalaris zum Tyrannen aufwarf. Dieser außerordentliche Mensch war Kretenser von Geburt. In Agrigent mit dem Bau des Tempels des Zeus Polieus beauftragt, benutzte er dies Unter-

nehmen, welches ihm Geld und Leute wie den festesten Punkt der Stadt zur Verfügung gab. Er mietete Söldner, bewaffnete die Gefangenen, und während man in der Stadt das Fest der Ceres feierte, überfiel er die Bürger und machte sich zum Tyrannen von Agrigent. Den Griechen war die Monarchie so sehr verhaßt, daß sie aus Phalaris ein fabelhaftes Ungeheuer gemacht haben und seine Grausamkeit sprichwörtlich wurde. Allen ist die Sage vom bronzenen Stier bekannt, den Perillus für jenen Tyrannen verfertigt haben soll, Fremdlinge und ihm verhaßte Personen darin an langsamem Feuer zu rösten. Diese Sage ist durch ihr Local bedeutungsvoll. Denn der Stier von Agrigent weist auf Kreta und das Stiergebilde des Dädalus zurück, und wieder auf das nahe Carthago, wo dem Moloch in glühender Stiergestalt Menschen geopfert wurden. Es scheint, als sei hier ein Mysterium des asiatischen Saturn verhüllt. Daß der Stier des Phalaris wirklich vorhanden war, sagt Diodor. Er erzählt, Himilkon habe ihn nach der Eroberung von Agrigent nach Carthago geschickt, Scipio aber 260 Jahre nach der Zerstörung von Carthago den Agrigentern zurückgegeben. Der Stier des Phalaris hat noch dem Lucian zu zwei satyrischen Dialogen gedient, worin er Abgeordnete des Tyrannen in Delphi auftreten läßt, welche dem Gott jene Höllenmaschine zum Geschenk antragen und den grausamen Tyrannen als einen gerechten Mann darstellen; er läßt hierauf durch Priestermund die Gabe des Wüterichs als gottseliges Opfer erklären. Es ist nicht leicht möglich, die Bosheit gegen die Kirche, um in un=

ferer Sprache zu reden, weiter zu treiben, als es hier Lucian gethan hat.

Phalaris war gewaltthätig und grausam; aber auch er in einer frühen Zeit, etwa um die Mitte des sechsten Jahrhunderts vor Christi Geburt herrschend, zeigte sich, wie alle griechischen Tyrannen, als ein geistvoller Mensch, der den Umgang mit Weisen und Künstlern liebte. Es werden Züge hochherzigen Edelmuts von ihm erzählt, wie vom Dionys, zumal die Geschichte von Menalipp und Chariton, die an Damon und Pythias erinnert, und jene, die von dem berühmten Poeten Stesichorus berichtet wird. Phalaris, der so viele Städte mit tapferm Schwert unterworfen hatte, trug einst den Himeräern ein Bündniß an; sie sollten ihn zu ihrem Anführer wählen, damit sie sich an ihren Feinden rächen könnten. Dies verhinderte Stesichorus, indem er vor das Volk trat und ihm eine Fabel erzählte. Das Pferd, so sagte er, weidete einst allein auf einer Wiese, da kam der stärkere Hirsch und vertrieb es. Jenes eilte zum Menschen; es bat ihn, den Hirsch zu züchtigen. Gut, sagte der Mensch, aber du mußt mich auf deinen Rücken nehmen. Das Pferd willigte darein, es rächte sich wol am Hirsch mit Hülfe des Menschen, aber es trug nun für immer dessen Zügel und despotisches Joch. So, sagte Stesichorus, wollet auch ihr, o Männer von Himera, dem Pferde gleichen, weil ihr gesonnen seid, das Joch des Phalaris auf euch zu nehmen. Die Himeräer wurden nachdenklich und standen vom Bündniß mit dem Tyrannen ab, aber Phalaris war über Stesichorus tief ergrimmt. Nun fiel der Dichter bald darauf in seine

Hände, und wurde vor den Tyrannen gebracht. Er that ihm nichts zu Leide, sondern bot ihm Gastfreundschaft und reiche Geschenke, ergötzte sich an der Weisheit seiner Rede und an dem himmlischen Klang seiner Lieder, und er entließ ihn mit Ehren, weil er ein Sänger war.

Höchst eigentümlich erscheint überhaupt das Verhältniß der Philosophen zu den Tyrannen Siciliens, welches in Syrakus besonders auffallend ist. Wie in der fabelhaften Zeit die Heroen durch die Länder wandern, um Ungeheuer auszurotten, so reisen später die Philosophen in der Welt umher, um sie von den Tyrannen zu befreien. Es ist freilich die Aufgabe der Philosophie, die Menschheit von jeder Art Tyrannei zu erlösen; in den Berichten des Altertums von jenen merkwürdigen Reisemissionen der Pythagoräer und Eleaten ist sie klar und schön ausgesprochen. Es reisen zum Phalaris Demoteles, Zenon von Elea und Pythagoras selber, um ihn zu ermahnen, von der Alleinherrschaft abzustehen und zur Tugend zurückzukehren. Jamblichus erzählt, obwol fabelnd, davon im Leben des Pythagoras und erdichtet manches weise Gespräch, welches dieser Philosoph mit Phalaris führte. Er verglich, so sagt er, die gute mit der schlechten Lebensweise, enthüllte die Fähigkeiten, die Gebrechen und die Leidenschaften der Seele, offenbarte die Allmacht Gottes aus ihren Werken und überführte damit den ungläubigen Tyrannen. Er schwieg nicht von dem Strafgericht, das die Frevler an den Gesetzen erwarte, und so sprach er vieles über die göttliche Vernunft und die Tugend, über den Wechsel des Glücks und

die Begierde der Menschen nach dem Besitz und der Alleinherrschaft.

Auf die Zureden der Philosophen entgegnete der geniale Tyrann: mit der Alleinherrschaft sei es wie mit dem Leben. Niemand würde geboren sein wollen, wüßte er die Qualen des Lebens voraus; aber sobald man geboren sei, wolle man nicht mehr sterben. So also würde auch Niemand Tyrann sein wollen, kennte er im voraus die Pein, welche Tyrannen erleiden; sobald man's aber geworden, könne man nicht mehr aufhören, es zu sein.

Man erinnere sich des geistvollen Worts, welches ein Syrakusaner dem Dionys sagte. Als dieser einst in Zweifel war, ob er die Herrschaft niederlegen sollte oder nicht, sagte einer seiner Freunde: „O Dionys, die Tyrannis ist doch ein schönes Sterbekleid."

Unsere Gegenwart, so scheint es mir, bringt lebhaft wieder jene Zeiten der Tyrannis durch ein augenfälliges Beispiel in die Erinnerung: sie zeigt, daß die menschliche Natur ewig dieselbe ist. Wenn man die beiden großen Perioden der Tyrannis, die hellenisch-sikeliotische und die italienisch-mittelalterige, welche sich durchaus gleichen, mit unserer jüngsten Erscheinung der Tyrannis in ihren Intriguen und Machinationen vergleicht, so sieht man, daß es wirklich nichts Neues unter der Sonne gibt. Nur hat die alte Freiheit der philosophischen Rede aufgehört, und unsere Philosophieprofessoren machen und bekämpfen nur noch Hirngespinnste und Systeme, die auf das Glück der Völker keinen Einfluß haben.

Die Fabel sagt, daß Phalaris durch ein Gleichniß

des Pythagoras sein Leben verlor. Einst redete der große Philosoph in seiner und der Bürger Gegenwart von der Furcht der Menschen vor den Tyrannen und bewies, wie grundlos sie sei, durch das Beispiel der Tauben, welche furchtsam vor dem Sperber fliehen und ihn doch in die Flucht treiben würden, wenn sie kühn sich gegen ihn wendeten. Diese Rede erhitzte einen Bürger dergestalt, daß er einen Stein aufnahm und ihn nach dem Tyrannen warf; andere folgten dem Beispiel, sodaß Phalaris zu Tode gesteinigt wurde. Andere erzählen von Zenon dem Eleaten, daß er die Agrigenter gegen ihn zur Empörung aufgestachelt habe.

Das Andenken an Phalaris hat sich in der Welt erhalten, und so merkwürdig erschien dem Altertum dieser Mann, daß man ihm 140 Briefe moralischen und philosophischen Inhalts unterschob, über deren Echtheit die Gelehrten langen Krieg geführt haben.

Nach seinem Tode wurde die Demokratie wiederhergestellt; an die Spitze der Stadt traten zwei weise Männer, Alkmenes und Alkander, unter deren Leitung die Republik erblühte und so reich ward, daß die Bürger anfingen, in Purpur getränkte Gewänder zu tragen. Die Ueppigkeit und das geistreiche sophistische Wesen scheint überhaupt ihr Verderben gewesen zu sein.

Zur Zeit des Gelon von Syrakus erlangte jedoch ein sehr kräftiger Mann, Theron, die Tyrannis in Agrigent. Er hatte sich mit jenem verschwägert, und beide, die Häupter Siciliens, unterstützten ihre gegenseitigen Pläne. Es begann damals die kurze und schöne Blütezeit Siciliens, nachdem die Carthager bei Himera

im Jahre 480 die tödtliche Niederlage erlitten hatten. Die meisten carthagischen Gefangenen hatte Agrigent gemacht, und mancher Bürger hielt 500 Gefesselte in seinem Hause. Aber die größte Zahl Kriegsgefangener wurde der Gesammtbürgerschaft zugeteilt; sie mußten die Steine hauen, aus denen damals die Tempel Agrigents gebaut wurden, und auch an den unterirdischen Kanälen arbeiteten sie, welche der berühmte Architect Phäax erbaute. Außerdem legten die Agrigenter einen Fischteich an, um für ihre üppigen Malzeiten köstliche Fische zu mästen; er gewährte ein malerisches Bild, so sagt Diodor, weil sich viele Schwäne auf ihm niederließen. Ihr ganzes Land bepflanzten die Bürger mit Reben und mit Fruchtbäumen jeder Art.

Therons Herrschaft war die Glanzperiode Agrigents. Handel und Feldbau machten die Stadt reich; sie stralte von Prachtwerken der Architectur, der Bildnerei und der Malerkunst; pomphafte Feste ergötzten das Volk, und am Hofe des milden Herrschers sah man die Weisen und die Dichter von Hellas. Pindar, Bacchylides, Aeschylus waren ab und zu in Agrigent; als eine Spannung zwischen Hieron und Theron zum Kriege zu werden drohte, vermittelte der große Dichter Simonides den Frieden. Pindar dichtete damals seinen olympischen Siegesgesang auf Theron den Agrigenter, der mit dem Wagen gesiegt hatte, und er pries im isthmischen Lobgesang auf Xenokrates Akragas als die schönste unter den Menschenstädten.

Sechszehn Jahre lang herrschte Theron. Als er im Jahre 472 starb, errichtete ihm das Volk ein prächtiges

Grabmal und gab ihm die Ehre der Heroen. Sein Sohn Thrasydäos glich ihm nicht; den Bürgern verhaßt, wurde er verjagt und später in Megara hingerichtet. Die Agrigenter hatten also die Tyrannis abgeworfen und für ganz Sicilien das Zeichen zur Befreiung von der Alleinherrschaft gegeben. Während nun überall in den Städten die Demokratie eingeführt wurde, setzte Empedokles in Agrigent eine gemischte Verfassung ein, die den Aristokraten wie dem Volk gleiche Rechte verlieh.

Es scheint, daß die politischen Grundsätze des großen Philosophen auf die Gleichheit aller Bürgerklassen hinausliefen; sich selbst aber hielt er, wie von ihm berichtet wird, für einen Gott. Er kleidete sich in Purpur und trug einen goldenen Kranz auf langwallendem Haar; wenn er feierlich einherschritt, folgten ihm schöngeschmückte Knaben. So schildern ihn die Alten als einen Heros, in welchem die Natur ihre höchste Würde entfaltet habe. Empedokles ist eine der glänzendsten Gestalten, in denen die Griechen das Genie angeschaut haben; spätere Lebensbeschreiber legen in ihn das höchste Bewußtsein von der Göttlichkeit des menschlichen Genius und lassen ihn selber von sich diese Verse sagen:

Die in der ragenden Burg ihr wohnet des gelblichen Stromes
Akragas, Freunde, und wol euch übt in den trefflichsten Werken,
Seid mir gegrüßt! Ich nimmer ein Sterblicher, sondern ein Gott euch
Wandle von Allen geehrt, denn dies ja ziemet mir also,
Schön mit der Binde gekränzt und mit blumig erschimmernden Kronen;

Schreit' ich daher in dem Schmuck durch ruhmvoll prangende Städte,
Mich dann preisen die Männer und Weiber; unzählliche folgen
Mir, so viele bewegt des Gewinns Antrieb, und Verlangen,
Sich zu erforschen das Heil in der Zukunft klärlicher Deutung,
Jeglicher Krankheit auch zu erkennen die künstliche Heilkraft.

Die Naturphilosophie, deren Meister Empedokles war, blieb bei ihm nicht abstract, sondern er wandte seine Ideen auf das Leben an; er war einer der größesten Aerzte. Die Selinunter hatte er von der Pest erlöst, und so wunderbar erschienen seine Heilungen, daß man von ihm fabelte, er habe selbst Todte erwecken können. Die Medicin war eine der Lieblingswissenschaften der Sicilianer geworden; große Namen hatten sie darin aufzuweisen, wie neben Empedokles seinen Freund Pausanias und seinen Nebenbuler Akron von Agrigent. Später war Herodikus, der Bruder des Gorgias, in der Arzneikunde berühmt, und zur Zeit des Aristoteles Menekrates von Syrakus. Dieser ahmte aus Eitelkeit dem Empedokles nach; es werden die spaßhaftesten Geschichten von ihm erzählt. Er nahm keine Bezahlung für seine Heilungen, sondern verlangte nur, daß seine Patienten sich seine Sklaven nennen sollten. Nachdem er zwei gefährlich Kranke mit großer Kunst geheilt hatte, mußten sie ihm überall folgen; er nannte den einen Herkules, den andern Apollon, sich selbst aber Jupiter. Im Athenäus wird erzählt, daß er einst an Philipp von Macedonien folgenden Brief geschrieben habe:

„Menekrates Jupiter dem Philippos seinen Gruß. Du herrschest in Macedonien, aber ich herrsche in der

Medicin. Du kannst diejenigen, denen es wol ist, sterben lassen, und ich kann machen, daß die Unwolen sich gesund fühlen bis sie altern, wenn sie mir gehorsamen. Deine Leibwache sind die Macedonier, und meine Die, so ich geheilt habe. Denn ich Jupiter habe ihnen das Leben zurückgegeben."

Hierauf antwortete Philipp:

„Philippos wünscht dem Menekrates gesunden Verstand. Ich gebe Dir den Rat, eine Reise nach Anticyra zu machen."

Auch Plutarch erzählt, daß auf einen Brief des Menekrates an Agesilaus von Sparta dieser in ähnlicher Weise zurückgeschrieben habe: „Der König Agesilaus dem Menekrates Gesundheit." Man sieht, wie sich die Charlatanerie der Naturwissenschaft, deren Vaterland Sicilien war, anzuheften begann, wie die Sophistik der Philosophie. Sicilien, die Geburtstätte der Sophistik, war auch das Vaterland der Charlatane, und auch noch heutigentags ist dieses Land, welches den Cagliostro wie den Empedokles gebar, ausgezeichnet durch sophistischen Verstand und Charlatanismus in mancher Richtung, zu Extremen geneigt, und ich glaube, es wird diese Charakterzüge niemals verlieren können, denn sie sind Miterzeugnisse seiner vulkanischen Natur.

Schon Empedokles tritt uns in jenen Versen wie ein Gott im Kleide des Charlatan entgegen, und man muß das Volksleben in den sicilischen Städten betrachtet haben, um die ewigen und dieselben Formen, in denen dieses erscheint, in allen Zeiten wiederzuerkennen. Empedokles weist schon auf die Zauber- und Wunder-

geschichten der folgenden Zeit hin. Um seinen Tod hat die spätere Sage bereits einen fabelhaften Schein gebreitet, wie um den des berühmten Apollonius von Tyana und so vieler christlicher Halbgötter und Wahrsager, die noch heute angebetet werden. Man erzählt, er habe ein todtes Weib in's Leben zurückgerufen und sei dann mit vielen Freunden auf das Landhaus des Peisanax gezogen, um zu opfern. Nach dem Male seien Einige unter die Bäume, Andere hier und dort schlafen gegangen. Als sie nun in der Frühe erwachten, fehlte Empedokles. Man fragte die Sklaven; deren einer wußte zu berichten, er habe des Nachts eine übermenschliche Stimme den Namen des Empedokles rufen hören. Als er darüber erwacht sei, habe er ein himmlisches Licht gesehen, einen Glanz von Fackeln, weiter nichts. So sei jener unter die Götter versetzt worden. Nach andern Sagen stieg der Philosoph zum Aetna empor und stürzte sich in den Krater. Einen seiner Schuhe warf der Berg wieder aus. Man sagt, Empedokles habe diesen Tod gewählt, nachdem ihm die Selinunter göttliche Ehren zuerkannt; er habe also den Glauben befestigen wollen, daß er ein Gott sei. Nach dem Berichte des Diogenes starb er indeß im Peloponnes. Die Agrigenter, so sagt er, errichteten ihm eine Bildsäule, und später brachten sie die Römer nach Rom und stellten sie dort vor der Curie auf.

Die gemäßigte Demokratie, welche Empedokles eingeführt hatte, erhielt sich übrigens lange Zeit in Agrigent. Aber der Charakter der Stadt zeigte viel Aehnlichkeit mit dem von Sybaris und von Tarent. Dem Kriegshandwerk abgeneigt, hielten sich die Agrigenter meist neutral,

selbst auch im Kampfe zwischen Syrakus und Athen. Grenzenlos war die Schwelgerei der Bürger. Sie bauten, so sagte von ihnen Empedokles, als sollten sie ewig leben, und tafelten, als müßten sie morgen sterben. In aller Welt war die „Ueppigkeit der agrigentischen Tische“ berühmt. Da uns Diodor so Manches vom Leben in Agrigent kurz vor der Zerstörung dieser Stadt mitteilt, so können wir uns einen lebhaften Begriff von der Weichlichkeit der Bürger machen. Er sagt, es herrschte dort ein großer Ueberfluß, denn da die Agrigenter ihr Land mit Weingärten und Oliven bedeckt hatten, so machte sie der Handel nach Libyen unendlich reich. Sie besaßen die köstlichsten Pferde, die in ganz Hellas berühmt waren. Man setzte nicht allein ihnen prächtige Grabmäler, sondern sogar den kleinen Vögeln, welche Mädchen und Knaben im Hause hielten. Als einst Exänetos im Wagenrennen gesiegt hatte, geleitete man ihn im Triumf in die Stadt mit 300 Zweigespannen von weißen Pferden, die alle aus Agrigent waren. Der Reichtum einzelner Bürger, wie der des Antisthenes und des Gellias, war erstaunlich groß. Antisthenes feierte die Hochzeit seiner Tochter durch Bewirtung aller Bürger auf den Straßen; die Braut wurde von mehr als 800 Wagen und vielen Reitern begleitet; Abends aber veranstaltete ihr Vater eine Illumination mit den dürftigen Mitteln jener Zeit. Er ließ nämlich die Altäre aller Tempel und aller Straßen mit dürrem Holz bedecken, und in dem Augenblick, als auf der Burg ein Feuer angezündet wurde, auch jene anzünden. Man wußte sich naiv genug zu helfen; und schon damals kannte und

liebte man Illuminationen, wie heute im südlichen Italien, wo die Leidenschaft für Feuerwerke den Nordländer in Erstaunen setzt.

Noch reicher als Antisthenes war Gellias. Er hatte, so sagt Diodor, in seinem Hause viele Gastzimmer und viele Thürsteher, welche alle Fremden zu Gaste laden mußten. Dasselbe thaten auch viele andere in Agrigent, und sie luden alter Sitte gemäß Jedermann freundlich ein. Es sagte deshalb Empedokles von seiner Vaterstadt:

Sie, ein geheiligter Port für Gäste, und fern bleibt Falschheit.

Einst kamen 500 Reiter aus Gela im Unwetter nach Agrigent. Gellias nahm sie alle auf und gab jedem aus seinem Vorrat doppelte Gewänder. In seinem Weinkeller hatte er 300 steinerne Fässer, deren jedes 100 Eimer enthielt; daneben stand eine steinerne Kufe von 1000 Eimern Gehalt, aus welcher der Wein in die Fässer floß. Man darf daraus auf die Pracht der Häuser und die Gastmäler in ihnen schließen. „Die Menschen", so sagt Diodor, „gewöhnten sich schon von Kindheit an zur Ueppigkeit; sie trugen die feinsten Kleider und goldenen Schmuck, besonders liebten sie Haarkämme und Riechfläschchen von Silber oder von Gold." Aber mehr als Alles beweist die Schwelgerei der Agrigenter ein Volksbeschluß zur Zeit der Belagerung der Stadt durch die Carthager, welcher ausdrücklich verordnete, kein Wachtposten dürfe zum Lager mehr mit sich nehmen als eine Matratze, ein Unterbett, eine Decke und nur zwei Kopfkissen. Wer will diese glücklichen Menschen tadeln, die

unter dem schönsten Himmel, in der üppigsten Fülle der Natur, an Schätzen der Wissenschaft und der Künste reich, Hellenen und freie Bürger, das kurze Leben in Lust verbrachten; aber wer wird sie bedauern dürfen, oder wer sich wundern, daß diese schwelgerische Stadt trotz ihrer Volkszahl von 800000 Menschen in so kurzer Zeit nach so unkräftigem Widerstande den Carthagern erliegen mußte?

Es gibt wenig Erscheinungen in der Geschichte, die den Unbestand menschlicher Dinge in so erschütternder Weise darstellen, als der plötzliche Fall Agrigents: denn diese schönste der Städte verging wie ein Mensch, welcher mitten in der Fülle seiner Herrlichkeit vom jähen Tod dahingestreckt wird. Die Ereignisse waren folgende. Nach dem Untergange der Athener vor Syrakus hatte die Stadt Segesta die Carthager gerufen. Diese waren im Jahre 409 unter Hannibal Giskons Sohn mit großer Macht erschienen und hatten bereits Selinus und Himera zerstört. Syrakus sah den Fall der Städte nicht ungern, denn sie hatten seine Alleinherrschaft gehindert. Es beeilte sich auch nicht, Agrigent oder Gela zu retten, und so ist jene Periode die schmachvollste der sicilischen Hellenen; sie trübt den Ruhm der Griechen, deren häßlichster Fehler, wie der aller Südländer überhaupt, die Parteiwut war. Nun kehrten die Punier im Jahre 406 mit neuer Macht zurück. Die Agrigenter, welche den ersten Anfall zu fürchten hatten, versorgten sich mit Getreide, bewaffneten sich, nahmen den Spartaner Dexippus mit 1500 Mann in Sold und zogen auch campanische

Mietsvölker herein, welche früher im Heere des Hannibal gedient hatten.

Bereits lagerten Hannibal und Himilko vor der Stadt, östlich vom Felsenhügel der Minerva und jenseit des Akragas; sie ließen einen Wall aufführen und bei dieser Gelegenheit die Gräber zerstören. Aber der Blitz schlug in das Grabmal des Theron, die Pest brach im Lager aus und raffte Hannibal selber hin, während zugleich böse Zeichen und bei Nacht erscheinende Gespenster das Heer in abergläubische Furcht versetzten. Himilko verbot hierauf die Zerstörung der Grabmäler; den Göttern zur Sühne opferte er dem Moloch einen Knaben, und dem Poseidon ließ er viele Thiere in's Meer versenken.

Während nun die Carthager täglich Agrigent bestürmten, sandten die Syrakuser ihren General Daphnäus mit Truppen zum Entsatz. Er schlug die ihm entgegenrückenden Afrikaner, und Agrigent war gerettet, wenn die bestochenen Feldherren in der Stadt ausgefallen wären. Diese aber machten es möglich, daß die Feinde in ihr Lager entkamen. Das Volk in der Stadt erhob sich und steinigte die Verräter; und nachdem Daphnäus die Carthager umschlossen hatte, waren diese dem wütenden Hunger preisgegeben. Doch der Zufall fügte es, daß die carthagischen Schiffe die Getreideflotte einfingen, welche Agrigent mit Nahrungsmitteln versorgen sollte. Die Bürger hatten mit den Lebensmitteln verschwenderisch gewirtschaftet, weil sie an Entbehrung nicht gewöhnt waren und leichtsinnig auf die nahe Aufhebung der Be-

lagerung sich verlassen hatten. Nun war die Zufuhr aufgezehrt. Doch nicht diese Not, sondern der Mangel an eigener Wehrkraft brachte die Stadt um: denn die Söldner verrieten sie. Zuerst gingen die Campaner zum Feinde über, dann zogen Dexippus und Daphnäus ab, unter dem Vorwande, daß ihre Dienstzeit verstrichen sei. Den Agrigentern sank der letzte Mut. Nachdem sich ihre Feldherren überzeugt hatten, daß die Nahrungsmittel ausgegeben waren, befahlen sie der Bevölkerung, in der nächsten Nacht sammt und sonders die Stadt zu verlassen. Das Unerhörte geschah; so schnell verzagte dies zahlreiche Volk im Angesicht des Hungers, daß es, statt das Aeußerste zu versuchen, wie später Syrakus und Carthago thaten, die Schmach auf sich nahm, die wolbefestigte Stadt mit allen ihren Schätzen dem Feinde zu überlassen. Als nun die Nacht gekommen war, zog das Volk aus, Männer, Weiber und Kinder, mit Jammern und Wehgeschrei die Lüfte erfüllend. So groß war die Furcht und so schimpflich die Eile, daß die Angehörigen sich nicht um ihre Kranken noch um die Altersschwachen bekümmerten. Manche jedoch blieben zurück und gaben sich selbst den Tod, um in den Wohnungen der Väter zu sterben. Die Masse des Volks zog nach Gela unter dem Geleit der Bewaffneten, und man sah unter dem Schwarm auch die weichlich verwöhnten Jungfrauen zu Fuße fortziehen.

In die öde Stadt rückte Himilko des Morgens ein, nach dem achten Monat der Belagerung. Die noch drinnen waren, ermordeten die Carthager. Man sagt, daß auch der reiche Gellias zurückgeblieben war und daß

er sich in den Tempel der Athene geflüchtet hatte; als er nun sah, daß die Afrikaner auch die Götter nicht schonten, zündete er den Tempel an und verbrannte sich mit den Weihgeschenken. Die Beute in Agrigent, das noch kein Feind verheert hatte und welches, nach den Worten des Diodor, damals beinahe die reichste Stadt unter den hellenischen war, muß unermeßlich gewesen sein. Die köstlichsten Kunstwerke sandte Himilko nach Carthago als Siegeszeichen, wo sie später den Römern in die Hände fielen. Agrigent aber ließ er verwüsten und die Tempel verbrennen (Spuren eines Brandes sieht man noch heute an manchem Gebälk. Doch erst, nachdem die Punier dort überwintert hatten, zerstörte Himilko die Stadt völlig, und Diodor sagt: er ließ die Kunstwerke und Reliefs in den Tempeln zerschlagen, wenn er glaubte, das Feuer habe sie nicht genugsam vernichtet. Ein unermeßlicher Verlust traf damals die Cultur, gerade in der Blüte der perikleischen Zeit, und nachdem auch in der Folge der Jahrhunderte so viele andere verwüstende Kriege Sicilien heimgesucht, und nachdem noch Verres den letzten Rest fortgerafft hatte, ist der Boden der Insel an Schätzen der Kunst sehr arm geblieben. Die Völker, welche das griechische Sicilien vernichteten, Carthager und Römer, waren gleicherweise Barbaren.

Dies fürchterliche Loos hatte Agrigent im Herbst des Jahres 406 vor Christi Geburt getroffen, und seitdem erholte sich die Stadt nie mehr, obwol sie wieder bevölkert wurde und noch einmal eine Rolle in der Geschichte spielte. Bis auf Timoleons Zeit lag sie wüst, wenn auch nicht unbewohnt. Der große Korinther be=

völkerte sie durch eine Colonie im Jahre 341, sodaß sie mit der Zeit wieder sich aufrichtete. Sie erhob sich sogar während der Tyrannis des Agathokles von Syrakus, als dieser auf seinem abenteuerlichen Zuge in Afrika beschäftigt war, zu dem Gedanken, ganz Sicilien sich zu unterwerfen. Aber der Plan mißglückte, und Agrigent geriet wieder in die Hände der Afrikaner.

Hierauf warf sich Phinzias zum Tyrannen auf, ein neuer Phalaris. Die Agrigenter verjagten ihn und gaben sich dem Pyrrhus von Epirus, dessen Herrschaft jedoch nur kurze Zeit dauerte. Agrigent wurde nun wieder carthagisch und einer der wichtigsten Orte der Punier in ihren Kriegen mit den Römern; denn sie hielten diesen großen Waffenplatz sogar noch, als Syrakus gefallen war. Im ersten punischen Kriege stand in Agrigent wieder ein Hannibal Giskons Sohn mit 50000 Mann, und 25000 Krieger vermochten damals noch die Bürger der Stadt zu stellen. Mit 100000 Mann schlossen die Consuln L. Posthumius und Q. Emilius Agrigent ein, wo sich Hannibal auf das glänzendste verteidigte. Weil aber Hanno, der zum Entsatz heranzog, geschlagen ward, mußten die Carthager heimlich aus der Stadt abziehen. Sieben Monate lang hatten die Römer sie belagert, und als sie nun einzogen, mordeten sie mit schonungsloser Wut das agrigentische Volk und hausten ärger, als es einst die Punier gethan hatten. Die überlebenden Bürger machten sie sämmtlich zu Sklaven (262 vor Christi Geburt). Aber nicht lange darauf fiel Agrigent in die Gewalt des carthagischen Feldherrn Karthalus, der die unselige Stadt anzünden

und zerstören ließ. Gleichwol hörte sie nicht auf, zu existiren. Denn als Syrakus gefallen war, hielten sich in Agrigent noch Epikides, Hanno und Mutines gegen Marcellus. Mutines war ein Punier von Hippo, welchen der große Hannibal aus Italien herübergeschickt hatte; er verrichtete mit der Reiterei so kühne Thaten, daß er ganz Sicilien mit seinem Namen erfüllte. Der neidische Hanno nahm ihm das Commando, was zur Folge hatte, daß Mutines Agrigent aus Rache verriet. Nachts öffnete er dem Consul Lävinus die Tore der Stadt. Hanno und Epikides hatten kaum Zeit, sich in einer Barke zu retten. Mit gewohnter Grausamkeit bestraften die Römer Agrigent, die Ersten der Stadt strichen sie mit Ruten und köpften sie darauf, alle Uebrigen wurden in die Sklaverei verkauft. So fiel erst mit Agrigent auch ganz Sicilien in die Gewalt der Römer, im Jahre 211.

Seither verlor sich die schöne Stadt des Empedokles und des Theron aus der Geschichte, in der sie nie mehr eine Rolle spielte. Zur Zeit der Hellenen hatte sie auch an edlen Geistern herrlich geblüht, und mögen die besten unter ihnen noch einmal genannt sein. Es zieren sie Empedokles, Pausanias, Akron der Philosoph, Redner und Arzt, Protus des Gorgias Schüler, Dinolochos der Komödiendichter und Schüler des Epicharmos, Karkinos der Tragödiendichter, Phäax der Architect, Metellus der Lehrer des Platon in der Musik, Philenus der Geschichtschreiber, und selbst noch in der Zeit des Elends, da der raubsüchtige Verres das ganz versunkene Agrigent um die letzten Schätze brachte, welche ihm

die Gnade des Eroberers von Carthago gegönnt hatte, ehrte seine Vaterstadt Sophokles als Verteidiger derselben vor den Römern gegen jenen Räuber.

Es ist anzunehmen, daß schon vor der letzten Eroberung Agrigent sich auf den Kamikus beschränkt hatte, wo es noch heute steht, schon 2000 Jahre lang, und im Elend dauernder als im Glanz. Im Jahre 825 eroberten es die Saracenen, Nachfolger jener Punier und aus demselben Land herübergekommen. Ihren letzten Emir Kamul verjagte dort der Graf Roger im Jahre 1086. Dann wurde Agrigent ein Feudum adliger Familien, immer tiefer sinkend, bis zur Einwohnerzahl von nur 16000 Menschen.

Diesem heutigen Girgenti liegen nun in dem wüsten Gefilde, die letzten Denkmäler der großen Akragas zu Füßen, jene dorischen Tempel, welche trotz Zeit und Menschenwut der Nachwelt ziemlich wol erhalten sind, während die einst nicht minder herrlichen Tempel von Selinus alle am Boden liegen, und während andere blühende Städte Siciliens, das kornreiche Gela des Aeschylus, Himera und Kamarina spurlos verschwunden sind, und Syrakus selbst von Tempeln nichts gerettet hat, was sich den Trümmern von Agrigent vergleichen ließe.

Diese Tempel wollen wir der Reihe nach aufsuchen.

Es führt die Porta di Ponte, das östliche Tor des heutigen Agrigent, zu dem gerade gegenüber liegenden Fels der Minerva (Rupe Atenea), einer malerischen Anhöhe, wo heute Kloster und Kirche San Vito stehen

und die Girgentiner einen öffentlichen Garten angelegt haben, in welchem die Büste des Empedokles aufgestellt ist. Im Altertum prangte auf diesem Hügel der Tempel des Zeus Atabirius und der Minerva; es ist nichts von ihm übrig geblieben; aber am südlichen Felsabhang erkennt man noch die Spuren des Tempels der Ceres und Proserpina, auf dessen Fundamenten jetzt die Kirche San Biagio steht.

Geht man am Minervenhügel vorüber und südwärts hinab, so gelangt man zu jener Reihe von Tempeln, welche auf dem Rande der südlichen Stadtmauer stehen. Ihr Anblick auf dem schönen Hintergrunde des lybischen Meers, zumal wenn die Sonnenglut ihr gelbes Gestein erleuchtet und die mächtigen Säulen stralen macht, ist noch heute entzückend; wie prachtvoll muß er im Altertum gewesen sein!

Der schöne Tempel der Juno Lucina ist der erste in dieser Reihe. Er erhebt sich auf mäßigem Hügel, zur Hälfte zertrümmert; denn nur auf einer Seite stehen noch seine 13 dorischen Säulen und tragen das Gebälk. An der Fronte nur noch zwei Säulen mit einem Stück des Architravs; den übrigen fehlen entweder die Capitäle, oder sie sind gänzlich niedergeworfen und zerstört. Der Tempel ist nach Osten und Westen gerichtet und steht nach dorischer Art auf einem hohen Unterbau von vier Stufen. Er war von einem Porticus von 34 dorischen Säulen mit je zwanzigfacher Cannelirung umgeben, sodaß je 13 auf den Längen, je 6 an den Fronten standen. Die Säulen haben 5 Palm im Durchmesser, und eine Höhe von beinahe fünf Diametern,

24,10 Palm. Ihre Capitäle zeichnen sich durch schöne Linien aus. Leider ist nichts weder von den Fronten, noch vom Gesimse erhalten. An den Trümmern bemerkt man Spuren eines Brandes. Nach den Angaben Serra di Falco's sind die Maße dieses Tempels in der Länge 158,10,3 Palm, in der Breite 75,8 Palm. Die Zelle, welche noch ziemlich kenntlich ist, hatte 107,11,6 Palm in der Länge, in der Breite 36,1 Palm. Der Geschichtschreiber Fazello aus dem sechzehnten Jahrhundert war der erste, welcher diesem wie den folgenden Tempeln den Namen gab; bis auf seine Zeit hieß er Torre delle pulselle, Turm der Mädchen. Nach dem Berichte des Plinius malte Zeuxis für ihn sein berühmtes Bild der Juno, wozu ihm die Agrigenter die fünf schönsten Jungfrauen der Stadt als Modelle hergaben. Aber Cicero erzählt dasselbe vom Tempel der Juno in Kroton und vom Bilde der Helena.

Von den Tempelstufen übersieht man den Umfang der alten Stadt am besten. Vor sich hat man in unmittelbarer Nähe die südliche Mauer, welche der natürliche Fels bildet, wie auch an einigen Stellen des alten Syrakus der Felsabsturz zur Mauer gedient hatte. Geht man an ihr entlang, so findet man eine große Zahl von Felsengräbern, Columbarien, Nischen und Grabrotunden, welche sich an der Mauer hinziehen und, weil sie gewölbt sind, spätern Ursprungs erscheinen.

Es folgt auf den Junotempel der wolerhaltene Tempel der Concordia. Auch er liegt auf einem Hügel in malerischer Umgebung von dürrem rotbraunen Gestein, von Trümmern und üppigem Wuchs der Cactus-

bäume. Bis auf das Dach, welches fehlt, ist er vollständig, mit beiden Fronten und allen seinen Säulen. Gleich dem Junotempel steht er auf vier Stufen; auch er hat einen Porticus von 34 Säulen in derselben Verteilung, sodaß der Prospect 6, die Seiten 13 zählen. Sie haben 20 Cannelirungen und eine Höhe von 26,6 Palm, wenig mehr als fünf Durchmesser. Die Länge des Baues beträgt 152,7 Palm, die Breite 65,8; das ganze Gebälk hat die Höhe von 11,7,9 Palm, so daß der Fries fast um 1 Palm höher ist als der Architrav. Es blieb also der Tempel durch die Carthager unzerstört und widerstand siegreich allen Unbilden der Zeit. Seine wolerhaltene Herrlichkeit lockte im Mittelalter das Christentum, ihn zur Kirche zu benutzen, und so wurde sein Verfall glücklich abgewendet. Die Zelle schuf man im fünfzehnten Jahrhundert zu einer Kapelle um, welche dem heiligen Gregorio delle Rape, Bischof von Girgenti, geweiht wurde. Damals brach man in die Seitenwände derselben die zwölf Bogen ein, die man noch heute sieht und die, weil sie in einem dorischen Tempel widersinnig sind, diejenigen beirren, welche von ihrem Ursprung nichts wissen. Später wurde die Kirche verlassen, und im Jahre 1748 stellte der Prinz Torremuzza den Tempel wieder her. Fazello hat ihm den Namen Concordia beigelegt, mit welchem ein dorisches Heiligtum nichts zu thun hat; er wurde dazu durch eine lateinische Inschrift verleitet, die man dort vorfand. Unter allen Tempeln Italiens und Siciliens hat kein einziger die Zelle so ganz erhalten wie dieser; denn sogar bis auf die Treppen, welche an ihrem östlichen Eingang auf

das Dach führen, ist jeder Teil stehen geblieben und gibt nun ein vollkommenes Bild des dorischen Tempelbaues.

Er ist überhaupt der vollständigste und herrlichste Tempel Siciliens; denn jener von Segesta, dessen Porticus und Fronte gleichfalls erhalten sind, ward doch nicht vollendet, da sich keine Spur von einer Zelle auffinden läßt und die Säulen noch ohne Cannelirung sind. Die majestätischen braunen Säulen, basenlos, mäßig verjüngt, die weitausladenden Capitäle, die schönen Verhältnisse des Gebälks, welches den Schmuck seiner Triglyphen ganz bewahrt hat, die einfache Größe der Architectur, bringen den reinsten Wollaut hervor. Und wol zeigt der dorische Bau, die schönste architectonische Form des Altertums überhaupt, nicht minder anschaulich als es Plastik und Poesie vermögen, welche klare Kraft und Harmonie in der Seele des griechischen Volks lebte, weil es im Stande war, diese einfachsten architectonischen Gesetze zu finden. Man kann sich beim Anblick eines dorischen Tempels nicht der Betrachtung enthalten, in welchen großen und einfachen Rhythmen sich überhaupt das Leben der Griechen bewegt haben muß, wenn eben die gesammte nationale Empfindungsweise, die jedes Volk am allgemeinsten und sichtbarsten in der religiösen Architectur ausspricht, sich in solcher Gestalt darstellen durfte. Wir verstehen diese Harmonie, welche so einfach ist wie ein geometrisches Grundverhältniß, sehr wol, aber das volle Gefühl ihres innern Zusammenhangs mit dem Wesen des Volks selbst können wir nicht mehr besitzen. So wenigstens glaube ich, daß der christ-

liche Tempel von Monreale, das schönste Gegenbild dieses Concordiatempels, in seinem Zusammenhange mit den Lebensformen des Mittelalters uns viel lebendiger und begreiflicher erscheinen muß. Hätte Sicilien nichts mehr als diese beiden Gebäude, die Denkmäler oder Repräsentanten zweier großer Culturen, so würde es schon um ihretwillen eins der merkwürdigsten Länder sein. Der dorische Tempel ist das leibhafte Abbild der strengen griechischen Weltordnung und ihrer tragischen Notwendigkeit; aller Zufall, wie alles Phantastische ist von dieser ernsten Form abgeschieden, deren majestätische Einheit nicht zersplittert werden darf; kein vorwiegend malerisches Princip kommt zur Herrschaft, noch irgend Aufwand von Zeichnung, noch Spiel mannichfaltiger Gebilde. Dies gibt erst das christliche Gemüt vollständig frei und breitet sich malerisch in Arabesken und Mosaiken und Steinfigurenwerk jeder Art aus. Der dorische Tempel ist schmucklos bis auf die Triglyphen und die Skulpturen in den Metopen und Giebelfeldern, bis auf die schöne und einfache Zeichnung von Blättern und Mäandern am Gesimse; doch entbehrt er nicht der polychromen Malereien, deren Anwendung man in vielen Tempeln Siciliens nachweisen kann. Was endlich kann schmuckloser sein, als die basenlose dorische Säule, deren ernstes und mächtiges Capitäl imposanter wirkt als die spätern Formen ionischen und korinthischen Stils. Es scheint mir der dorische Tempel sehr charakteristisch für die ernste Natur Siciliens und für ein Land, welches eine nationale Begabung für die strenge Wissenschaft der Mathematik besaß.

Der dritte Tempel ist der des Herkules, ehemals einer der herrlichsten Agrigents, jetzt eine kolossale Trümmermasse, welche wild durcheinandergeworfen daliegt. Nur eine cannelirte Säule ohne Haupt ragt aus diesem Wust hervor. Mit Erstaunen betrachtet man die ungeheuern Steinblöcke. die prachtvollen Capitäle, Trümmer des Frieses und Gesimses, die noch Spuren ihrer purpurroten Bemalung bewahrt haben, und jene cannelirten Säulenglieder, welche gleich riesigen Mühlsteinen umhergerollt daliegen, halb in den Boden gesunken oder vom Pflanzenwuchs überdeckt. Nächst dem berühmten Olympion von Agrigent war dieser Tempel des Herkules der größte der Stadt und weltberühmt. Er war ein Hexastylos peripteros von 38 dorischen Säulen, je 6 an den Breiten, je 15 an den Längen, die Ecksäulen mitgezählt. Die Säulen zeichnen sich durch die herrlichsten Capitäle aus. Vier Reifen zogen sie unter dem schön profilirten Echinus zusammen. Ihr Durchmesser beträgt 8,5,10 Palm, ihre Höhe mit dem Capitäl wenig mehr als 4½ Durchmesser, nämlich 38,18,2 Palm. Sie müssen daher ein ungemein kräftiges Ansehen gehabt haben. Ihr Gebälk war 18,11,2 Palm hoch, so daß der Architrav 6,3, der Fries 5,10,2, das Gesims 6,10 Palm betrug. Die lebhaftesten Farben von rot, blau, schwarz und weiß schmückten dies Gebälk; das Gesims war mit Löwenköpfen an den Rinnen und mit blumigem Zierrat versehen. Die Länge des ganzen Tempels berechnet Serra di Falco auf 259,2,8, die Breite auf 97,10,6 Palm. Die Tempelzelle war hypäthrisch. In ihr stand die hochberühmte bronzene Figur

des Herkules von Myron, von welcher Cicero in seiner zweiten verrinischen Rede uns viel Interessantes erzählt. Er sagt dort, das Kinn dieses Herkulesbildes sei von den vielen Küssen derer, die im Tempel beteten, abgeschliffen gewesen. Heute könnte Cicero eine gleiche Bemerkung im St. Peter zu Rom machen, wo die Küsse der Katholiken den Fuß des bronzenen Petrus nicht minder abgeschliffen haben, als es einst das Kinn des Herkules gewesen war. Darf man wol die Zeit und die Elemente schelten, daß sie Kunstwerke zerstören, da selbst Werke von Erz zu Schanden geküßt werden? Jene merkwürdige Uebereinstimmung der Gebräuche ist übrigens nicht das einzige, was sich vom Heidentum in der katholischen Kirche erhalten hat.

Der schöne Herkules reizte die Begier des Verres. Er beschloß ihn zu rauben, weil die Agrigenter ihr Heiligtum nicht gutwillig hergeben wollten. Verres trieb den Raub der Kunstschätze im Großen, aber seine barbarische Frechheit wurde dennoch später durch Napoleon übertroffen. Durch ganz Sicilien sandte der Römer seine Kundschafter, und wo sich nur in Tempeln oder in Privathäusern vorzügliche Gemälde und Bildsäulen fanden, erpreßte er sie durch Drohungen oder nahm sie mit Gewalt. In einer stürmischen Nacht ließ er den Herkulestempel von bewaffneten Sklaven überfallen; die Tempelwache ward übermannt, die Pforten des Heiligtums wurden aufgebrochen, und man war eben dabei, den bronzenen Gott von seinem Ort, wo er stark befestigt war, loszureißen, als das Volk herzulief. „Nei-

ner war in Agrigent", so sagt Cicero, „weder von Alter so schwach, noch so entkräftet, der nicht in jener Nacht, durch diese Kunde aufgeschreckt, sich erhob und irgend welche Waffe ergriff. So strömte in kurzer Zeit die ganze Stadt nach dem Tempel." Die Räuber, die sich mit Brecheisen und Stricken an dem nicht weichenden Gott vergebens abmühten, wurden mit Steinen in die Flucht geschlagen; nur zwei Bildwerke nahmen sie mit sich. Die Sicilianer waren, wie Cicero an mehren Stellen von ihnen rühmt, sehr geistreich; sie machten bei dieser Gelegenheit einen Witz auf den verunglückten Raubversuch, indem sie sagten: man müsse unter die Arbeiten des Herkules fortan das Ungeheuer Verres ebenso gut aufnehmen als den erymanthischen Eber.

Es soll in demselben Tempel auch die Alkmene des Zeuxis aufgestellt gewesen sein, welche nach Plinius dem Künstler so wunderbar schön geraten war, daß er keinen Preis ihrer für würdig hielt und das Bild in den Tempel stiftete. Im Jahr 1836 fand man unter Trümmern die kopflose Statue des Aeskulap, welche jetzt im Museum zu Palermo steht.

Weiterhin gelangen wir zu den Ruinen des berühmtesten aller Tempel Siciliens, welcher überhaupt eins der größten Werke des Altertums war. Ich meine das Olympion oder den Tempel des olympischen Zeus. Die Agrigenter bauten ihn in ihrer glänzenden Periode nach dem Siege bei Himera; seine Entstehung fällt in dieselbe Zeit, da in Selinus der Jupitertempel, in Athen das Parthenon, in Olympia der Tempel des Zeus, in

Phigalia der Tempel des Apollo, und zu Argos der Junotempel erbaut wurde, also in die große Epoche der Vollendung des dorischen Stils in allen hellenischen Landen überhaupt. Die Agrigenter hatten den ungeheuren Bau fast zu Ende geführt, denn es fehlte nur das Dach; da machte der Krieg mit den Carthagern und die Zerstörung der Stadt im Jahre 406 den Abschluß unmöglich. Himilko plünderte das Olympion, und obwol die barbarischen Afrikaner im Innern desselben eine große Verwüstung anrichteten und ohne Zweifel ihre Lust an den prachtvollen Skulpturen der Giebelfelder büßten, soweit sie dieselben erreichten, so konnten sie bei der Größe und Festigkeit des Baus doch schwerlich daran denken, ihn auf den Boden zu werfen. Auch schützte ihn der Charakter seiner Architektur, da er nicht ein Peristylium von freistehenden Säulen hatte, sondern von Wänden mit darangesetzten Halbsäulen umschlossen war. Polybius sah den Wunderbau noch aufrecht, und weit in's Mittelalter hinein erhielt er sich, aber immer mehr und mehr in Trümmer gehend, von Wettern und Erdbeben, von der Wut der Saracenen oder von der Barbarei derer angegriffen, welche seine Quadern zu Baumaterial benutzten, bis am 9. December des Jahres 1401 die letzten noch aufrecht stehenden Reste zu Boden stürzten. Dies erzählt Fazello, der den herrlichen Tempel, dessen Name, ja dessen Ort sogar aus dem Gedächtniß des Volks geschwunden war, wieder auffand. „Und obwol“, sagt er, „der Rest des Gebäudes im Laufe der Zeit zerfiel, stand doch ein Stück, welches sich an drei

Giganten und einige Säulen stützte, lange Zeit aufrecht. Dies ist bis auf den heutigen Tag in der Stadt Agrigent zum Andenken bewahrt, und sie haben es in ihr Wappen gesetzt. Aber auch dieses Stück stürzte aus Sorglosigkeit der Agrigenter im Jahre 1401 zusammen, am 9. December.“ Ein gleichzeitiger Dichter besang diesen Trümmerfall in folgenden leoninischen Versen:

Ardua bellorum fuit gens Agrigentinorum
Tu sola digna Siculorum tollere signa
Gigantum trina cunctorum forma sublima.
Paries alta ruit, civibus incognita fuit.
Magna gigantea cunctis videbatur ut dea.
Quadricenteno primo sub anno milleno
Nona decembris deficit undique membris.
Talis ruina fuit indictione quinquina.

Girgenti führt noch heute drei Riesen im Wappen; die Trümmer des Olympion aber nannte das Volk den Palazzo de' Giganti.

Heutzutage ist von dem großen Tempel nichts mehr zu sehen als sein Plan, welchen man durch Aufräumung vollständig darzulegen vermocht hat, und dessen ungeheure Größe in Erstaunen setzt. An den Seiten hat sich der Schutt zu Wällen gebildet, welche Pflanzenwuchs umbuscht; Oelbäume haben zwischen den Trümmern Wurzel geschlagen. Deren größte Masse liegt auf der westlichen Seite aufgehäuft, wo die kolossalen Glieder dieses Baus durcheinandergestürzt sind, darunter Stücke von den Halbsäulen, in deren Rinnen, wie es schon Diodor angegeben hat, ein Mann bequem Platz findet. Aber

so groß diese Trümmermasse auch ist, so erscheint sie doch im Verhältniß zum Ganzen so gering, daß man gleich erkennt, wie das meiste Material hinweggebracht worden sei. Aus den Steinen dieses einen Tempels wurde noch zur Zeit Karls III. von Bourbon der Molo des heutigen Girgenti erbaut. Mitten auf die nun freigelegte Grundfläche des Olympion hat man einen jener Giganten, die als Karyatiden dienten, hingestreckt. Er besteht aus mehren Stücken eines Muschelkalktuffs, welche aneinandergesetzt sind. Der riesige Kopf, durch Witterung und Herabsturz unförmlich geworden, hat geringelte Haare und ein Berretto nach phrygischer Weise; die Arme sind zum Tragen wie bei Karyatiden darübergelegt. Die Figur, fast 30 Palm lang, zeigt den strengen ägyptischen Stil, sie läuft mit zusammengehaltenen Füßen spitz nach unten zu. Sie erinnert durchaus an die riesigen Steinbilder von Memphis und Theben, und hier ausgestreckt, erscheint dies braune und seltsame Gigantenbild wie der Gott selbst, der sich mitten in die Ruinen seines Tempels zum Schlaf der Jahrhunderte niedergelegt hat, unerwecklich weder durch Erdbeben, noch durch Elementenkampf, noch durch den Lärm der Geschichte eines kleinen Menschengeschlechts.

Diodor hat uns den Tempel beschrieben, wie er ihn sah. „Es beweisen“, so sagt er, „die heiligen Tempel und besonders der Tempel des Zeus die Pracht der Stadt zu jener Zeit. Die andern Tempel sind verbrannt oder zerstört, weil die Stadt oftmals erobert wurde. Das Olympion blieb dachlos, da ein Krieg dazwischen kam. Nach der Zerstörung der Stadt aber

kamen die Agrigenter nie mehr dazu, den Tempel zu vollenden. Er ist lang 340 Fuß, breit 60 (soll nach Winkelmann richtig heißen 160 Fuß), hoch 120 Fuß ohne die Untermauer. Er ist der größte von Sicilien, und in Rücksicht auf den starken Unterbau kann man ihn auch den auswärtigen dreist gleichstellen. Denn obgleich das Gebäude nicht vollendet ward, ist doch sein Plan deutlich. Indem sonst das Tempelhaus nur von Wänden allein oder das Heiligtum rings von Säulen umgeben ist, hat dieser Tempel beide Unterstützungen. Es sind nämlich in die Wände Säulen eingesetzt, von außen rund, im Innern des Tempels viereckig. Der äußere Teil der Säulen, deren Kehlen so weit sind, daß sich ein Mann hineinstellen kann, hat einen Umfang von 20 Fuß, der innere einen von 12 Fuß. In den ungewöhnlich großen und hohen Feldern ist ostwärts der Gigantenkampf in sehr großen und schönen Reliefs dargestellt, westwärts aber die Eroberung Troja's, und man findet die Figur eines jeden Helden dem Charakter gemäß."

Die Trümmer und die Grundfläche des Olympion bestätigen vollkommen die Angaben Diodors. Der Tempel, auf fünf Stufen, also auf einem Piedestal aufgestellt, das seinen Verhältnissen entsprach, war von Osten nach Westen gerichtet, hatte eine Länge von 417, eine Breite von 203 Palm. Er war der einzige von der eigentümlichen Gattung Pseudoperipteros, das heißt, ihn umfaßten nicht freistehende Säulen, sondern die Mauern selbst, in welche auf den Längen je 14 cannelirte Halbsäulen eingesetzt waren, deren Durchmesser, bei

der enormen Höhe von 65,3, 13,6 Palm betrug. Den Halbsäulen von außen entsprachen im Innern viereckige Pilaster. An der Ostseite, wo sonst der Eingang bei Tempeln zu sein pflegte, zählt Serra di Falco die ungleiche Zahl von sieben Halbsäulen, eine ungewöhnliche Anordnung. Seine Ansicht ist diese, daß der Eingang auf der Westseite gewesen sei, und der Baumeister auf jener Seite also die ungleiche Säule der Mitte hinweggenommen habe, um die Thüre zu gewinnen. Denn da die Breite derselben an dorischen Tempeln gewöhnlich größer gewesen sei als die doppelte Intercolumne, so ging das bei dem Pseudoperipteros nicht an; weshalb sich der Architect in jener Weise geholfen habe. Den Fries giebt Serra di Falco auf 12,5,6, das Gesims auf 5,11,6 Palm an; die Höhe des Architravs sei nicht mehr zu ermitteln; indem er ihn aber etwa auf 10,4,7 Palm berechnet, bestimmt er die ganze Höhe des Tempels auf etwa 142,3,7 Palm.

Das Innere war der Länge nach in drei Teile geteilt durch zwei Reihen von Pfeilern, die durch Gemäuer verbunden waren, sodaß die Mitte für die Zelle bestimmt war und die Seiten als Peristyl galten. Wo jene Giganten, von denen einige weibliche Figuren mit langem Haar vorstellen, ihre Stelle einnahmen, ob an den Pilastern, ob die Zelle stützend, kann man nicht mehr erkennen. Sie waren 14 an der Zahl. Da nun von den großen Reliefs in den Giebelfeldern nichts mehr übrig geblieben ist als die kümmerlichsten Fragmente, so ist jene eine Karyatide der einzige Skulpturrest des Olympion, von welchem auf die Bildhauerei Siciliens

zu jener Zeit nicht geschlossen werden darf, da er eben im Stil der Karyatiden gearbeitet ist. Der Verlust jener Skulpturen ist unendlich zu beklagen; wären sie erhalten worden, so würden sie im Verein mit den Metopen von Selinunt für die Geschichte der Kunst ein großer Gewinn geworden sein. Vielleicht fördert noch ein Zufall einen ihrer Reste zu Tage.

Man findet heute in dem kleinen Museum des Malers Politi zu Girgenti die Modelle des Olympion nach jenen Angaben des Diodor und der neuesten Altertumsforscher hergestellt; sie geben eine deutliche Vorstellung von dem Bau, dessen Größe durch die ihn umschließenden Wandflächen noch bedeutender wird erschienen sein. Aber eben weil die Säulen nicht freistanden, wird ihm die Kühnheit und Schönheit gefehlt haben, welche das Olympion von Selinunt, wol der prächtigste aller Tempel Siciliens, auszeichnete: denn dessen Säulen standen frei. Wie sehr aber halbe oder auch nur an die Wand anlehnende Säulen in ihrer plastischen Wirkung sich abschwächen, mag man heute an den Säulen der plumpen Façade des St. Peter sehen, welche den dorischen von Selinus und Agrigent an Umfang noch um ein Geringes überlegen sind.

Die Verhältnisse des Olympion von Selinunt, welches gleichfalls nicht vollendet war, sind nach Serra di Falco diese: Länge 425,2; Breite 192,6 Palm; Diameter der Säulen fast 13 Palm, und ungeheure Höhe von 68,2 Palm; 8 Säulen im Prospect, je 17 auf den Längen. Stellt man sich demnach ein solches Gebäude in fehlloser Vollendung vor, so gibt es kaum einen

Bau in der Welt, der jenem gleichkäme. Der Tempel des Zeus zu Olympia war nur 274 Palm lang; der Tempel der Diana zu Ephesus aber 445, der des Apollon zu Didyma 407 Palm lang; der Neptuntempel zu Pästum maß 242,34 in der Länge, in der Breite 165 Palm; der große Tempel in Edfu in Aegypten 378 Palm in der Länge.

Ueber das Olympion hinaus liegt weiter westlich der sehr malerische Ueberrest des Castor= und Pollux=tempels; so hat nämlich Fazello diese Trümmer genannt, welche bis auf die neueste Zeit am Boden lagen. Denn die vier herrlichen Säulen mit ihrem Gebälk haben erst Serra di Falco und Cavallari aus dem Schutt zusammen=gesucht und glücklich aufgerichtet. Sie sind dorisch, can=nelirt und mit weißem Stuck überzogen. Der Tempel hatte 13 Säulen in den Längen, 6 an den Breiten; sie sind 23,6 Palm hoch und haben im Durchmesser 4,7 Palm. Da sich jedes einzelne Glied dieses schönen Baues in Fragmenten vorgefunden hat, so konnte man diese so zusammensetzen, daß der Charakter des Ganzen deutlich wurde. Er war polychromisch; man sieht Reste der Malerei noch am Gebälk. Das Gesims ist von überaus graziöser Arbeit; Löwenköpfe sind an den Rinnen angebracht. Serra di Falco hält den Tempel für un=bezweifelt griechisch, aber doch für eine römische Re=stauration.

Das letzte Monument in der südlichen Reihe ist gegen Westen hin der sogenannte Tempel des Vulcan, ein Trümmerhaufe, aus dem noch zwei Säulenstümpfe auf=ragen, welche römische Cannelirung zeigen.

Geht man nun zum Herkulestempel zurück und durch den Einschnitt der südlichen Stadtmauer, welche hier ein altes Tor (Porta aurea) nach der Meeresseite zu erkennen läßt, so hat man außerhalb der Mauer und in ihrer unmittelbaren Nähe das Grab des Theron vor sich. Es ist dies ein vierseitiges, aus Kalksteinquadern errichtetes Denkmal von zwei Stockwerken; das untere ungegliedert und durch ein Gesims vom obern getrennt; dieses verjüngt sich und endet in einer Platform. Jede Ecke hat eine cannelirte Säule mit ionischem Capitäl und attischer Basis. Wahrscheinlich ist dies Monument irgendein Kenotaphium aus der römischen Zeit, und es möchten leicht diejenigen Recht haben, welche behaupten, es sei das Denkmal eines Pferdes gewesen. Oelbäume, die es heute umstehen, machen es sehr malerisch, und indem der Beschauer von hier aus über sich die steile und rotbraune Felsenmauer mit den emporragenden Tempeln, unter sich aber die sonnige Flur des Akragas und das Meer erblickt, genießt er eines prachtvollen Schauspiels.

Es liegen noch südlicher nach dem Meere zu die Trümmer des Aeskulaptempels, wo einst Myron's herrliche Statue des Apollo stand, welche Himilko nach Carthago bringen, Scipio den Agrigentern wiedererstatten ließ, und die endlich Verres aus dem Heiligtum raubte.

Dies sind die großen Ueberreste des alten Agrigent auf jener Seite der Stadt und außerhalb der Mauern. Die lange Linie der Tempel, welche sich dort hinzogen, wie sie heute benannt sind, Juno, Concordia, der

kolossale Herkulestempel, der noch größere des olympischen Zeus, der des Castor und Pollux und manche andere, die nun entweder zertrümmert oder gänzlich verschwunden sind, müssen den erhabensten Anblick gewährt haben; zumal für den, welcher von Heraklea, das heißt von der Meeresseite zur Stadt heraufkam, erst das üppige Fruchtgefilde durchzog, und dann vor sich über den Mauern die Tempel sah, gleichsam die heiligen Hüter der volkwimmelnden Stadt, die mit dem Gewirr ihrer Gassen und mit ihren sonstigen Prachtbauten weithin die Hügel hinanstieg und im Tempel der Minerva auf dem höchsten östlichen Felsenkamm, auf dem westlichen Gipfel aber mit der Akropolis endigte.

Bis auf wenige Trümmer ist von dieser innern Stadt alles verschwunden. Ueberall bedecken Weinberge oder Oelgärten den Boden, aus dem immerfort Münzen, Vasen und andere Antiken gezogen werden. Etwa in der Mitte des alten Stadtgebiets steht die Villa der Erben des Ciantro Panitteri, ein einfaches Gebäude in einem ländlichen Garten, welches einige Altertümer bewahrt, besonders ein schönes korinthisches Gesims römischer Zeit. In der Nähe dieser Besitzung zeigt man das sogenannte Oratorium des Phalaris, ein wunderlicher Begriff für diesen Tyrannen. Wie dem Theron wollten auch ihm die Girgenter ein Denkmal zuschreiben, sie tauften also eine römische Kapelle auf seinen Namen; denn das kleine Gebäude, ein Oblong von Pilastern mit attischen Basen und dorischen Capitälern, ist unzweifelhaft römischen Ursprungs; die Mönche von San Nicolò haben es in eine christliche Kapelle verwandelt.

Vom alten Fischteich der Agrigenter ist keine Spur anzugeben; einen neuen sieht man an jenem Oratorium angelegt. Und so ist dies das einzige Altertum zwischen dem Kamikus und der südlichen Stadtmauer. Denn in der elenden Stadt selbst ist kein dorisches Denkmal mehr vorhanden, außer den sogenannten Resten des Tempels des Jupiters Polieus, auf dessen Fundamenten die Kirche Santa Maria de' Greci gebaut sein soll. Sie liegen unter der Kirche im Boden. Mit Fackeln hinabsteigend, sieht man noch einige Stufen, und Stümpfe von dorischen Säulen.

Aber den herrlichsten Schatz bewahrt schon seit langer, doch ungewisser Zeit die Kathedrale, ein ansehnliches Gebäude auf dem Kamikus. Dort dient nämlich zum Taufbecken der berühmte Sarkophag, dessen Reliefs Scenen aus der „Phädra" des Euripides darstellen; wie man annimmt, Copie eines griechischen Meisterwerks von römischer Künstlerhand. Die römischen Museen sind ausgezeichnet durch schöne Sarkophage, aber in der Regel reizen ihre Reliefs aus nachgriechischer Zeit mehr durch den Inhalt des Vorgestellten als durch die Schönheit der Ausführung. Dagegen wetteifert auf dem Sarkophag von Agrigent der Bildhauer mit dem Dichter, und schwerlich läßt sich die Scene des Trauerspiels, wo die verschmachtende Phädra in Ohnmacht hinsinkt, graziöser darstellen, als es der Künstler in diesem Relief vermochte. Man kennt die Vorliebe der sicilischen Griechen für Euripides; man weiß, daß Verse dieses Dichters hinreichten, die Syrakuser in Entzücken zu versetzen, und daß nach dem Untergange der athenischen Expedition

viele gefangene Athener ihrer Declamation die Befreiung verdankten. Schon hieraus darf man folgern, daß jener Sarkophag ein Werk sicilischer Kunst war. Der Wert des Reliefs auf den Seiten des Kunstwerks ist ungleich; so daß es scheint, die Seele des Künstlers sei nicht überall gleich teilnehmend gewesen. Wie wenige andere stellt dieser Sarkophag die Handlung in entwickelter Folge dar; sie beginnt mit der Jagd Hippolyts, wodurch auch Euripides den Haß der Venus motivirt. Der schöne Jüngling sitzt zu Roß, die Lanze auf den Eber schleudernd, welchen Hunde anfallen. Drei andere Jäger beteiligen sich mit Keule, Spieß und Stein. Ein vierter bringt einen Hund heran. Unter dem Laubwerk bemerkt man den Cactus Siciliens. Es folgt die zweite Scene auf der rechten Kleinseite, Gipfel und Seele des Ganzen, ein Relief von der höchsten Schönheit und Anmut. Da ist Phädra auf den Stul gesunken, eine herrliche Gestalt idealen Ausdrucks; die Amme hinter ihr, sie entschleiernd; eine Dienerin hält ihren sinkenden rechten Arm; der linke scheint den bogenspannenden Eros abzuwehren, welcher an ihrem Stul herauf seine Geschosse rüstet. Herrlich drückte damit der Künstler die Ursache des Siechtums, das Liebesleid und zugleich den moralischen Kampf in der Seele Phädra's aus, dessen Schilderung das Glänzendste ist, was auch dem Euripides gelang, und wo er lyrisch-graziös wird wie Calderon. Junge Mädchen, schöne Gestalten, halten vor der Liebekranken Cithern zum Spiel, und auch dies Motiv ist gar reizend, die Figuren aber sind leicht und zart, wie ähnliche auf Fresken von Pompeji.

Indem hier kräftige Gegensätze vereinigt sind, die schmachtende Gestalt der Phädra, die ihr zur Folie dienenden Frauen, die alte Amme, die jungen Citherspielerinnen, wird das Ganze anmutig belebt. Vollends der Zug melancholischer Grazie in der Erscheinung Phädra's ist hinreißend. Es ist das herrlichste Gedicht von der Macht des Eros, und die Composition dieses Reliefs dem Schönsten gleichzustellen, was wir aus Pompeji besitzen. Die dritte Scene stellt, auf der vordern Langseite, Hippolyt dar, die Lanze in der Hand, die Freunde mit Rossen und Hunden zur Seite, sein Haupt in wehmütiger Neigung abgewendet; die Amme offenbart ihm die verbrecherische Liebe der Stiefmutter. Am mindesten vollendet ist der Schluß auf der letzten Kleinseite: Hippolyt liegt am Boden, aus der Biga herabgestürzt; der Wagenlenker sucht die durchgehenden Rosse zu halten; das neptunische Ungeheuer starrt, nur leicht angedeutet, von hinterwärts herein.

Es sind manche Köpfe und Figuren an diesem schönen Werk beschädigt, im Ganzen aber ist der Sarkophag wolerhalten. Zwischen den grellen Fratzenbildern, welche in der Kathedrale umherhängen, die Lazarethmythologie des Christentums versinnlichend, steht dieser antike Sarkophag seltsam, verloren und fremd da, und er feiert den stillen Triumf des griechischen Genius über das Christentum.

Ich schließe mit ihm diese Fragmente von Agrigent.

Ich warf verlangende Blicke auf das herrliche Uferland, und wäre gern an der südlichen Küste gegen Noto hin weitergeritten, aber mein Ziel war erreicht; ich ritt

quer durch die Insel nach Palermo zurück, in zwei Tagemärschen xenophontischer Natur, von denen der erste durch den drückendsten Sciroccowind ausgezeichnet war, wie ich eines ähnlichen mich nicht erinnere. Hier in der nächsten Nähe Afrika's hatte ich ihn gleichsam aus erster Hand.

Sechs Millien weit von Girgenti liegt der berühmte Schlammvulcan Maccaluba in ganz öder Gegend, die von kahlen braunen Hügeln durchzogen wird. Er selbst ein kleiner Hügel, mit mehren Oeffnungen, aus denen Idrogen-Gas quillt und bläulicher Schlamm niederrinnt — ein melancholischer Anblick. Wir ritten Aragona vorbei, einem Ort, den ein stattliches Baronalschloß auszeichnet. Gegenüber liegt Comiteni, mit unerschöpflichen Schwefelminen. Es kamen uns viele mit Schwefel beladene Maulthiere entgegen. Diese hochgelben in Quadern regelrecht geformten Schwefelstücke, welche sie tragen, sind schön anzusehen. Ueberall auf dem Wege verstreuter und zerbröckelter Schwefel, und hie und da in den Bergen dichte Rauchsäulen der dampfenden Schwefelminen; die Atmosphäre selbst von Schwefelgeruch durchzogen: man empfindet es physisch, daß man auf der Aetna-Insel sei. Ihre größte Industrie, ja die wahrhafte Nahrungsquelle des verarmten sicilischen Landes ist nun der Schwefel, welcher in großen Massen, zumal nach England ausgeführt wird.

Wir durchritten ungezählte Male den Fluß San Pietro, der in den Platani strömt. Er schlängelt sich in vielen Windungen durch ein melancholisches Felsental, oder ergießt sich über stille Fluren, auf denen die roten

Sonnenrinder weiden; nirgend führt eine Brücke über ihn. Es machte mir Vergnügen, ihn wiederholt zu durchreiten, und Giuseppe Campo versicherte mit arithmetischer Bestimmtheit, daß wir ihn 36 mal passirt hätten. Die Sciroccoglut in seinem Tal war schwindelerregend. Wir schmachteten nach Labung, zumal nach dem erfrischenden Schlürftrank des Sorbets, aber nirgend war ein Ort zu sehen. Nur zweimal rasteten wir in einsamen Häusern der Campagna, wo sich Hufschmiede angesiedelt haben, welche die Maulthiere beschlagen. Das Gefilde wird bedeutender und malerischer in der Mitte des Wegs zwischen Girgenti und Palermo. Herrliche Pinien und Cypressen, mächtige Johannisbrodbäume durchbrechen die Einöde, die wir nun erschöpft und schweigend bei dem Schein des sicilischen Mondes durchzogen. Solche Mondnacht in solcher homerischen Wüste, da nichts hörbar ist als der Huftritt der Maulthiere, und hie und da der Klagegesang des Vogels der Minerva, wer kann sie mit Worten schildern? So zogen wir über kahle Berge nach den Schwefelminen von Lercara, wo wir Nachtrast nahmen.

Von dem kleinen Lercara geht die Fahrstraße nach Palermo, und man kann die Post benutzen. Ich ritt jedoch in der Morgenfrühe weiter. Der Tag war entzückend schön und klar, die Gegend herrlich und hie und da bebaut. Ueber Belle Fratte ging es weiter, vorbei an dem malerischen und verfallenen Schloß Palazzo Adriano nach Misilmeri, dem schönen Wohnort des wackern Mannes Campo. Der trefflichste aller Maulthiertreiber bewirtete mich in seinem Hause mit Sorbet,

lud mir auf das Thier einen Korb voll der köstlichsten Weintrauben, die er aus dem Garten des Prinzen Buongiorno geholt hatte, und entließ mich in der Begleitung seines Sohns, mit dem ich dann die neun Millien nach Palermo zurücklegte. Eine herrliche Straße führt durch die üppige Ebene der Stadt, durch ein paradiesisches Land, dessen Orangengärten bis vor die Tore der alten Panormus reichen.



Syrakus.



Ich habe die große Landschaft von Syrakus zum erstenmal erblickt, als die Sonne eben unterging, und weit und breit alles Gefilde vom ionischen Meer bis zu den Bergen von Hybla in solchen tiefen Glutschein tauchte, wie ihn dieser sicilische Himmel hervorbringt. Der Eindruck war zu erhaben, als daß er in Worte zu fassen wäre. Selbst nicht auf dem Gipfel des Aetna, wenn das herrlichste Inselland, drei Meere und die Küsten Italiens zu den Füßen in Licht schwimmend ausgebreitet da liegen, wurde mein Gemüt so stark ergriffen, als von dem Abendschweigen auf diesem endlosen Todtenfelde Syrakus. Die Erscheinungen der Natur sind dem Geist minder verwandt als die der Geschichte; sie haben keine Erinnerung. Die menschliche Seele aber lebt, und belebt durch die Erinnerung.

Ich war vom alten Leontium (Lentini), der Vaterstadt des Sophisten Gorgias, heraufgekommen auf der catanischen Straße, vorbei an der öden Halbinsel Magnisi, dem alten Thapsus, und längs dem Hafen Trogilus (Lo Stentino). Dort erstreckt sich unmittelbar vor diesem Wasserbecken eine etwa 200 Fuß hohe Hoch-

ebene von nacktem Kalkgestein, nach allen Seiten zu steil abgerandet, ein mächtiges Dreieck, welches landwärts seine Spitze bis zum Hügel Euryalus erhebt, seine Breite aber nach dem Meere absenkt. Auf dieser ganzen, weiten Hochfläche stand das alte Syrakus, und es zog sich bis zur Insel Ortygia hinunter, die durch einen Damm mit der Küste verbunden war.

Oben angelangt sah ich das große Stadtgebiet, die Insel mit dem kläglichen neuen Syrakus auf ihr, zu ihren beiden Seiten die beiden herrlichen Häfen und hinterwärts das Cap Plemmyrium. Es ist eine unsagbar ernste, majestätische Landschaft, und in aller Welt möchte ihr allein die Campagna von Rom an Größe des Stils überlegen sein! Landwärts schließen sie die tiefdunkeln Berge von Hybla in den mächtigsten Ramen, und ihr zu Füßen liegt das ionische Meer, einst wimmelnd von zahllosen Flotten, und Zeuge von Seeschlachten, wie sie großartiger kaum Englands Geschichte aufzuweisen hat. Der grausilberne Oelbaum der Minerva, über die braune Steinflur spärlich zerstreut, belebt allein diese klassische Wüste. So weit das Auge reicht, ist sie durchwühlt, durchfurcht von grabspurigen Jahrhunderten und vom Geleise ungezählter Zeiten. Einem ungeheuren Schlachtfelde der Geschichte gleicht sie. Auf Meilenweite kein lebendiges Wesen; nur Falken die auf dem gelben Gestein sitzen, oder nach Beute jagen. So rauhfelsig und dürr wie die Hochebene, erscheint auch das flimmernde Cap Plemmyrium drüben, zwischen welchem und der Ortygia jene Hafeneinfahrt sich öffnet, die einst die Syrakusier dem Nikias mit Schiffen und Ketten versperrt

hatten. Die schön gewundene, große Küstenlinie ist gänzlich todt, und wo ehedem der üppigste Kranz von Gärten und Villen sich hinzog, sieht man jetzt kaum einen Schuppen oder ein einzelnes Fischerhaus. Alles ist dürres oder versumpftes Flachland, und kahle, gelbe Steinmasse; nur dort wo der Anapus nach dem Hafen strömt, bezeichnen Schilfrohr, Pappeln und Papyrusstauden den Lauf des Flusses, oder die Quelle Cyane, oder den Sumpf Syraka, der einst der Stadt ihren Namen gab.

Und so fuhr ich denn auf der öden Straße der Inselstadt zu, immer gefesselt durch diese zahllosen in den Steinboden gehauenen Grabvertiefungen an beiden Seiten des Wegs, und durch die hie und da in bizarrster Verwirrung aufstarrenden Steinbrüche. Vor dem kleinen Hafen beginnt etwas Gartenzucht und Vignenbau; dort wächst der berühmte Nektar von Syrakus, der schon dem Gelon und Hieron und dem Pindar das griechische Herz gelabt hat. Eine einzelne Säule vor der Insel ist alles von Ruinen, was der Blick entdeckt; sie steht wie der eremitische Dämon des Todes in dieser Gräberfläche, und verhöhnt den bewegten Wanderer, dem das Bild jener Stadt vor der Seele schwebt, jenes großen und berühmten Syrakus, das einst über eine Million Einwohner gezählt haben soll.

Ich will es versuchen, ein anschauliches und geordnetes Bild dieser alten Stadt zu geben, nach dem gegenwärtigen Local. Man weiß, daß Syrakus aus fünf Städten bestand; Cicero zählt ihrer nur vier, weil er den höchsten Teil der Stadt, Epipolä, nicht mitrechnet,

denn dieser bestand wol nur aus Castellen und Mauern. Es waren jene Städte: Ortygia die Insel, Achradina, Neapolis, und Tycha. Durch die Forschungen Fazello's, Cluvers, Mirabella's und durch die jüngsten Untersuchungen Serra di Falco's ist die Lage der einzelnen Teile außer allen Zweifel gesetzt, und sowol ihre Begründung als die merkwürdigsten Ueberreste alter Gebäude oder deren Stellen sind mit Sicherheit anzugeben.

1. Ortygia.

Die Insel Ortygia ist ein Dreieck, welches sich gegen das Cap Plemmyrium sehr scharf zuspitzt. Heute bedecken sie ganz und gar die moderne Syracusa und ihre starken Festungsmauern. Sie war der älteste durch allbekannte Mythen geheiligte Stadtteil, ein Sitz der Artemis, und Ortygia genannt, weil auch die Insel Delos so hieß. Schon die Sikaner hatten sie angebaut; dann erst kamen die Korinther unter Archias, vertrieben jene und gründeten Syrakus. Mit der Zeit breitete sich die Stadt über die Insel hinweg auf der gegenüberliegenden Küste aus. Es standen daher auf der Ortygia die ältesten Heiligtümer von Syrakus; zunächst auf der äußersten Spitze der Junotempel, weiter hinein die Tempel der Diana und der Minerva. Starke Befestigungen umschlossen die Insel schon vor Dionys dem Ersten, welcher auf dem Isthmus eine Mauer mit Türmen und eine Burg erbaute, wol auf derselben Stelle, wo vor ihm Hiero's herrlicher Palast gestanden

hatte. Von Dionys rührten die stärksten Befestigungen der Ortygia her, und auch die Schiffswerften am kleinen Hafen, der seither der Marmorhafen hieß. Aber später erlitt Ortygia große Veränderungen, denn Timoleon riß die Dionys-Burg nieder und baute auf ihrer Stelle die Tribunale. Er selbst wurde dort begraben, und über seiner Gruft das Timoleontium errichtet, ein Gymnasium für die Jugend. Zur Zeit der Belagerung durch die Römer stand indeß auf dem Isthmus wieder eine Burg.

Heute ist, bis auf wenige Reste, jedes alte Denkmal Ortygia's verschwunden. Die neue Stadt nimmt die ganze Insel ein, und gewaltige Mauern und Citadellen aus der Zeit der Byzantiner, wie aus der Epoche Karls V. und Karls III. von Neapel, machen sie bei ihrer Lage zu einer der stärksten Festungen des Königreichs. Auf der äußersten Spitze erhebt sich jetzt der Turm des Griechen Georg Maniaces, Generals des Kaisers Konstantin des Paphlagoniers, der im Anfang des elften Jahrhunderts Syrakus den Saracenen entriß und jenes feste Fort erbaute. Auf seiner Pforte hatte er die berühmten bronzenen Widder aufgestellt, Erzwerke aus der Zeit des Dionys; sie kamen später nach Palermo, wo man noch den einen derselben im Schloß aufbewahrt, da der andere durch einen Brand verzehrt wurde.

Nicht weit von hier fließt die berühmte Arethusa. Sie sprudelt aus zwei alten, gewölbten Grotten, in die man durch eine schmutzige Wohnung hinuntersteigt. Es macht einen tieftraurigen Eindruck, zu diesem heiligen Wasser hinabzusteigen, begleitet von Schaaren zerlumpter

Bettelkinder, welche das Tamburin schlagen, und von halbnackten Weibern, Wäscherinnen, die mit ekelhafter Natürlichkeit im krystallhellen Quell umherwaten, dem Fremden das Wasser zu schöpfen; elende Caricaturen jener Nymphen Diana's, die einst in diesem Borne badeten. Wo die Arethusa aus den Grotten herausströmt, wird sie (erst seit kurzem) von einem gemauerten Halbrund umfaßt, in dessen Mitte ein Piedestal aufgestellt ist für eine noch zu erwartende Bildsäule der Quellnymphe. Auch den Occhio della Zilica zeigte man mir nahe im Meer, jene Süßwasserquelle, die mitten in den Salzwogen sprudelt, und der Sage nach der Flußgott Alpheus ist, der hier die flüchtige Nymphe erhaschte.

Der herrlichste Ueberrest auf der Ortygia, und zugleich von allen Gebäuden des alten Syrakus überhaupt, ist der Minervatempel. Die Kathedrale, welche in ihn hineingebaut wurde, hat ihn vor dem gänzlichen Ruin gerettet. Mächtig wirken noch die 22 Säulen des Peristyls, 13 auf der nördlichen und 9 auf der südlichen Seite, mit ihrem Architrav und Fries, nun kläglich eingemauert in die Wände einer dumpfen Kirche. Es sind schöne dorische Säulen mit prachtvollen Capitälen und je 20 Canneluren; ihre Höhe beträgt 33,3 Palm, ihr Diameter 7,9 Palm. Der Tempel war ein Hexastylos peripteros von 36 Säulen, auf einem Unterbau von drei Stufen erhöht; in der Länge zählte er 218,2, in der Breite 86,6 Palm. Nach den Angaben Diodor's, welcher erzählt, daß die Geomoren von Syrakus die Güter des Bauunternehmers Agathokles einzogen, weil

er sich vom besten Steinmaterial ein prachtvolles Haus errichtete, ergibt sich als Zeit für den Bau des Minervatempels die Periode Gelons, als eben die Geomoren noch nicht von den Plebejern vertrieben waren. Cicero beschreibt das prächtige Heiligtum in seinen Verrinischen Reden. Er preist die Thüren des Tempels als die herrlichsten, die man sehen konnte. Auf ihnen waren köstliche Bildwerke in Gold und Elfenbein gearbeitet, und darüber ein überaus schöner Medusenkopf. Im Innern sah man auf den Wänden den Kampf des Königs Agathokles mit den Carthagern, und die Bildnisse von 27 Königen und Herrschern Siciliens in Malerei dargestellt; vielleicht in ähnlicher Anordnung wie heute die Bildnisse der Päpste das Innere von Sanct Paul vor den Mauern Roms schmücken. Nach dem Bericht des Athenäus zierte die Giebelspitze des Tempels ein goldener Minervaschild, dessen Glanz den Schiffenden weithin sichtbar blieb; denn es war Gebrauch, daß diejenigen, welche aus dem Hafen von Syrakus schifften, ein Gefäß voll brennender Kohlen vom Altar des olympischen Zeus mit sich nahmen, und so lange in Händen hielten, als jener heilige Schild zu sehen war. Marcellus verschonte den Tempel, seine Weihgeschenke und Bilder; aber Verres raubte alle darin befindlichen Gemälde, brach aus den Thüren die Bildwerke und den Medusenkopf, und eignete sich viele andere Schätze der Kunst zu.

Auch vom Tempel der Diana hat man Spuren und Reste auf Ortygia entdeckt. Man sieht heute in der Casa Santoro zwei cannelirte dorische Säulen in einem

Hof. Sie stehen auffallend eng bei einander, denn die Intercolumne beträgt weniger als einen Säulendurchmesser.

Dies sind die alleinigen Reste der alten Inselstadt. Von ihren andern herrlichen Bauwerken ist keine Spur geblieben, und wahrhaft trostlos erschien mir das heutige Syrakus, das noch dürftiger ist als das heutige Agrigent. Seine engen Gassen starren von Schmutz, von Armut und Unwohnlichkeit. Ich habe nirgend einen Ort gefunden, der so gränzenlos melancholisch wäre als Syrakus. Die beiden prächtigen Häfen sind so todtenstill wie die Stadt und wie das steinerne Feld der Achradina, um dessen tief ausgehölte Kalksteinküsten die Wellen des Meeres trauervoll auf- und niederrauschen. Von der Uferbrüstung der Arethusa aus muß man in stiller Mondnacht auf dies wunderbare Panorama blicken, um alle Schauer der Endlichkeit in das vereinsamte Herz zu fassen. Wehmütiger und geisterhafter dünkte mir hier die Nacht als selbst auf den Kaiserpalästen des alten Rom — was man hier empfindet ist ja Pietät und Liebe zu Hellas, dem Vaterland jeder denkenden Seele. Am Quai des großen Hafens flimmern Nachts Lampen zwischen den Bäumen des einzigen Spaziergangs der Syrakuser; dort stehen auf Sockeln die ärmlichen Bildsäulen des Hieron und des Archimedes; und da wandelt nun umher das moderne Geschlecht der Syrakuser, freudelos, dürftig, ohne Wissenschaft, ohne Kunst, ohne Industrie; herabgesunken in die engste Lebensbeschränkung, und Sklaven des verhaßten Neapel. Ich sah nicht ein schönes Antlitz

unter ihnen; kaum leuchtet tröstend ein Feuerblick aus den Augen einer vorüberschwebenden schwarzverhüllten Signora.

Wenn ich von jenem Quai aus den herrlichen Hafen in dieser unglaublichen Verödung erblickte (denn nur zwei türkische Fahrzeuge ankerten damals vor der Ortygia), so fiel mir Cicero's Ausruf ein: „Nihil pulcrius quam Syracusanorum portus et moenia videri potuisse." Und wol war der Handelsverkehr des alten Syrakus so groß wie der Constantinopels in den blühendsten Zeiten.

Man muß das Museum der heutigen Stadt, welches dem Minervatempel gegenüber liegt, besuchen, um auch hier ganz und gar melancholisch zu werden. Alles was von der Menge der köstlichsten Kunstwerke, womit einst Syrakus prangte, hier zusammengekehrt ist, gleicht einem Häuflein von Scherben, verteilt an die Wände eines unheimlichen Zimmers. Auch die berühmte Venus von Syrakus steht kopflos da, mit verstümmeltem rechten Arm. Sie ist vorgestellt dem Bade entsteigend. Die Linke hält das Gewand unter dem Leibe zusammen, die Rechte beschattet die Brust. Der Körper ist sehr in Fülle, der Unterkörper auffallend stark und kräftig; eine Venus für Michel Angelo. Unter allen berühmten Gestalten der Liebesgöttin, der von Milo, von Capua, vom Capitol, von Florenz, zeichnet sich die syrakusische am wenigsten durch Reiz, am meisten durch vollweibliche Schönheit aus. Ihre Bewegung hat nichts von jener koketten Grazie der Venus von Florenz und Rom, sie ist ruhender in Fülle ihrer göttlichen Sinnlichkeit. Die

Auffindung der schönen Statue im Garten Bonavia zu Syrakus (wie mag sie die frechen Augen des Verres gereizt haben!) geschah durch den Ritter Landolina im Jahre 1804, und gab Veranlassung zu diesem Museum. Jener verdienstvolle Nacheiferer Mirabella's, und der Bischof Filippo Maria Trigona stifteten dasselbe im Jahre 1809. Einige Vasen, Statuen, griechische Inschriften, Bronzen, viel Wust von Anticaglien setzen es zusammen. Sicilien hat kein Nationalmuseum; wollte man so viele zerstreute Sammlungen von Noto, Syrakus, Agrigent, Biscari's Museum in Catania und jenes von Palermo, das durch den Besitz der selinuntischen Metopen so unendlich wichtig ist, vereinigen, so würde sich eine stattliche Nationalsammlung bilden; an Münzen möchte sie kaum ihres Gleichen haben.

2. Achradina.

Der zweite und schönste Stadtteil des alten Syrakus war Achradina. Er stieß unmittelbar an Ortygia, und man gelangte von der Insel dahin über den Damm, welcher wol zunächst auf das prächtige Forum führte. Sodann breitete sich Achradina längs der ganzen östlichen Küste aus, denn östlich und nördlich bespülte das Meer dieses Stadtgebiet, westlich grenzte es an Tycha und Neapolis, südlich an die Insel und an beide Häfen. Eine starke Mauer umzog es von allen Seiten, und diese muß sehr fest gewesen sein, denn nachdem Marcellus bereits Epipolä, Tycha und Neapolis erobert

hatte, würde Achradina noch lange Widerstand geleistet haben, wenn nicht der Verrat des Spaniers Mericus die Insel den Römern preisgab, und die Syrakuser in Achradina mutlos machte. Nach der Seeseite zu erhoben sich jene Mauern, die Archimedes mit Schießscharten versah, um durch sie seine wunderbaren Maschinen spielen zu lassen.

Cicero sagt: die zweite Stadt von Syrakus heißt Achradina; in ihr befinden sich das Hauptforum, sehr schöne Hallen, ein herrlich geschmücktes Prytaneum, eine sehr geräumige Curie, und ein prächtiger Tempel des olympischen Zeus; die übrigen Viertel der Stadt nimmt eine breite durchschneidende Straße mit vielen Querstraßen und Privatgebäuden ein.

Auch heute ist Achradina der merkwürdigste Teil des unabsehbaren Trümmerfeldes von Syrakus. Sie erhebt sich als Hochebene von braunem Kalkgestein, das fast überall nackt daliegt, von den Elementen durchwittert, von zahllosen Straßen, Wagengeleisen, Gräbern, Steinbrüchen, Häuserfundamenten natürlichen Steins, und von Plätzen durchschnitten, ja selbst jene Via Lata kann man in ihrem Laufe noch verfolgen.

Man gelangt von der Insel zur Achradina entweder über die drei Zugbrücken der Festung auf dem Isthmus, oder zu Barke über den kleinen Hafen, wo man unterhalb des Klosters der Capuziner landet. Denn einige kleine Kirchen und Klöster, Maria di Gesù, Santa Lucia und die Capuzinerkirche, erheben sich auf der Hochebene in melancholischer Verlassenheit. Jenseits des Damms liegt auf einer Fläche zuerst der Brunnen degli In

gegneri, und daneben steht jene einzelne Säule, von der ich schon berichtet habe, als von dem alleinigen Wahrzeichen der alten Stadt. Da sie eine attische Basis und keine Canneluren hat, also nicht dorisch ist, so meint Serra di Falco, sie habe vielleicht zum Tempel des Zeus gehört, welchen Hieron II. auf dem Forum erbauen ließ. Aber dem widerspricht die Winzigkeit ihrer Maaße offenbar. Daß übrigens auf diesem Platz das Forum stand, lehrt das Local, denn keine andere Stelle eignete sich dazu besser als diese, da sie beide Städte Ortygia und Achradina verbindet. Ein fünffaches Tor führte auf dies von Arkaden umgebene Forum. Auch stand hier das Prytaneum und die Curia, wovon keine Spur anzugeben ist; und auch die sogenannte casa de' sessanta letti, Reste eines antiken Gebäudes, führt nur grundlos den Namen Palast des Agathokles.

Mitten in Achradina, und ungefähr auf der Höhe der Hochebene, liegen die höchst merkwürdigen Latomien oder Steinbrüche, welche jetzt von den Capuzinern benannt werden, da diese Mönche dort ihre Gärten angelegt haben. Denn vor ihrem Eingange steht das jetzt öde und verlassene Kloster, welches eine hinreißend schöne Aussicht über Syrakus und das Meer gewährt. Rings um starrt die todtenstille Wüste Achradina; es ist als hätte hier die Natur das Gorgonenhaupt erblickt, und wäre in grausem Entsetzen zu Stein erstorben. Wie schön ist die Campagna des alten Rom mit ihrem ewig bunten Pflanzenteppich und ihren lieblichen Hügeln, mit ihren epheu-umgrünten Grabmälern und einsamen Türmen:

das schönste Theater für das größeste Epos der Weltgeschichte. Hier dagegen namenlose Verlassenheit unabsehbarer Steinflächen, oder wüste Labyrinte, welche der braune Capuziner einsiedlerisch durchwandelt. Ich hatte viel von diesen Latomien erwartet, doch übertrafen sie jede noch so kühne Vorstellung. Ein Mönch schloß mir die Pforte auf, und plötzlich stieg ich in den ungeheuern Raum hinab, welchen Menschenhände in den Felsenboden gehauen und gemeißelt haben. Vor mir lagen Säle von der Größe kleiner Marktplätze, aus 80 Fuß hohen, senkrechten Steinwänden gebildet. Bald sind diese schwarz, bald stralen sie im Goldgelb hellenischer Ruinen, bald überzieht sie sanftes Rosenrot. In malerischer Fülle deckt sie Epheu; er rankt um die Wände empor, dem Lichte zustrebend, und hängt wieder in bacchantischen Gewinden nieder; blühendes Gesträuch füllt die Spalten, und in den Ritzen nisten Lorbeeren, Pinien und Oleander. Die Latomien waren ehedem bedeckt; man hatte natürliche Stützpfeiler stehen lassen, aber Erdbeben, Wetter und Gewicht haben diese Pilaster gebrochen und die Decken fast überall eingestürzt, so daß die Steinmassen in großartigen Gruppen umherliegen und Schluchten und Engpässe bilden wie im lebendigen Gebirg. In den nun dem Lichte geöffneten Räumen haben die Capuziner ihre Gärten angelegt; sie sind das Gegenstück zu den hängenden Gärten der Semiramis, weil sie 60 bis 80 Fuß unter der Erde liegen; und da prangen von dem wunderbarsten Steingehege umschlossen Orangenbäume in seltener Fruchtfülle, Granaten mit feuerflammenden Blüten, Rebengewinde, Myrthen, Cypressen,

duftige Gewächse jeder Art und die saftigsten Gemüse, welche die Mönche für ihre Tafel zu erziehen wissen. Mitten in einem dieser Gärten überraschte mich ein bezaubernder Anblick; vom dunkelsten Grün umgeben sieht man hier gerade vor sich das Kloster hoch über dem Rande der Latomien, und zu beiden Seiten die epheubedeckten Steinwände riesig aufgetürmt, während darüber eine einzelne Pinie schwankt. Man vergißt beinahe, daß dieses blütenvolle Paradies einst der scheußlichste Kerker war, und daß hier, nach dem Falle des Nikias und Demosthenes, die unglücklichen Athener gefangen saßen. Viele starben bei elender Nahrung verkommend, viele raffte die Fieberluft, oder Gram und Hunger hin, manche retteten die Verse des Euripides. Diese Latomien konnten leicht 6000 Menschen fassen, und augenscheinlich gibt es keinen weniger entrinnbaren Kerker. Weil sie mitten in Achradina liegen, reichen sie in eine frühe Zeit hinauf, ehe die Stadt diese Gegend ganz einnahm. Wol haben hier nach der Schlacht bei Himera kriegsgefangene Carthager gearbeitet, und diese Räume ausgehauen, um das Material zum Bau der Häuser und Tempel von Syrakus zu liefern. Jetzt hat der Schutt den Boden um 32 Fuß erhöht, so daß ihre ursprüngliche Tiefe erstaunlich groß war. Es scheint als sei der Stein sowol von oben herab, als in wagrechter Richtung bearbeitet worden. Man sieht übrigens noch viele galerienartige, bedeckte Gänge, Hallen mit Kammern in quadratischer Form, aber auch gewölbte Gemächer, die also nicht hellenischen Ursprunges sein können, und wie die Katakomben Zeichen des Christentums aufweisen.

Geht man von den Latomien weiter hinauf durch Achradina, so sieht man überall Spuren alter Straßen und Wagengeleise wie im Steinpflaster von Pompeji. Oft laufen deren viele wirr durch einander, wie wenn auf sandiger Flur Fuhrwerke sich gekreuzt haben. Dies ist auffallend, da der Kalkstein von Syrakus Wagenspuren nicht so leicht aufnimmt, wie der Tufstein von Rom. In der Nähe der Latomien fand ich diese Geleise besonders zahlreich, und wol darf ich annehmen, daß sie von den Wagen eingedrückt sind, auf denen die Bausteine fort und fort zur Stadt geschafft wurden. Uebrigens muß auch zur blühendsten Zeit von Achradina dieser Steinbruch einen Charakter von Wüstheit in die Physiognomie der Stadt gebracht haben, ähnlich einem großen Bauplatz, wo tagtäglich Schwärme von Arbeitern beschäftigt sind, oder einem Bagno von kettenklirrenden Galeerensklaven. Die Latomien waren die Galeeren von Syrakus. Auf Millienweite ist der Felsenboden durchfurcht, und unzählig sind nun gar die viereckten Gräber, welche in der Form unserer gewöhnlichen Erdgrüfte in den lebenden Stein gehauen sind. Was und wieviel hier der Mensch in den Stein hineingearbeitet hat, ist nicht zu sagen, denn außer den Gräbern, den horizontalen und den senkrechten, und außer den vielen Latomien erstrecken sich noch unter Syrakus jene riesigen Katakomben, welche meilenweit unterirdisch den Fels durchbrechen.

Ich sah viele Plätze von quadratischer Form, selbst Stellen für ehemalige Häuserbezirke. Die Häuser von Achradina standen auf dem nackten Fels; wie noch heute

in so vielen sicilischen Städten diente dieser zugleich als Pflaster. Man mag nun stundenlang auf dem Steinfelde irren, am Meer entlang die Stelle der alten Mauer aufsuchen, westwärts gegen Tycha hingehen, wo die Stadt an diesen Teil und an Neapolis stieß, und, wie es scheint, ein unbebautes Zwischenfeld lag — überall sieht man dieselben tiefen Spuren.

Es scheint unbegreiflich, wie das Material einer so ungeheuern Stadt bis auf den letzten Brocken verschwinden konnte, denn alle bewegliche Masse über dem Boden ist hinweggenommen, als hätte jene Tempel, Mauern, Türme und Arkaden ein Sturm wie Sand von der Haide gefegt. Freilich hat man Jahrhunderte lang davon gebaut, auch alle Festungswerke von Syrakus davon errichtet, ja selbst die modernen Städte von Ostsicilien haben sich Schiffsladungen voll von Trümmern aus Syrakus geholt, aber trotzdem erscheint eine so spurlose Vernichtung rätselhaft.

Gegen Süden senkt sich Achradina herab, und da ziehen sich nun große Austiefungen gleich Schluchten hinunter, in deren Wänden man viele Felsengräber findet; meistens Columbarien und Loculi römischen Stils. In dieser Richtung liegen auch die merkwürdigen Katakomben gegen Neapolis zu. Ihr Eingang befindet sich bei der ältesten christlichen Kirche Siciliens, der von Sanct Johann. Sie ist ein kleiner, bizarrer Bau mit einer Vorhalle, deren Außenmauer drei byzantinische Bogen unterbrechen. Sie ruhen auf Säulen und Pfeilerbündeln mit zusammengesetzten hochmittelalterlichen Capitälen. Leider ist die Kirche stark verfallen. Noch älter ist ihre Krypta, worin

man byzantinische Wandmalereien sieht. Zu den Katakomben selbst führt eine Pforte neben der Kirche. Wüster und ungeheuerlicher sind jene von Neapel, aber weder sie noch die römischen haben eine so planmäßige Ordnung. Man findet sich plötzlich in einer vollkommen geregelten Todtenstadt, wo ganze Völker in ihren Steinsärgen geschlummert zu haben scheinen; da gibt es zahllose Straßen und Gassen, zahllose Kammern, Nischen, Plätze und Säle, welche die Todten einst in tiefster Eintracht bewohnten, während über ihnen die Revolutionen der Lebendigen fortrasten. Wie viel an Todten täglich das Leben einer großen Stadt hinauswirft, kann man schon im heutigen Neapel wahrnehmen, und wie viele mag erst jenes volkwimmelnde Syrakus Tag um Tag in diese gähnende Unterwelt geworfen haben!

Auch diese Katakomben waren einst Steinbrüche wie alle in der Welt, dann erst wurden sie zu Nekropolen; Jahrhunderte lang grub man an ihnen fort, doch offenbar nach einem System. Denn alle Galerien führen von Zeit zu Zeit auf einen Mittelsaal, einen großen, runden und gewölbten Raum, welcher ringsum Nischen enthält und entweder ein oder zwei oder drei gewölbte Tore zählt. Auch hier beweist der Stil, daß die Säle nachgriechisch sind. Man hat gegenwärtig ihrer vier ausgegraben, aber im ganzen sollen es 360 sein, wie die unverbürgte Sage sagt. Man will sogar behaupten, daß die Katakomben nicht allein bis zum Fluß Sebetos, sondern bis nach Catania unter der Erde fortgehen. Alle Tunnel der modernen Welt machen sie in ihrem Ruf zu nichte. Zwar bleibt ihr größter Teil, auch das

untere Stockwerk, verschüttet, aber es ist doch immer schon eine Strecke von mehren Millien in der Weite zugänglich geworden. Vor zwanzig Jahren verirrte sich dort ein Lehrer mit sechs Schülern, denen er die Wunder der Gräberstadt erklären wollte. Den Ausgang suchend waren sie in dem schauerlichen Labyrint lange und verzweiflungsvoll umhergeirrt, und dann vor Erschöpfung und Angst gestorben; man fand sie alle bei einander liegen, vier Millien vom Eingang entfernt. Kaum möchte eine schauerlichere Todespein gefunden werden. Seither hat man in die Galerien hie und da Licht- und Luftlöcher angebracht, durch welche der zweifelnde Tag in diesen fürchterlichen Hades geisterhaft hinunterscheint. Die Breite der Gänge beträgt in der Regel 12 bis 16 Palm, ihre Höhe 8 bis 12 Palm, ihre Länge scheint unabsehbar; und so ist es ein unsagbarer Anblick in diese langen Grabcorridore hinabzusehen, die endlos in dem falben Dämmer fortlaufen, schrecklich einförmig wie die Ewigkeit. Nur hie und da unterbrechen sie Gräbernischen, welche von alten und schauerlichen Malereien schimmern, und mit Stucco in der roten Glutfarbe Pompeji's bekleidet sind. Es münden in sie Gräbergassen, deren Boden Gruft an Gruft enthält, so abgeteilt neben einander wie eine Leiter durch die Sprossen geteilt wird, oder wie es die Wachszellen einer Honigwabe sind. Gleich einem Wurm in der Erde scheint hier der Tod gekrochen zu sein, und seine labyrintischen Gänge ausgewühlt zu haben. Geschlecht nach Geschlecht hat er in diese Schachten getragen, und Millionen sind hier vermodert. Mit Schaudern stand ich in diesen

gähnenden Gassen und fühlte die ganze gränzenlose Tiefe der Nacht, über der unser winziges Menschenleben grausam hingestellt ist, und zitternd schweben muß. Nicht Schädel, nicht Knochen sind mehr zu sehen; wo sie geblieben, weiß ich nicht zu sagen. Alles ist hol und leer und still, wie das Nichts. Die Zeit, welche die Werke des Lebens oben auf Achradina spurlos vertilgte, hat hier unten selbst den Tod getödtet. Griechen, Römer, Christen sind hier nach einander aufgehäuft worden. Man hat hier ebensowol heidnische Idole, kleine Bronzen, Lacrimarien, als christliche Todtensymbole gefunden. Ein hier ausgegrabenes Relief, die zwölf Apostel darstellend, bewahrt jetzt der Dom von Syrakus. Doch, mit welchen Formeln und Zeichen man auch Gott und den Tod bekleide, er ist immer ein und derselbe. Daß auch in der vorchristlichen Zeit die ältesten Einwohner dieser Gegend hier schon ihre Todten bestattet haben, behauptet man, und wol mit Recht, denn auch in der Troglodytenstadt von Ispica finden sich Gräber im Gestein. Solcher Gebrauch ist uralt, wie in Aegypten und Indien, so selbst in dem vorgeschichtlichen Amerika.

Wo Achradina gegen Neapolis gränzt und sich so viele hochmerkwürdige Denkmäler beisammen drängen, sieht man über dem alten Theater die antike Gräberstraße, und hie und da zerstreute in die Felsen gehauene Grüfte griechischer Zeit. Die Gräberstraße selbst ist ein in den Felsen getriebener Holweg von 20 Fuß Breite und eben solcher Höhe der Wände; tiefe Wagenspuren durchfurchen den Boden. Zu beiden Seiten reiht sich in den senkrechten Wänden Grab an Grab; sie alle sind

in den Fels gehauen und enthalten Gruftkammern von verschiedener Größe und Einteilung. Außerhalb sieht man noch die Stellen, in denen einst die Grabinschriften eingesetzt gewesen sind. Die architectonische Ausschmückung dorischen Stils, welche in der Regel aus einer auf cannelirten Säulen ruhenden Fronte bestand, fehlt überall, doch ist sie in ihren Spuren kenntlich. Denkt man sich diese Gräberstraße mit allen ihren Monumenten in ursprünglicher Form, so hat man eine Reihe von kleinen Tempelfaçaden zu beiden Seiten des Wegs, doch durchbrochen von kleineren und ärmlichen Grüften, denn diese Grabstätte außerhalb der Mauern von Achradina scheint von allen Ständen benutzt gewesen zu sein. Schwerlich hat sie den schönen Eindruck der Gräberstraße von Pompeji gemacht, denn die Wände haben etwas Starres, ägyptisch Gezwungenes und Einförmiges. Ueberhaupt ist die ganze Gegend, wo Achradina, Tycha und Neapolis an einander gränzen, und, wie es scheint, ein Feld zwischen ihnen neutral ließen, voll von Grüften über der Erde. Ihre große Anzahl, da man kaum einen Schritt thun kann ohne auf ein Felsengrab zu stoßen, und da überall am catanischen Wege mehr als eine deutsche Meile weit Gräber sich hinziehen, erinnert jetzt mehr als jedes andere Altertum an die ehemalige Größe von Syrakus.

Einige dieser Grabmäler fallen durch ihre reichere Architectur und ihre höchst malerische Vereinzelung besonders auf; sie lassen daraus schließen, daß ausgezeichnete Personen oder Geschlechter in ihnen bestattet lagen. Es war in derselben Gegend auch das Grab

Gelons und seiner Gemalin Demarata, welches das Volk von Syrakus mit großer Pracht errichtet hatte. Doch hat man seinen Ort noch nicht entdeckt. Vor allen andern fesseln zwei Felsengräber die Aufmerksamkeit. Sie befinden sich nicht weit von einander entfernt in der Gegend eines kleineren, höchst merkwürdigen Steinbruchs, wo auf dem gelben Felsboden zahlose Gräber zerstreut liegen, und ein Arm der alten Wasserleitung von Tycha die traurige Steinwüste durchrieselt. Sie sind in bizarr gestaltete Felskegel eingehauen, die stufen- oder terrassenförmig ansteigen, und zeigen, daß ehemals aus ihnen Bausteine gesprengt wurden; denn ihre Form ist durchaus unregelmäßig und zufällig. Von außen ist in den ansehnlichsten dieser Felsblöcke ein dorisches, jetzt halb zerstörtes Frontispiz eingehauen; es ruhte auf zwei cannelirten Säulen, von denen nur die eine ganz erhalten ist. Auch der Architrav und Fries mit Triglyphen und Metopen ist größtenteils nach kenntlich. Aber obwol die Architectur dorisch ist, weicht sie doch vom hergebrachten System ab, da sowol Aufgiebelung als Säule sehr hoch erscheinen. Schon daraus ergibt sich die spätere Zeit des Grabmals, welches vom Volk nun einmal mit ehrender Pietät „Grab des Archimedes“ genannt wird, freilich mit demselben Recht, mit dem die Agrigenter ein altes Monument das Grab des Theron nennen.

Es ist bekannt, daß der große Mathematiker auf seinem Grabe eine Säule zu errichten und auf ihr das Verhältniß des Cylinders zum Kegel anzugeben befahl, als rühmliches Gedächtniß an seinen Lieblingslehrsatz.

Als nun Cicero während seiner Quästur in Syrakus Nachforschungen nach dem Grabe des Archimedes anstellte, leiteten ihn glücklich diese Merkmale, und nach langem Bemühen fand er im Dickicht jene Stelle und jene Inschrift in Senarien. Der Römer war nicht wenig erfreut; stolz auf diese Entdeckung ruft der eitle Mann aus: es sei des Schicksals Wille gewesen, daß die Grabstätte des großen Syrakusers der Mann von Arpinum wieder habe auffinden sollen. Damals waren seit der Eroberung von Syrakus durch Marcellus nur 150 Jahre verflossen, und dennoch war die Stadt schon so verödet, daß selbst das Grab ihres größten Bürgers unter Dornen und Disteln verschollen lag. Cicero aus Rom, unter dem Schutt und im Wildwuchs der Pflanzen nach Archimedes' Grab suchend, geführt von syrakusischen Ciceroni und der Stadttradition, machte also schon damals so gut die Figur eines Archäologen wie irgend ein heutiger Altertumsforscher und gelehrter Maulwurf aus Bonn oder Berlin.

Wir müssen auf das Grab des Archimedes verzichten; einst wird man ja auch vergebens die Stätte suchen, wo Humboldts Denkmal stand. Aber es schweben die Namen unsterblicher Menschen ewig unausgelöscht in der Zeit, und schön ist das Wort des Perikles in der Leichenrede auf die gefallenen Athener: „Der großen Menschen Grabstätte ist die Welt!" Das Geheimnißvolle dieser syrakusischen Gruft, welche die Erinnerung an ein großes Genie umschwebt, ist unendlich reizend, zumal in dieser menschenöden, lichtdurchflimmerten Wüste gelben Steins. Sitzt man so in der Stille des gluthauchenden

Mittags oder im Schweigen des purpurnen Abends, in starrer Wüste, bald in dädalische Labyrinte, bald in hundert und aberhundert gähnende Steingräber blickend, da wird alle Phantasie um's traurige Herz los, und es steigen Schatten herauf wie einst die vor dem Ulyß im Hades, Schatten größerer Menschen als unser Geschlecht ist, heiliger Geschwisterseelen von dem geliebten Lande Hellas. Ich sah diese schweigenden, ehrwürdigen Gräber manchmal belebt: es lagen auf ihren Stufen Kinder und Männer vom elendesten Aussehen, mit fiebergelben Gesichtern, Mumien gleich, mit wirren Haaren und brennenden Augen, und in zerlumpten Kleidern; da las ich in ihnen die Geschichte des heutigen Siciliens; die Gräuel des bourbonischen Polizeistaats und des alles in Moder umwandelnden Pfaffentums, und nicht wehrte ich meiner bekümmerten Seele einen ganz unhellenischen Fluch auszustoßen. Wann kommt die Zeit, da dieses herrliche Land einmal erlöst wird! Que Dieu la rende aux Muselmans! Es wäre ein neuer Archimedes not mit zahllosen Wurfmaschinen und Brennspiegeln, um gegen diese Heuschreckenschwärme von Pfaffen zu Felde zu ziehen, welche ganz Sicilien überdecken!

Doch nun will ich mit den Gräbern enden. Nicht allzuweit von jenen kommt man zu einem Feldgarten mit Oelwuchs und Rebenzucht; da liegt in beneidenswert klassischer Wildniß unser Landsmann Platen begraben. Als ich an seinem Grabe stand und auf die Stufen des Denkmals einen Kranz von Weinlaub legte, fielen mir auf einmal in dieser klaren, heitern hellenischen

Luft alle jene Beziehungen Platens zu Heine in die Erinnerung, und sie versetzten mich plötzlich in die unerquickliche Literaturatmosphäre des Vaterlandes, in jene überreizte, falsche, unmännliche, jüdische oder jüdelnde Zeit, welche unserer Dichtung so viel Unheil gebracht und ein entnervtes, gott- und weltloses Geschlecht allerwegen miterzeugt hat. Wie anders ist das Schicksal Heine's, wie anders Platens! Hätte jenem ein Gott gegeben zu sagen was er leide, und nicht bloß zu sagen wie er sich und die Menschheit frech und knabenhaft verhöhne, er wäre ein Heros dieser Periode geworden. Unendlich war er dem armen Platen an Talent überlegen! Und doch erlebte es der erbitterte Feind Platens noch, daß man diesem eine öffentliche Statue errichtete! Das ist die Macht der Form! und was sie sei, begreift man vielleicht erst ganz im Süden. Es war der glücklichste Gedanke Platens in Syrakus zu sterben. Kurz vor mir war der König von Baiern am Grabe des Dichters gewesen, wie mir der Gartenwächter erzählte; er hatte zugesagt das Grab, welches schon zerfällt, wieder herstellen zu lassen. Augusto Comiti Platen Hallermunde. Anspachiensi. Germaniæ Horatio: so lautet die kühne Inschrift, die ihm der Ritter Landolina setzte. Hat der kalte Künstler Platen es verdient, so einsam hier zu liegen unter den Todten von Syrakus, unter Hieron und Gelon, Archimedes und Timoleon, als der einzige Repräsentant desjenigen Volkes, welches wie kein anderes mit den Hellenen vertraut ist? Ja diese wilde Stätte dünkte mich das schönste Dichtergrab der Erde, beinahe dichterischer als die hohen

Cypressen an der Pyramide des Cestius, welche das Grab Shelley's beschatten, eines der letzten Poeten von Gottes Gnaden, die in unserem jüngeren Geschlecht erschienen sind.

So muß man die Götter um dreierlei Gnade bitten: schön zu leben, schön zu sterben, schön begraben zu sein.

3. Neapolis.

Wir sind schon in Neapolis, demjenigen Stadtteil von Syrakus, welcher, wie sein Name es sagt, der jüngste von allen war. Sowol Tycha als Neapolis waren ursprünglich Vorstädte von Achradina. Jene zog sich vom Hafen Trogilus westwärts hinauf, diese sich nach dem großen Hafen hinab an der südwestlichen Seite der Felsenhochebene, auf welcher Syrakus stand, und ohne Zweifel senkte sich Neapolis, gegen Tycha durch Mauern über dem Felsabsturz beschirmt, tief in die Niederung bis in die Nähe der Sümpfe des Anapus hinunter. Ein Tor Menetides oder Temenetides führte aus der Stadt in's Feld. Es hieß auch der ganze Stadtteil Temenites, von einer Statue des Appollon dieses Namens so genannt. Cicero nennt in ihm auf der Höhe das Theater, und zwei Tempel der Ceres und der Proserpina. Gelon hatte sie aus der carthagischen Beute errichtet, und vor ihnen lag sein und der Demarata Grab, welches später Himilkon der Carthager zerstörte.

Es gibt heute in Syrakus keinen Punkt, wo sich

Erinnerungen und Denkmäler so reichhaltig zusammengedrängten als jene Felskante von Neapolis, da wo diese Stadt oben gegen Achradina anstieß. Auf einem nicht allzugroßen Raum liegen hier beisammen: die Latomien des Dionys, das Theater, die Gräberstraße, das Amphitheater, die alte Wasserleitung.

Die vielberühmten Latomien, welche das Ohr des Dionys genannt werden, sind nicht vom Umfang jener Achradina's, aber nicht minder malerisch, und in einigen Teilen viel schöner und eigentümlicher. Sie bilden ein ungeheures Viereck, in dessen Tiefe ein ewig grüner Garten prangt. Etwa in der Mitte erhebt sich 80 Palm hoch ein einzelner Fels als Pfeiler mit Resten eines Turms auf der Spitze, schön aus dem Baumwuchs und über die Trümmermassen fortragend. Der Gedanke, daß hier der Wachtturm des Kerkermeisters stand, drängt sich der erregten Phantasie sogleich auf, aber er ist schwer zu unterstützen, und vielleicht trug der Pfeiler ehemals die Decke der Latomien, welche nun fehlt. Auf der linken Seite, vom Eingange gerechnet, befinden sich die weltberühmten Säle und Gemächer dieser Steinbrüche, von denen der eine den Namen „Ohr des Dionys“ trägt. Er erhielt ihn durch Michel Angelo da Caravaggio, welcher einst mit dem gelehrten Syrakuser Mirabella diese Lotomien besuchte, und durch die Form jenes Teils zu der zufälligen Benennung veranlaßt wurde, die seither die seltsamsten Vorstellungen in Umlauf gebracht hat.

Von außen decken üppiger Ephenwuchs, herabschwankende Flechten und das schöne, zarte Venushaar die

steile Wand, in welche dieses Riesenohr eingeschnitten ist, und hoch auf dem steilsten Rande erhebt sich prächtig ein einzelner Pinienbaum. Die Zufälligkeit der Form des hohen und seltsamen Steinsaals erzeugt jene akustischen Erscheinungen, welche die poetische Sage bestärken, daß Dionys hier seine Gefangenen belauscht habe. Im Jahre 1840 entdeckte Serra di Falco eine Oeffnung durch die man von oben her, wie aus einer Loge, in die Latomie hineinsehen und hineinhören kann; und dort nun stand der horchende Tyrann. Ein tief unten leise geflüstertes Wort, ein knisterndes Papierblatt schallt hier deutlich herauf, und es läßt sich der Führer das herzliche Vergnügen nicht nehmen, sein: Dionisio era un tiranno, vielmal zu wiederholen. Der Knall einer Pistole wird als hundertfacher Donner sinnbetäubend von den Wänden zurückgeworfen.

Ein anderer Teil der Latomien, ganz in der Nähe des Ohrs des Dionys, heißt del Paradiso. Er ist ganz unbeschreiblich schön. Große, viereckte Räume bilden ihn, mit glatten Decken. Die Wände schmückt ein herrlich Rosenrot von lieblichster Zartheit, andere sind dunkelschwarz wie die Nacht, oder tief bräunlich gelb. Oft sind sie tief durchrissen, oft hingestürzt, da die Pfeiler, welche einst die Decke trugen, umgesunken sind, und so entstanden die bizarrsten und grandiosesten Bildungen; ja oft hängen von der Decke selbst Felsstücke herab wie wild umhergeknitterte Vorhänge aus Stein. An einer Stelle öffnet sich der Raum zu einer Grotte oder einem kühnen Bogen, den ein natürlicher Pfeiler stützt; durch ihn blickt in malerischer Verwirrung Trümmer-

gestein, das dunkle Laub der Orangen, die brennende Blüte der Granaten, und der selige Himmel von Syrakus. Die Menschenkraft scheint hier, so ungeheure Räume mit dem Eisen durchgrabend, die Natur besiegt zu haben, indem sie wahre Fingalshölen erschuf, und wieder warf die Natur alle diese Sisyphusarbeit um, und zerrte das Künstliche in das Elementarisch-Zufällige hinüber.

In dem längsten bedeckten Raum hat sich seit alten Zeiten eine Strickdreherei niedergelassen; arme Menschen von entsetzlicher Verkommenheit, bleiche, fremdgeartete Kinder und zerlumpte Frauen bringen in diesem Kerker rastlos spinnend ihr Leben hin. Ich saß manchmal am Eingang dieser düstern Galerie, und schaute ihren wilden Gestalten zu; und wenn sie nun die eintönigen Räder unablässig schnurren ließen, und die Spindel auf- und ablief, dann war es mir in der unterirdischen Wüste, als säße ich mitten im Hades, und jene bleichen Frauengestalten seien die Parzen, und sie verspönnen all die Fäden meines einsamen Lebens. Ich schenkte ihnen Geld, sie dankten mir mit gerührten Augen, freundlich, wie die segnende Armut, welche von einer Gabe überrascht wird, und ein recht schmerzliches Bild menschlicher Pein gaben mir diese Wesen aus dem Labyrint an's Tageslicht herauf. Und welches Labyrint ist es, wie unendlich sagenhaft! Alles hier in Sicilien hat ein mytisches Ansehen, Girgenti wie Syrakus, der Aetna wie Enna, und jegliche Küste. Der Menschengeist tritt hier weiter in die Zeit zurück als im römischen Land; dort weht der ernste Geist der Geschichte, aber

in Sicilien der Rätselgeist der Fabel. Es ist das Land des Typhon, der Cyklopen und des Dädalus.

Ueberraschen also jene beiden Latomien von Achradina und Neapolis durch ihre Großartigkeit, so gibt es doch noch einige kleinere Steinbrüche in Syrakus, die durch Verbindung von Felsmassen und Vegetation einen noch wunderbareren und mehr romantischen Charakter haben. Ich meine vor allen die Latomie des Grafen Casale. Sie ist ein entzückendes Paradies, und niemals sah ich in der Welt einen Garten von so märchenhafter Schönheit. Die Latomie besteht aus zwei Hauptabteilungen, welche durch einen bedeckten Gang von etwa 7 Fuß Höhe verbunden sind. Ein großer Saal liegt an dem einen Ende, 108 Palm hoch, eben so lang, und 62 Palm breit. Die senkrechten Wände schimmern rosenrötlich, wie vom Frühling oder der Aurora angehaucht. Durch den Eingang blickt der prächtigste Garten. Man sieht an den Wänden viele Löcher, welche in gebogenen Linien aufsteigen: wahrscheinlich waren dort eiserne Klammern eingeschlagen, um den Frohnsklaven zu einer Art von Treppe zu dienen, wenn sie den Stein brachen. Die Anlage der Säle ist ziemlich regelmäßig und zeigt, daß sie von vornherein in solcher Form beabsichtigt wurden. Auch hier steht auf einer steilen Wand der Rest eines alten Wachtturms. Das Erdbeben hat viele Kammern eingestürzt; noch im Jahre 1853 fielen große Steinmassen herunter und bedeckten eine Stelle des Gartens mit ihrem Schutt. So weit der Raum frei liegt, blüht in ihm die Fülle herrlichster Gewächse. Die Blätter, welche

hier der Feigenbaum treibt, sind so groß, daß man auf ihnen wie auf einem Teller speisen könnte. Da stehen Bäume und Blumen Indiens, deren seltsam gestaltete Früchte und Blüten ich weder zuvor sah, noch zu benennen weiß. In tropischer Fülle prangt die Palme von Lianen umschlungen, weithin duftet die Orange und die Myrte ihr Arom aus, und Agaven und Aloë starren dunkel auf den Wänden. Der ganze schöne Garten mit seinen moos- und epheuüberschlängelten Felswänden, mit der Verworrenheit seiner dädalischen Gänge und Trümmer und der Pracht seiner Gewächse, hat so viel Feenhaftes, daß er der Lusthain Oberons und Titania's sein möchte. Kein Windzug, noch entstellender Staub trifft dies blühende Verließ, in welches die Horen den lachenden Sommer in ewige Gefangenschaft hinuntergesenkt zu haben scheinen.

Nahe beim Ohr des Dionys liegen auch die großartigen Ueberreste des syrakusischen Theaters, eines der größesten des Altertums überhaupt; auch Cicero nennt es maximum. Serra di Falco meint, daß es dem Theater des Bacchus in Athen gleichzeitig sei, welches das erste steinerne Griechenlands war und von Themistokles erbaut wurde. Es ist ein Bau von bewunderswürdiger Einfachheit und Kraft, und imponirt noch heute, obwol von der Scene nichts mehr als ein wüster von Gestrüpp bedeckter Trümmerhaufe zurückgeblieben ist. Die etwas verlängerten Halbkreise der Sitzreihen steigen den natürlichen Felsabhang von Neapolis empor und sind in den lebenden Stein gehauen. Man zählt ihrer 46 Reihen, die von einem breiten

Gürtel durchbrochen und von acht quer hindurchgehenden Treppen in neun Keile geteilt werden. Zählt man diese wirklichen 46 Sitzreihen, so ergibt sich nur ein Durchmesser von 404 Palm; weshalb Serra di Falco der Ansicht ist, das Theater habe noch mehr Sitzreihen gehabt, welche sich weiter aufwärts zogen. Er gibt ihm 504 Palm im Durchmesser, wo es denn größer wäre als alle Theater Griechenlands, außer dem von Milet. Warum übrigens in der Stelle des Cicero quam ad summam theatrum est maximum das letzte Wort durchaus „allergrößt" und nicht blos „sehr groß" heißen soll, kann ich nicht verstehen.

Vor der Scene münden in die Orchestra zwei Corridore; durch die Scene selbst, zu deren Seiten sich zwei quadratische Bauten erheben, geht ein schmaler Wassercanal, der von der benachbarten Leitung abgezweigt ist. Man hat sich über die griechischen Inschriften „Basilissas Nereidos" und „Basilissas Philistidos", welche am Gesims der Umgürtung zu lesen sind, viel den Kopf zerbrochen, da diese Namen von Königinnen aus der Geschichte von Syrakus nicht bekannt sind. Nach den neuesten Ansichten soll die Nereis die Tochter des Pyrrhus von Epirus sein, die an Hiero's II. Sohn Gelon vermält war; Philistis dagegen hält man für die Tochter des Leptines und die Gemalin Hierons. Außerdem gibt es nichts mehr am Theater, was besondere Aufmerksamkeit erregte; nur äußerst wenige Skulpturfragmente haben sich gefunden, darunter ein durch seine Vorstellung eigentümliches: ein Cippus von weißem Marmor, auf welchem die Sage des Homer von der

Schlange und dem Sperlingsnest in Aulis abgebildet ist, deren Erscheinung Kalchas auf die Dauer des trojanischen Krieges deutete.

Doch viel mehr erfreut das Ganze, die Lage, die Bedeutung des Theaters. Man steht hier auf einer der lichtesten Stätten der Intelligenz, auf einem Centrum menschlicher Cultur. Hier, wo das wuchernde Gras die Stufen überzieht, saßen einst Platon, Aeschylos, Aristippos, Pindar; dort in der Orchestra standen einst die gefangenen, verurteilten Athener; hier redete Timoleon, und hier saß er als erblindeter Greis den Staatsdebatten zuhörend. Die ganze Geschichte von Syrakus seit ihrer glänzendsten Zeit hat in Reden und Staatsaction hier dramatischer gespielt, als es die Stücke waren, die man auf der Scene aufführte, denn das Theater war beides: Schaubühne des Staatslebens, Schaubühne der Poesie; und wo hätten Wirklichkeit und Dichtung in so großer Wechselwirkung zu einander gestanden, als im hellenischen Leben? Die nationale Bedeutung des Theaters ward auch durch seine Lage selbst auf den Gipfel lebendigster Wirkung gehoben. Hier stand es mitten zwischen Neapolis, Tycha und Achradina, und nicht zu weit von Ortygia entfernt. Von der Höhe schaute es in die unendliche Stadt und das Meer hinab, welche ihm zur wirklichen scenischen Ausschmückung dienten. Dies Panorama ist noch heute hinreißend; es ist der schönste Blick, den man auf Syrakus genießt, denn man überschaut beide Häfen und das Meer, die ganze sonnverbrannte Küste bis zu den Bergen von Hybla, und im Hintergrund den erhabenen

unermeßlichen Aetna und die prachtvolle Uferlinie des ionischen Meers bis zu den Felsen von Taormina. Welcher Art muß der Blick gewesen sein, als er noch auf die unabsehbare Stadt selber fiel, auf die herrliche Welt von Tempeln, Hallen und Prachtbauten, und auf die mastenwaldbedeckten Häfen, die den Syrakuser an die glänzendsten Thaten seiner Republik gemahnten! Da muß ihm über die Bühne weg das Herz vor Stolz und Lust gestiegen sein; und wie mochten sich hier wol die Perser des Aeschylos angehört haben, worin die Syrakusier den Sieg bei Himera noch einmal poetisch feierten, oder die Prometheus-Trilogie?

Ist der Anblick dieses Panorama von den obersten Stufen hinreißend, so ist auch der Blick auf das Theater selbst besonders schön, weil man von der Wildniß der zerstörten Bühne oder aus den Granatengärten der Umgebung zu diesen stolzen Sitzreihen emporblickt. Auch hier überzeugt die majestätische Einfalt des Baues von dem hohen und ernsten Charakter des hellenischen Geistes.

Oben nun, wo die Stufen auf dem Plateau des Berges endigen, erhebt sich im Fels ein Nymphäum, eine malerische, von Moosen und Flechten umgrünte Grotte, worin ein Quell sprudelt. Sie erinnerte mich lebhaft an die Grotte der Egeria. Zu beiden Seiten finden sich noch Nischen kleinerer Dimension. Gewöhnlich waschen Weiber in dem Quell, und ihr melancholischer Gesang durchtönt diese feierlich stille Scene.

Zur Linken zieht sich in unmittelbarer Nähe jene

Gräberstraße empor, zur Rechten kommt ein Arm der Wasserleitung von Tycha mit Gebraus herab, und treibt das Rad einer Mühle, daher der ganze Ort i mulini di Galerme heißt. Der moderne Teil der Wasserleitung, der in Bogen über der Erde eine kurze Strecke fortläuft, trägt viel dazu bei, das Malerische dieser Felsenlandschaft zu erhöhen. Sonst geht der Aquäduct unterirdisch fort, vielleicht ein Werk carthagischer Kriegsgefangener, und nicht minder großartig als die Cloaken Roms oder der Emissar von Albano. An vielen Stellen liegt die Leitung bloß; man sieht das Wasser in diesem unzerstörlichen Canal mit voller Gewalt herabströmen. Sechs Meilen weit kommt es aus den Gebirgen, die Stadt zu versorgen.

Südöstlich vom Theater liegt in einem Hain von Granaten ein ziemlich wol erhaltener Bau, das Amphitheater von Syrakus, welches umfangreicher ist als jene von Verona, Pola und Pompeji, da die größere Axe 272,10 Palm, die kleinere 154 Palm beträgt. Es ist meist in Stein gehauen. Vier Tore für die vier Städte von Syrakus liegen an den Enden der beiden Axen. Serra di Falco hat dieses Theater im Jahr 1840 ausgraben lassen. Die Stufen der Sitzreihen und viele Gemäuer sind bereits stark verfallen; doch ist der Bau immer noch ziemlich wol erhalten. Da die Griechen das barbarische Vergnügen der Thier- und Gladiatorkämpfe nicht kannten, so muß das Amphitheater römischen Ursprunges sein. Cicero nennt es nicht, aber Tacitus weiß von ihm. Seine Erbauung beweist, daß unter August und Tiberius Syrakus, als Sitz des römischen

Präters, durch eine römische Colonie von neuem bevölkert wurde, und sich neuen Wolstands zu erfreuen hatte.

Der letzte der antiken Ueberreste auf dieser Seite und nahe an den Theatern ist ein großer dreistufiger Unterbau eines langen und schmalen Gebäudes, von welchem außer dem Plan nichts mehr erhalten ist, mit Ausnahme einiger Fragmente von Gesimsen mit Löwenköpfen. Serra di Falco entdeckte diese Basis im Jahre 1839; er hält sie für jenen Altar des Hiero, welcher selbst den von Olympia an Größe übertraf.

4. Tycha und Epipolä.

Wir haben also auf einem verhältnißmäßig kleinen Raum die wichtigsten Bauwerke des alten Syrakus beisammen gefunden. Geht man nun nordwärts längs des Aquäducts hinauf, so breitet sich eine wüste Felsenebene aus, welche die Straße von Catania durchschneidet. Hier lag Tycha, einst volkreich und mit vielen Gebäuden besetzt, vom Tycheion, dem Tempel der Glücksgöttin, so benannt. Dieses Viertel stieß nördlich an's Meer beim Hafen Trogilos, und schloß weiterhin die Stadt auf dem nördlichen Rande der Felsenhochebene, stark ummauert. Westlich endigte Tycha gegen das feste Epipolä. Cicero nennt dort ein Gymnasium (amplissimum) und viele Tempel; aber heute sieht man nichts als Gräber im Boden, horizontal eingehauen, und noch mit der Umreifung für die Platte versehen. Oft finden sich Wagengeleise durch solche Grabvertiefungen

unterbrochen, ein Beweis, daß diese Gräber sehr späten Ursprunges sind.

Die Wanderung durch Tycha oder von Neapolis her, auf der Floridiastraße nach Epipolä, dem letzten und höchsten Stadtteil, der ganz in's Land hinein liegt, ist sehr beschwerlich, mag man sie zu Pferd oder zu Fuß unternehmen. Denn sobald man nach Epipolä kommt, muß man über wüstes Getrümmer von Kalkfelsen auf einer entsetzlich steinigten Straße fortklettern. Epipolä nahm nämlich den höchsten Punkt der Felsenhochebene ein, und endigte mit dem Hügel Euryalus in der scharfen Spitze des ganzen Dreiecks, während unter dem Euryalus ein zweiter Hügel, das Labdalon, lag. Beide erkennt man noch heute als die untrüglichen Wahrzeichen dieser alten Festungsstadt; sie heißen jetzt Belvedere und Mongibellisi.

Das Labdalon bauten die Athener unter Nikias, um von hier die Stadt zu beherrschen; sie hatten sich überhaupt in Epipolä festgesetzt, bis sie von den Syrakusern unter Gylippus daraus vertrieben wurden, welche dann, wie Diodor sagt, die Mauer auf der ganzen Höhe von Epipolä niederrissen. Seitdem wird das Labdalon als Castell nicht mehr erwähnt. Dionys ließ bei dem Bau seiner berühmten Mauer auf der Nordseite von Epipolä, welche 30 Stadien, fast eine deutsche Meile lang war, jene alten Werke abtragen. Diese Mauer war mit vielen Türmen besetzt, und ihre Quadern waren so dick, daß sie nicht erstürmt werden konnte. Ob Dionys auch Castelle auf dem Labdalon und dem Euryalus errichtet habe, wird nicht gesagt, nur erfahren wir, daß

jenes Hexapylon, durch welches die Römer in die Stadt eindrangen, auf der Nordseite von Epipolä lag, und ohne Zweifel stand in derselben Mauer auch der Turm Galiagra, den die Römer während des Dianenfests zuerst erstiegen. Was nun heute als Labdalon gezeigt wird, jene ungeheuren Quadern von 14 bis 16 Palm Länge, jene Fundamente von Türmen, die Gräber, die unterirdisch in den Fels gehauenen Gänge, bewies mir, daß hier ein Fort gestanden, welches sorgsamer angelegt wurde, als es die Athener zum Zweck der Belagerung konnten gethan haben. Nach altgriechischer Weise sind die riesigen Quadern ohne Mörtel auf einander gesetzt; namentlich bilden sie noch an einer Stelle eine höchst imposante Masse. In dem lebendigen Felsen selbst sieht man lange, große Galerien von 9 bis 10 Fuß Höhe und 8 Fuß Breite ausgehauen; sie bilden mit ihren Corridoren und unterirdischen Räumen eine zweite sehr ausgedehnte Festung. Die Höhe dieser Gänge hat die Annahme veranlaßt, daß hier die Reiterei ihre Station hatte. Wahrscheinlich verband sich die unterirdische Festung durch Ausfalltore mit der Stadt und dem Felde. Auch hier beweist der gänzliche Mangel an Gewölbebau und die allenthalben geradlinige Structur der Gänge den griechischen Ursprung.

Man sieht nun von den Quadern des Labdalon in die fürchterliche Steinwüste von Epipolä hinab; überall erblickt man teils ungeheure Steine von der dionysischen Mauer, teils Ruinen der Castelle, teils den jähen Absturz der Kalkfelsen. Auch hier befinden sich Latomien; es sind jene seltsamen Steinbrüche, worin Dionys den

Philoxenus einsperrte, und wo dieser seinen Cyklopen dichtete. Von hier holten viele Städte Baumaterial; ein großer Teil der Festungswerke von Syrakus wurde aus den Trümmern der dionysischen Mauer erbaut, und als der wahre Verwüster des alten Syrakus ist eigentlich Karl III. von Neapel zu betrachten. Betrachtet man diese unendlichen Steinmassen, so muß man über die Fülle des schönsten Materials erstaunen; dieser Reichtum an Stein, der durch das Eisen so leicht zu bearbeiten ist, machte die Ausbreitung von Syrakus erst möglich, wie die ganz ähnliche Beschaffenheit des neapolitanischen Gesteins das Anwachsen Neapels und seiner Vorstädte ungemein erleichtert hat.

Weiter hinauf führt ein rauher Weg nach dem Euryalus, der Endspitze der syrakusischen Felsebene. Der melodische Name klingt schön und vornehm in dieser Wüste. Ein elender Ort hat sich jetzt am Fuß des Kalkfelsens angesiedelt; oben steht ein Telegraph. Keine andere Reste sieht man dort als eine Cisterne und altes Gemäuer von zweifelhaftem Ursprung. Daß hier ein Castell gestanden, lehrt die Lage des Hügels, da er das ganze Stadtgebiet Syrakus beherrscht. Es ist ungewiß, ob Dionys das Fort Euryalus erbaute; zur Zeit der athenischen Belagerung wird es nicht genannt. Dagegen war es von großer Bedeutung, als Marcellus Syrakus bestürmte. Nachdem er nämlich schon Tycha und Neapolis in seine Gewalt bekommen hatte, blieb der Euryalus, welchen Livius Hügel und Burg nennt, in seinem Rücken, und bedrohte seine Stellung. Er selbst war in den Mauern jener Stadtteile so gut wie

eingeschlossen, und da Hippokrates und Himilkon von der Landseite herangezogen, um sich in den Euryalus zu werfen, so lief er Gefahr, zwischen ihm und Achradina gänzlich abgesperrt zu werden. Die uneinnehmbare Burg übergab endlich Philodemus auf Capitulation, weil ihm die Hoffnung des Entsatzes geschwunden war.

Heute heißt der Hügel mit Recht Belvedere, wegen der köstlichen Aussicht die er gewährt. Denn von seiner Spitze überschaut man das herrlichste Gemälde. Den Horizont schließt vorwärts die große Linie des ionischen Meers, rückwärts „die himmlische Säule" des Aetna: großstilisirte Gebirgsketten ziehen sich landhinein in flimmernden Lichtern, und die Ostküste der Insel mit den prächtigsten Golfen und ihren Vorgebirgen liegt, bis weit über Agosta und wo sich Catania im Duft verliert, vor den Blicken aufgethan. Vor sich hin blickt man über die ganze syrakusische Ebene, welche drei Stunden weit bis zur Ortygia sich herabsenkt. Denkt man sich dies ungeheure Gebiet mit dem alten Syrakus bedeckt, und noch den Golf von Landhäusern und Ortschaften umkränzt, so muß der Anblick einer so großen Stadt, die sich als eine Riesenpyramide landwärts hinaufzog, gleichsam in vier Stockwerken oder Stadtstufen sich erhebend, über alles Vorstellen großartig gewesen sein, und hier scheint die Angabe: Syrakus habe in seiner Blütezeit 1½ Millionen Einwohner gezählt, nicht übertrieben.

Einer syrischen Steinwüste gleich breitet sich jetzt diese Ebene bis zur Insel hin, welche sehr unscheinbar aussieht. Nur südwärts vom Felsenrand der Nea

polis zeigt sich eine grüne Niederung, und man kann dort den Lauf der Quelle Cyane und des Anapus verfolgen. Dorthin wollen wir noch hinübergehen.

5. Der Anapus und das Olympion.

Von der Neapolis führte die helorische Straße durch den Sumpf Lysimelia und Syraka, und eine Brücke über den Anapus, auf dessen anderer Seite sich der Hügel Polychne erhob. Auf ihm stand der Tempel des olympischen Zeus und ein Ort Olympikon genannt. Diese Gegend ist aus der Kriegsgeschichte von Syrakus bekannt genug, denn sowol die Athener als zu wiederholten Malen die Carthager lagerten sich um das Olympion bis hinauf nach dem Becken der Quelle Cyane, und jedesmal raffte die aus dem Sumpf aufsteigende Pest die Heere hin. Die wenigen zersplitterten Säulen, die noch vom Olympion auf jenem nun ganz öden Hügel stehen geblieben sind, sieht man auf Millienweite; sie und jene Säule am Brunnen degli Ingegneri sind heute die einzigen frei stehenden Säulenreste, die auf dem Stadtgebiet von Syrakus in die Augen fallen.

Um dorthin und nach dem Anapus zu gelangen schifft man von der Insel über den herrlichen großen Hafen, und läßt sich dann in den versumpften Fluß rudern. Er mündet unterhalb einer Brücke in's Meer. Je weiter man ihn hinauffährt, desto mehr verengt er sich, bis ihn zuletzt die Barke im vollen Sinn des Wortes ausfüllt. Die Ruder werden weggelegt, die Bootsleute stoßen den Kahn teils mit mächtigen Rohr=

stangen fort, teils ziehen sie ihn mit Anstrengung am Tau weiter. Ich habe nie eine romantischere Fahrt gehabt als auf dem Anapus. Zu beiden Seiten ist der Fluß mit 20 Fuß hohem Schilf von prächtiger Fülle dicht bewachsen; um diese beinahe armdicken Rohre schlingen sich Wasserlianen wie um Bäume, und Ranken blühender Gewächse ringeln in wildverworrenen Guirlanden herüber und hinüber. Der mystische Geruch der Wildniß und des Wassers dringt so scharf auf die Sinne ein, wie die schwüle unbewegte Luft. Man glaubt sich in eine tropische Flußlandschaft versetzt, so erstaunlich ist die Fülle des Pflanzenwuchses. Dabei flattern Hunderte von fremden, buntbeschwingten Wasservögeln umher, oder sie streifen spielend über die Wellen wie Schwalben. Der Anapus teilt sich bald oberhalb der helorischen Straße, oder es strömt vielmehr in ihn jene klassische blaue Cyane ein, welche dem runden klaren Wasserbecken La Pisma entspringt. Nach der Sage warf sich hier die Nymphe Cyane dem Pluton entgegen, als er Proserpina zur Unterwelt hinabführte, und sie ward hierauf in die kornblumenblaue Quelle verwandelt, Alljährlich zogen die Syrakuser zur Cyane und feierten das Gedächtnißfest Proserpina's durch Opfer, da im Namen des Volks ein Stier und eine Kuh in den Teich des Quells versenkt ward. Wahrlich, dies Local ist wunderbar; so von dem verschattenden immer flüsternden Rohricht mitten auf der Welle umwölbt, sitzt man da wie im Traum, in die lieblichste Mythe versenkt. Wie wurden mir da alle jene Reliefs alter Sarkophage welche den Raub der Proserpina darstellen, lebendig:

wie Arabesken umschwebten mich hier diese reizenden Gebilde griechischer Phantasie! Und wie hat nun Ceres diese fischwimmelnde Quelle zum Lohn für ihre Tränen um Proserpina geschmückt. An ihren ewig grünenden Ufern wächst die seltsame Papyrusstaude! Es ist der einzige Ort in Europa, wo sie in der Wildniß gefunden wird, seitdem sie vom Ufer des Orethos bei Palermo verschwand. Ich war ganz außer mir vor Freude, als ich nun wirklich die ersten Papyrusstauden vor mir sah, aus der bläulichen Flut fremd aufsprießend, verlorene Kinder des Nils. Die schöne Binse erhebt sich aus dem Wasser jungfräulich graziös, in schlanker Linie gebogen, etwa 15 Fuß hoch, dreikantig und glatt und von herrlich glänzendem Dunkelgrün. Auf ihrer Spitze trägt sie eine reiche volle Krone von zahllosen grünen Fasern, welche fein und feiner wie geknotete Fäden, und gleich strömendem Haar lang herabhängen. Das Volk nennt die Büschel recht treffend La Perrucca. Die zierliche Gestalt des schönen Gewächses, der wahren Papiernymphe der Gelehrsamkeit, wird jeden vom kimmerischen Norden kommenden Bücherwurm entzücken; ganz mythisch wird ihre Erscheinung, wenn diese Stauden als dichtes Gebüsch beisammenstehen, in malerischer Verwirrung durch einander aufgeschossen, große und kleine, hochragende alte und ganz zarte junge Pflanzen, alle die phantastischen Kronenbüschel träumerisch gesenkt und in der azurblauen Flut der Cyane sich spiegelnd. Da ist wie unter Zauber alles Hellenische aus der Seele geschwunden, und die Phantasie steht plötzlich am rätselhaften und weisen

Nil, vor den Pyramiden und Sphinxen, vor den Mumien und wunderlich beschriebenen Papyrusrollen. An dem Rand der syrakusischen Cyane, auf hellenischem Boden schien mir diese Staude selbst wie eine Mythe dazustehen, wie jene nämlich, welche sagt, daß aller Urgrund der Cultur und Literatur aus dem fabelhaften Aegypten herübergekommen sei. So blickte ich bald auf diese Papyruspflanzen und bald auf jene noch herabschauenden dorischen Säulen des olympischen Zeus, und sie erschienen mir beide hier wie Sinnbilder west-östlicher Cultureinheit.

Landolina und Politi haben den Versuch gemacht, aus dem syrakusischen Papyrus Papier zu fertigen, und er ist so vollkommen gelungen, daß sich die Papyrusblätter Siciliens von den ägyptischen nur durch die frischere Farbe unterscheiden. Das zarte Bastgefaser des Stengels wird dazu verwendet, indem man es in die feinsten Blättchen zerschneidet, dann leimt und preßt.

Ich verließ die Barke in der Cyane, um nach dem ganz nahen Hügel Polychne zu gehen. Die dort stehenden beiden Säulen des Olympion sind cannelirt und haben Basamente; ihre Capitäle fehlen. Der Tempel war sehr alt; er stand schon vor der Schlacht bei Himera, aber seine Größe war unbeträchtlich, da der Säulendurchmesser nur 6,10 Palm beträgt. Gelon hatte hier dem Zeus einen goldenen Mantel gestiftet und Dionys ihn dem Gott von den Schultern genommen, indem er als Freigeist sagte: der goldene Mantel sei im Sommer zu schwer, im Winter aber zu kalt. Die hochberühmte Bildsäule des Zeus selbst raubte später

Verres und brachte sie nach Rom. Im Olympion wurden auch die Namenregister aller Bürger von Syrakus aufbewahrt; sie fielen den Athenern in die Hände, als sie den Tempel besetzten. Auch von diesem Hügel ist der Blick auf Syrakus überaus schön. Lieblich liegt ihm zu Füßen die von der Cyane durchströmte Wiese, das sagenvolle, dem Hades geweihte Grab von so viel Tausenden von Athenern und von Puniern. Es gibt keine so idyllische und zugleich so melancholische Stelle in Syrakus. Wenn man jene starre Felsenwüste von Achradina bis nach Epipolä durchwandert hat, ermüdet von dem Anblick dieses steinernen Todes, setzt man sich gern auf die Trümmer des Olympion, weidet den Blick an dem grünen Teppich des Anapus und dem Bade der schlängelnden Cyane, und man gedenkt des Pindar und des Theokrit.

Ein Regenschauer vertrieb mich, und wie ich den Anapus wieder hinabfuhr, zwang er mich unter die helorische Brücke zu flüchten. Da saß ich lange, wie in einem Grabgewölbe, wie eine Seele über dem Styx, gleichgültig des Lebens, oder vielmehr nur von der Nässe durchschauert. Aber es ist kein Tag, so sagt Cicero, wo nicht in Syrakus die Sonne scheint; nach einer halben Stunde kam sie wieder, und ich sah die himmlische Botin Iris herrlich über das Meer wandeln und einen Stralenbogen um Ortygia ziehen, so daß die ganze Insel von der siebenfarbigen Glorie umfaßt war. So erblickte ich zum erstenmal den Vesuv, als ich in Neapel einfuhr, gerade so vom Regenbogen umfaßt. Und ich wünsche allen Wanderern, die nach Neapel oder Syrakus

gehen, daß die Götter ihnen diese feenhafte Vision vergönnen möchten.

Das war nun ein rechter herzlabender Abschied von Syrakus; am folgenden Tage wollte ich hinweg; der Himmel weiß, wie schwer es mir wurde. Ich mußte denn kurz vor dem Scheiden noch zum Theater hinauf, um den allerletzten Blick von Syrakus zu nehmen. Und so: Lebe wol, Arethusa!

Wol ihr Bäche, vom Thymbris die lieblichen Wasser ergießend!



Die sicilianischen Volkslieder.

Canti Popolari Siciliani. Raccolti e illustrati da Lionardo Vigo. Catania 1857.



Volkslieder aus dem schönen Sicilien, im Dialekt der Insel, vom Boden des alten Syrakus, von Agrigent, vom palmenreichen Strand Selinus, von Palermo, vom fabelhaften Aetna, das sind reizende und geheimnißvolle Fremdlinge, die wir recht willkommen heißen. Wir empfingen die sicilianische Sammlung des Lionardo Vigo zugleich mit der toscanischen Tigri's, denn beide sind in diesen jüngsten Jahren entstanden. Was die Gefilde Italiens Köstliches hervorbringen, scheint in diesen Urwäldern des Gesanges versammelt und in farbenprächtige Gebilde der Poesie verwandelt zu sein. Man muß beide Sammlungen lesen, um die hohe Begabung dieser Nation zu würdigen, welche eben wieder in so tiefer politischer Bewegung begriffen ist; man muß überhaupt in die unverfälschten Regionen des Volks hinabsteigen, welchem, trotz aller Verkommenheit und Demoralisation der staatlichen wie bürgerlichen Zustände, die Grazien solche Lieder dictiren, um die Italiener zu lieben. Man muß sich aus den Städten in das Land flüchten, das Volk nicht auf der gemeinen Heerstraße, sondern in den unwegsamen Gebirgen suchen, wo es arbeitet und singt, um

den wahren Begriff von seinem ächten und schönen Naturell zu haben. Die Volksmuse dieses Landes, mit solchen blühenden Zweigen in der Hand, ist wol geeignet, auch den bittersten Haß von menschenfeindlichen Seelen zu entwaffnen. Und überhaupt ist es gut, daß ihr unschuldiger Gesang gerade heute vernommen wird, daß sie ungestört von dem Kanonendonner der Schlachtfelder, von dem Geschrei der Parteien harmlos wie die Grille Anakreons ihre schönen Lieder weiter singt.

Indem die Sicilianer neben die toscanische Sammlung ihre heimatliche hingestellt haben, bieten sie den anziehendsten Vergleich dar, und dieses fast gleichzeitige Zusammentreffen der schönsten Liederschätze Italiens ist als ein glückliches Ereigniß für die Geschichte der Poesie zu betrachten. Was in dem milden und anmutigen Toscana gewachsen ist, wie könnte es anderer Art sein, als die graziöse und fein durchbildete Sprache oder das hergebrachte Kunstgefühl der Toscaner? Wir finden in Tigri's Sammlung nur was wir suchten, oder unsere begründete Erwartung wird noch übertroffen. Aber unser Vorstellen vom Charakter der sicilianischen Volkspoesie gründet sich mehr auf das, was wir nicht wissen, als was wir schon kennen. Die toscanische Sprache ist das reinste Italienisch, die sicilianische ein selbst den Italienern dunkler Dialekt. Die Literatur, die Zustände, die Städte Toscana's sind uns wol bekannt, aber das unwegsame Sicilien ist uns noch vielfach mysteriös geblieben. Die Einbildungskraft wird von dem Namen Sicilien auch bei dem aufgeregt, der dieses verwilderte Paradies nicht mit Augen sah. Die Vorstellung von

seiner Schönheit hat für uns etwas Mythisches, und weder das Wort des Poeten, noch der Pinsel des Malers vermag eine sicilische Landschaft irgend auszusprechen. Welcher Art werden also Lieder sein, die, von der cultivirenden Hand der Kunst nicht gemodelt, unmittelbar aus den Elementen jener südlichen, zaubervollen Natur erwachsen sind?

Norditalien und Toscana sind stolz auf die Blüte des Mittelalters, die sie hervorgetrieben haben. Auf Latium liegt der unverlöschliche Nachglanz des großen Rom und der Dichtung Virgils. Doch mit Neapel beginnt der hellenische Hauch, welcher Süditalien seine zauberische Atmosphäre verleiht. Sicilien ist von ihm ganz durchweht. Die lateinische Muse tritt hier nur als Fremdling und Gast auf, aber die Muse von Hellas begrüßt uns mit uralten mythischen Gesängen und mit den Namen Stesichorus, Theokrit, ja selbst Pindar und Aeschylus. Zu den hellenischen gesellen sich punische Erinnerungen. Man atmet die Lüfte des nahen Carthago. Byzantinischer Geist kommt von Osten her, und neben ihm die orientalische Poesie der Araber, welche die Insel so lang beherrschten. Ein anderer Culturstrom dringt von Norden herein und führt in das sicilianische Land die Romantik des normannischen Rittertums und der großen schwäbischen Periode unseres deutschen Vaterlandes. Dann folgt die Herrschaft Aragons und Spaniens: und so treffen auf dieser einen Insel in langer und merkwürdiger Geschichte die verschiedenartigsten Charaktere der Weltcultur zusammen, Griechenland, Rom, Carthago, Byzanz, Kairewan und Bagdad, Deutschland,

Frankreich, Neapel, Spanien. Indem sie alle ihre Spuren ihr eingedrückt haben, erzeugten sie diese ungewöhnliche historische Natur Siciliens.

Nun ist eben deshalb eine Wahrnehmung sehr merkwürdig: so viele und so langwierige Fremdherrschaften die Insel erfahren hatte, so wenig waren sie doch im Stande, die sicilianische Volkssprache auszulöschen und mit ihr die nationalen Grundelemente zu vertilgen, auf denen die Volkspoesie Siciliens eben so wol beruht wie die von Toscana. Die sicilianische Sprache ist ein uralter Zweig des großen lateinischen Sprachstammes. Ich will sie, Herrn Vigo zu Liebe, die siculische nennen und in ihren ersten Wurzeln von jenen Siculern herleiten, die in grauer Vorzeit um die Ufer des Tiber und in Latium wohnten, ehe sie zur Auswanderung getrieben sich in Sicilien niederließen und neben den Sicanern ansiedelten. Die alte Sprache Siciliens war also ein Zweig des Idioms, das sich auf dem festen Lande als sabinisch, oskisch, lateinisch unterschied, und die Sprache der Siculer (was nur ein Synonym von Italer ist, wie schon Niebuhr nachgewiesen) kann als die Aeltermutter des heutigen sicilianischen Dialekts immerhin betrachtet werden. Die glänzende und lange Herrschaft der Hellenen in Sicilien breitete über die Insel das Griechische als gebildete Literatursprache aus, aber ihr Gebrauch in so vielen und mächtigen Städten und ihre fortdauernde literarische Production vermochte dennoch nicht die siculisch-italische Sprache auszulöschen; sondern neben den Gesängen des Stesichorus und Theokrit schallten fort und fort die Volkslieder siculischer Hirten

auf den Bergen wie am Meer. Die Römer machten hierauf dem alleinigen Einfluß des Griechischen ein Ende. Sie selbst fanden auf der Insel einen dem Latein sehr nahe verwandten Dialekt vor, der ihnen ziemlich archaistisch wird erschienen sein, und es ist kein Zweifel, daß sie ihn während ihrer jahrhundertelangen Herrschaft latinisirten, wie das Etruskische. Die gleiche Abkunft von einem und demselben Urstamm und von einer und derselben Muttersprache kettete fortan Sicilien an Italien, als an das große gemeinsame Vaterland, und alle folgenden Eroberer vermochten die Insel nur politisch von jenem abzutrennen. Nach dem Sturz des römischen Reichs in der Gewalt von Byzanz, behauptete das sicilianische Volk seine italische Sprache, und das Griechische, dessen Cultur auf der Insel nach langer Unterbrechung wieder erneuert wurde, drang doch nur in den Cultus der Kirche ein.

Nicht auffallender ist sodann der siegreiche Widerstand, welchen das Idiom der Insel dem Arabischen entgegensetzte; denn während eines zweihundertjährigen Besitzes gelang es den Mohamedanern weder die Sprache des Volks auszurotten, noch das Christentum zu verdrängen. Sie blieben Fremdlinge im Lande, und das Sicilianische lebte ohne jede Hülfe schriftlicher Denkmäler fort. Die Araber nahmen sogar die landesüblichen Namen von Orten, Flüssen und Bergen an, während die Sicilianer, wie die Italiener überhaupt, von ihnen nur manche Ausdrücke entlehnten. So sind arabisch: dugana, maremma, giarra, bagaredda, sciarra, zzammara, zibibbu, arcova u. s. w. Das Arabische erlosch dagegen, sobald

die Normannen die Insel erobert hatten. Sie selbst fanden hier eine so lebendige und klangvolle Volkssprache vor, daß sie ihre eigene normannisch-französische nicht aufkommen ließ, ja sehr bald sogar am Hofe selbst verdrängte; es war unter ihrem Schutz, daß sicilianische Poeten zum erstenmal ihre Verse in ihrer Landessprache schriftlich überlieferten.

Mit dieser Thatsache, und historisch mit dem Poeten Ciullo von Alcamo beginnt die Geschichte der sicilianischen Sprache, so daß sich ihre Entwicklung bis auf heute an schriftlichen Denkmälern verfolgen läßt. Der glühende Patriotismus der Sicilianer, auf ihrer alten und großen Culturgeschichte so wol begründet, und durch die insularische Lage des schönen Landes so leicht erklärlich, weigert sich noch heute, das Sicilianische als einen Dialekt der allgemeinen Sprache Italiens anzuerkennen. Es soll durchaus eine eigene und originale Sprache, wenn nicht gar die Mutter des Italienischen selber sein. Die Sicilianer haben nicht vergessen, was Dante in seinem Tractat über die Vulgärsprache gesagt hat: daß alles was die Italiener in der Vulgärsprache dichteten, sicilianisch genannt werde und auch fortan so genannt werden müsse. Diese Meinung Dante's ist indeß nicht wahr geworden, denn sein eigenes Vaterland Toscana hat der Literärsprache Italiens den Namen gegeben, und Sicilien nur den Ruhm behalten, daß es eben sein Dialekt war, in welchem durch die Gunst der Verhältnisse die italienische Schrift- und Dichtersprache sich bildete.

Ich will es Vigo gern zugeben, daß sich eine lebende

Ueberlieferung von dem alten Siculischen bis zu dem heutigen Sicilianischen fortgezogen habe, gerade so wie die Wurzeln des heutigen Italienisch in der Sprache enthalten sind, die noch vor der Entstehung Roms in Umbrien, in der Sabina und in Latium geredet ward; aber trotzdem war das Sicilianische auch zur Zeit Ciullo's und Friedrichs nur eine lingua volgara im Verhältniß zum Latein, welches einst den alten siculischen Dialekt verändert hatte, wie alle anderen Provincialsprachen Italiens durch die Herrschaft des Römischen mußten verändert worden sein. Indem es im zwölften Jahrhundert in Italien noch keine allgemeine, durch Schrift und Cultur anerkannte Sprache außer der lateinischen gab, zerfiel das damalige Italienisch je nach den Provinzen in eben so viele Mundarten, welche alte gemeinsame italische Wurzeln hatten, denen aber alte und neue Corruption des Lateinischen ihre Form gab. Von ihnen war die sicilianische Sprache nur Eine, und damals den übrigen italienischen Dialekten näher verwandt, als sie es heute ist, nachdem das Sicilianische sich während langer Jahrhunderte der Uncultur verschlechtert und von der Sprache der Dichter des zwölften und dreizehnten Säculum weit entfernt hat. Und noch jetzt steht der Dialekt der Neapolitaner, der Corsen, der Sarden dem Sicilianischen sehr nahe, und selbst hier mitten im alten Latium, wo ich diese Blätter schreibe, in Genazzano bei Palestrina, höre ich täglich Ausdrücke, die ich in den sicilianischen Volksliedern wiederfinde. Auch hier wird das r in manchen Worten versetzt: so sagt man auch hier crapa und nicht capra, so nennt

man das nahe Felsenneſt Capranica, Crapanica.*) Der Mädchenname Clorinda wird hier Crolinda gesprochen, und Claudia, Craudia. So sagt man auch hier (in Genazzano) andar a balle (valle), zu Tal gehen oder absteigen; statt padre mio, wie in Neapel und Sicilien, patremo; statt questo und esso, quisto und isso; statt sò (ich weiß), sacciu. Und so verwandelt man auch hier, wie in Sicilien, das nd in Gerundien und Substantiven gern in nn; man sagt also vivenno, campanno, granne, banno und munno. Ja selbst die barbarischen Formen corrumpirten Lateins auf ora und ara, die ich so oft in römischen Documenten des neunten, zehnten und elften Säculum gefunden habe, begegnen mir noch heute so gut in Latium, wie in Sicilien. In jenen Jahrhunderten schrieben die Notare und sprach das Volk fundora als Plural von fundus, arcora (von arcus), bandora (von bandus), censora (von census); ja selbst die Accusativform domoras von domus las ich in einer Urkunde des zehnten Jahrhunderts. Diese Barbarismen, welche sich noch in der Chronik des Giovanni Villani finden, waren schon seit uralter Zeit im vulgären Gebrauch, denn das Volk nahm gern Endungen auf, die dem Ohre wolgefielen. Wenn nun Vigo das heutige sicilianische ficara (Plural von ficus) aus dem Französischen (figuier) ableitet, so ist das ein Irrtum

*) Dieser wunderliche Ort hat eine sprachliche Eigenheit, die ich der Bemerkung wert halte. Während überall das Volk domani (morgen) sagt, sagen die Bewohner von Capranica crai (von cras), und statt posdomani (übermorgen) biscrai.

sondern jener alten Vulgärsprache analog bilden die Sicilianer noch heute die Pluralformen: ramira (von ramus), ficara (von ficus), und so nomira, loghira, sonura, ortura. Auch hier in Genazzano, 37 Millien von Rom, höre ich täglich gerade so wie in Messina sagen: le ficara und le ramora; und da ich vor wenig Tagen aus dem schönen Nympha nach dem alten Norma im Volskergebirg hinaufging, lockte ich einem mich begleitenden Knaben dieselben Ausdrucksweisen ab, die er noch zu meiner Genugthuung, wie ein Sicilianer, mit dem lateinischen marmora (statt i marmi) vermehrte.

Im Ganzen darf man sagen, daß derselbe Grundzug durch alle Dialekte Italiens geht. Wenn der sardische Poet Don Gavino Pes singt:

> Li di, l'ori, e l'istanti
> Chi viè possu; cun sinzeru amori
> Offeru a chist' Amanti,
> Chi da l'omu nò vò sinnò lu cori;

so klingt das dem Sicilianischen sehr ähnlich; und wenn das corsische Volkslied sagt:

> Un ghiornu solu mill' anni
> Mi sarà pensandu a te;

so ähnelt dies nicht minder dem sicilianischen Dialekt. Derselbe hat jedoch einige Besonderheiten merkwürdiger Art, vornämlich in der Conjugation der Zeitwörter, deren es dort nur zwei auf ari und iri gibt. Die zweite Person des Plurals hat den eigentümlichen

Pronominal-Zusatz vu (voi); z. B. dicisti-vu, vidisti-vu. Vigo macht auf den nahen Zusammenhang der sicilianischen Conjugation mit der lateinischen aufmerksam und zeigt, wie die erste aus der letzten entstanden sei. Lateinisch: vidi, vidisti, vidit, vidimus, vidistis, viderunt. Sicilianisch: vitti, vidisti, vitti, vittimu, vidisti-vu, vittiru. Doch dies betrifft das Hochitalienische nicht minder. Die dritte Person des Perfectum lautet auf ao oder au statt ò: durao statt durò, und auch das ist in andern Dialekten zu finden, nicht minder die Futuralform aggio, wie partiraggio statt partirò, entstanden aus partir-aggio, d. h. ho a partire, denn aggio ist die dialektische und alte Form für ho oder o, ich habe, und partirô ist gleich partir-ho. Noch heute sagt man im Römischen aggio, statt ho. Durch bloßes Abwerfen der lateinischen Nomenendung s und m hat der Sicilianer einfach viele seiner Worte auf u gebildet: tempus — tempu, bonus — bonu, matrimoniu, muru, periculu, maritu. Er steht hier, ganz wie der Sarde, dem Latein näher als der Toscaner, der das us und um in o verwandelt. Der Ausgang auf u ist übrigens allen Dialekten Italiens gemein, und sicherlich uraltes lateinisches Vulgär. Der Sicilianer hat auch statt der italienischen Endung e das dialektische i, wie notti, statt notte.

Die Verwechslung des b und v ist uralt, und man kann sie auf zahllosen christlichen Inschriften aus der römischen Kaiserzeit im Vatican lesen. Der Sicilianer macht aus bibere, viviri, aus bos, vo, aus brachium, vrazzu, aus buca, vucca, und aus votum, botu.

Kennzeichnend für das Sicilianische ist die Verwandlung des ll in dd, z. B. beddu statt bello, iddu und idda statt illo und illa. Weil aber diese Eigentümlichkeit sich auch bei den Sarden findet, so ist es mir zweifelhaft, ob sie Vigo mit Grund von den Carthagern herschreiben darf. Uebrigens ist es Vigo selbst, der in seiner vortrefflichen Einleitung sagt: „Diese Sprache, welche ich die insularische genannt habe, und die ein und dasselbe Gepräge trägt, lebt nicht allein in Sicilien, sondern auch in Calabrien, freilich mit besondern Modificationen, aber vom gleichen Charakter, und ihre Spuren sind zahlreich in Sardinien und Corsica. Nach so langen Jahrhunderten und politischen Wechselfällen reden sie noch die Calabresen, ja in vielen ihrer Städte ist sie durchaus nicht von der sicilianischen verschieden. Dies ist in ihrem gemeinschaftlichen Ursprung begründet, daher de Ritis sagt: «Vom Gürtel der Apenninen bis zum Meer ist die Volkssprache ‚campanisch‘, oder wenn man will oscisch und folglich dem Sicilianischen ähnlich.»“

Die Benennung „campanisch“ ist glücklich; man muß darunter wesentlich auch die Volkssprache der Römer, Latiums, und eines Teils von Tuscien begreifen. Wenn man das Romanesco, z. B. die in diesem Dialect geschriebene Geschichte des Cola di Rienzo mit den apulischen Chroniken, wie des Spinello, ferner mit dem Sicilianischen vergleicht, so wird man ihrer Gemeinsamkeit gleich gewahr. Jenseits der Apenninen aber bilden die Romagna, die Marken, die Lombardei, Venedig und Piemont eine andere dialektische Gruppe, in welcher fremde Einflüsse gallisch-französischer und langobardisch-germa-

nischer Sprache deutlich erkennbar sind. Es fallen demnach die Grenzen der italienischen Vulgärsprache mit denen des eigentlichen und historischen Italiens zusammen, welches von den Apenninen bis zu Sicilien reicht und in Latium seinen Mittelpunkt hat.

Dieses Vulgär mag älter sein als der Untergang des römischen Reichs, und seine frühesten Spuren mögen in der Komödie des Plautus und beim Ennius gefunden werden; aber seine völlige Ausbildung kann doch nur aus dem Ruin des Latein datirt werden, wie mir hunderte von lateinischen Urkunden vom achten bis zum elften Säculum dargethan haben. Als in der Barbarei die wissenschaftliche und politische Cultur Roms unterging, schwand das Latein aus dem Gebrauche des Volks, und die volkstümliche Mundart wurde die herrschende; sie nahm die entstellten Trümmer des Latein in sich auf. Die moderne Sprache Italiens baute sich, wie das zweite Rom, aus den schönen Marmorsteinen der alten Römersprache auf, bildete sich, ein wundervolles Phänomen der Culturverwandlung, weiter und weiter fort und trieb in Toscana ihre Blüte. Sicilien errang jedoch die bleibende Ehre, diese campanische Vulgärsprache zuerst cultivirt zu haben, denn unter den Normannenkönigen, noch mehr am Hofe Friedrichs wurde sie zuerst zur Sprache der Poesie erhoben, als höfische (aulica) ausgezeichnet und mit den Formen der Canzone und des Sonetts ausgestattet, so daß die ersten bekannten Dichter in italienischer Sprache Sicilianer und deutsche Fürsten Siciliens waren. Mit Recht kann also Vigo sagen: „Allora noi fummo l'Italia.“ Dieser Ruhm verleiht

dem sicilianischen Dialekt Anspruch auf Ehrwürdigkeit, und wenn man Vigo's Sammlung neben der toscanischen Tigri's liest, glaubt man die Stimme der Mutter neben der ihrer cultivirteren Tochter zu vernehmen. Und in der That klingt das heutige Sicilianisch sehr antiquirt. Eine weite Kluft der Cultur trennt es vom Toscanischen, während doch die ursprüngliche Sprache Ciullo's von Alcamo, Jacopo's von Lentini, Pier's delle Vigne und Friedrichs des Zweiten, ein durch die Poeten gereinigtes, aber nationales Sicilianisch des zwölften Jahrhunderts, dem heutigen Toscanischen noch nahe steht.

Die Fixirung des Italienischen als einer Schriftsprache datirt also erst aus dem zwölften Jahrhundert, in welchem jene Sänger Siciliens lebten. Vor Ciullo gibt es kaum überlieferte Documente weder sicilianischer noch italienischer Volkssprache, wenn man nicht das Fragment eines Liedes, anscheinend aus dem elften Jahrhundert, ausnimmt, welches sich im Archiv von Monte Casino befindet, und bereits in Federici's Geschichte der Herzöge und Consuln von Gaeta abgedruckt ist. Die lateinischen Diplome vor jener Epoche wimmeln jedoch von Vulgärausdrücken, die auf die Volkssprache schließen lassen. In römischen Urkunden habe ich keine so entschiedene Einmischung vulgärer Phrasen gefunden, als in den corsischen des zehnten Säculums, welche Muratori und Mittarelli mitteilen, und die zusammenhängendste italienische Phrase, die ich aus jener Epoche entdeckte, las ich in einer lateinischen Urkunde von Monte Casino aus dem zehnten Säculum, wo es wörtlich heißt: „Sao che chelle terre per chelle fini che contene trenta

anni le possete parte sancti Benedicti"; sie beweist, daß das Volk bereits das Italienische sprach, dessen Existenz sicherlich in hohe Jahrhunderte hinaufreicht.

Das heutige Sicilianisch unterscheidet sich wiederum je nach Städten, Bergen und Tälern in mannichfache und sehr viele dialektische Zweige. Aber außerdem bewahrt die Insel als ein sonderbares Phänomen eine Sprache, die, obwol italienisch, doch den Sicilianern selbst völlig fremd und unverständlich bleibt. Dies ist die Sprache der Lombardencolonien Siciliens. Es grenzt an das Wunderbare, daß noch heute Nachkommen jener erst so furchtbaren, dann so fromm gesitteten Langobarden des Alboin, des Rotharis, des Liutprand und Desiderius in Sicilien als Stämme gefunden werden, während sie in Lombardien und Benevent seit mindestens schon sieben Jahrhunderten in dem allgemeinen italienischen Elemente unerkenntlich aufgegangen sind. Das Reich der Langobarden war durch Karl den Großen vernichtet worden, aber das blühende Herzogtum Benevent hatte den Ruin überlebt und dauerte noch, obwol in Benevent, Salerno und Capua zersplittert, bis in das elfte Jahrhundert fort. Die Normannen machten auch diesem schönen Rest langobardischer Herrschaft ein Ende. Nachdem nun Robert und Roger Sicilien erobert hatten, siedelten sich langobardische Schaaren aus Benevent und Salerno, welche unter ihren Fahnen auf der Insel gefochten hatten, in Sicilien an. Mit ihnen vereinten sich andere, die aus der eigentlichen Lombardei herübergekommen waren, als der Graf Roger sich mit Adelheid von Montferrat vermälte, seinen Söhnen Jordan und Godfried aber deren

Schwestern zu Weibern gab. Diese Langobarden ließen sich nieder in Piazza, Nicosia, Aidone, San Fratello, Randazzo, Sperlinga, Capizzi und Maniace, welche Orte von ihnen Lombardenstädte genannt wurden. Roger setzte einen eigenen lombardischen Grafen über sie, den leiblichen Bruder seiner Gattin, Heinrich, Sohn des lombardischen Markgrafen Manfred. Ihre Hauptstadt wurde seitdem Piazza. Die alte germanische Mundart der Langobarden war freilich längst der italienischen Sprache gewichen. Die Urenkel redeten nicht mehr die kräftige Heldensprache des deutschen Alboin, aber ihr italienisch gewordener Dialekt hatte dennoch germanische Accente, Laute und Endungen behalten. In manchen sicilianischen Orten vermischten sich die Lombarden mit den Normannen, und wo die Zahl der letzteren überwog, bekam ihr Lombardisch, wie es noch heute deutlich ist, eine französische Färbung. Die Normannen sind auf Sicilien spurlos untergegangen, wie die Griechen und Araber, aber diese Lombarden-Colonien haben den Angriffen des sicilianischen Elements durch acht Jahrhunderte getrotzt — ein Beweis von der außerordentlichen Zähigkeit dieses Stamms, aber nicht minder von der Uncultur und Unwegsamkeit Siciliens. Einige lombardische Orte haben freilich schon aufgehört es zu sein, und Vigo, welcher die lombardische Bevölkerung auf 50000 Seelen berechnet, bemerkt, daß ihre Sprache heute nur in Piazza, San Fratello, Nicosia und Aidone am Leben sei, von denen Nicosia sich durch französisch-normannischen Accent, San Fratello aber durch das reinste Lombardisch auszeichnen soll.

Welcher Art nun diese Sprache sei, macht er durch eine Anekdote klar. Als im Jahre 1806 König Ferdinand III. durch Piazza kam, fragte er einen Bauer: „Was habt ihr in Piazza für mich zubereitet?" Der Lombarde antwortete: „Ppi V. M. a Cciazza gh'è 'nciangh cing di fi riau." Worte, sagt Vigo, unverständlicher als die Sprache des Teufels, und die mir völlig wie chinesisch klingen. Sie wollen auf italienisch sagen: per V. M. in Piazza v'é un piano pieno di fichi reali (für E. M. ist in Piazza ein Garten voll von Königsfeigen). In San Fratello, so bemerkt Vigo, pflegt man zu sagen parduoma a dumbard (lombardische Sprache), wenn sie sanfratellanisch reden wollen, und parduoma a datin, wenn sie lateinisch, d. h. sicilianisch reden wollen.

Eine Octave aus San Fratello lautet:

Ajudam tucc a sgugghier st' strecc,
Cunfess ú mie debu, e 'un m'ámmucc.
A miei figgh cuminzà a dumer ù mecc,
Ognun si van abbuscher ù sa stucc.
Volu camper li fommi, brutt' impecc',
E roi divaintu cum i babalucc,
E quand puoi fan i scaramecc,
'N spartuoma la fam 'n tucc 'n tucc.

Die italienische Uebersetzung davon:

Ajutatemi a sciogliere questa matassa,
Confesso il mio debole, e non mi occulto,
A miei figli cominciò ad ardere il mecco,
Ognuno si vuol buscare il suo astuccio:

Voglion campar le femine, brutto impiccio,
Ed essi addiventano come le lumache,
E quando poi faranno i picciolini,
Ci spartiremo la fame in tutti in tutti.

Außer diesen Lombarden-Colonien sind eine nicht minder merkwürdige Erscheinung Siciliens die dortigen Colonien der Albanesen, welche seit vierhundert Jahren ihre Sprache und ihren griechischen Cultus beibehalten haben. Nach dem Fall von Epirus unter die Türken wanderten viele Landsleute des berühmten Georg Castriota Skanderbeg nach Italien aus; einige ließen sich in Calabrien nieder, andere wurden von Ferdinand dem Katholischen in Sicilien aufgenommen. Sie kamen dorthin im Jahre 1482 unter der Führung ihres Capitäns Georg Mirsgi, und siedelten sich in Palazzo Adriano an. Ihnen folgten andere Colonisten in der Nähe von Palermo, wo sie die Lehen des Erzbistums Monreale Merco und Aidingli besetzten, welche nun nach ihnen Piano dei Greci heißen. Heute dauern diese Albanesen-Colonien, 10000 Seelen an Zahl, noch fort in Mezzojuso, Contessa, Piana und Palazzo Adriano. Außer ihrer Nationalsprache, der albanesischen, reden diese Fremdlinge auch griechisch, und nachdem seit dem Ende der byzantinischen Herrschaft die einst in Sicilien heimische Sprache des Aeschylus, Pindar und Platon in so langen Jahrhunderten völlig erloschen war, wurde sie zum dritten mal, und zwar von diesen Heimatlosen auf die Insel gebracht. Ihre kleinen Colonien erinnern jetzt, neben den Ruinen alter Tempel, an die blühende Epoche, als die Hellenen ihre Prachtstädte Syrakus, Agrigent,

Selinus, Himera und so viele andere in Sicilien gründeten. Indem so jene Albanesen die Gegenwart wieder an eine ruhmvolle Vergangenheit knüpfen, sind sie der gastlichen Pflege Siciliens wol wert. Ihr Ritus ist byzantinisch, er greift also in die freilich nicht glänzende Periode zurück, wo die byzantinischen Kaiser die Insel beherrschten und mißhandelten, bis die Saracenen sie ihnen entrissen, und zwei Jahrhunderte später die normannische Invasion die sicilianische Kirche lateinisirte. Der griechische Bischof der Albanesen residirt in Palermo, und neben dem Bistum besteht dort ein griechisches Seminar oder Collegium, woraus bereits einige namhafte Hellenisten, wie Crispi, hervorgegangen sind. Auf dieses eine Institut haben sich demnach die alten Philosophen- und Sophistenschulen des Vaterlandes von Gorgias und Empedokles beschränkt. Die griechische Sprache ist unter den Albanesen freilich nur die Sprache des Cultus und der Wissenschaft; ihr eigenes Idiom aber ist von dem Griechischen weit verschieden. Sie sprechen es unter einander, sie dichten darin ihre Klephtenlieder und Liebesgesänge und ihre Apostrophen an die alte Heimat, woraus sie verbannt worden sind. Vigo berichtet, daß noch bis vor wenigen Jahren es bei ihnen Sitte war, jedesmal am 24. Juni, vielleicht dem Tag ihrer Abfahrt aus Albanien, gemeindeweise auf den Berg der Rosen zu steigen und beim Aufgang der Sonne, gegen Osten gewendet, einen sehnsüchtigen Klagegesang zu erheben, dessen Refrain lautet:

O schönes Morea,
Seit ich geschieden, sah ich dich nimmer.

Dort lebt mein Vater,
Dort lebt meine Mutter,
Dort ließ ich im Grab meine Brüder.
O schönes Morea,
Seit ich geschieden, sah ich dich nimmer.

Diese Verse lauten im Original:

O' ebúcura Morée
Cù cuur të glieë néngh të peë.
Ati cám ù zootintát,
Ati cám ù mëmën t' i me,
Ati cám ú t' im vëlua.
O' ebúcura Morée,
Cù cuur të glieë néngh të peë.

Der Leser, der noch keine albanesischen Laute gehört hat, mag aus dieser Probe urteilen, daß sie fremdartig genug klingen und von jeder ihm bekannten Sprache abweichen. Das Albanesische steht in der That unter den lebenden Idiomen fast so rätselhaft da, wie es für uns heute unter den todten das Etruskische ist. Der sprachgelehrte Bischof Crispi sagt in seiner Einleitung zu der kleinen Sammlung sicilisch-albanesischer Volkslieder, die er in die Ausgabe Vigo's eingefügt hat: „Die albanesische Sprache zählt ein so hohes Alter, daß man sie zu den Ursprachen rechnen kann, denen sie durch Mechanismus und Laute nahe kommt. Denn sie ähnelt darin dem Chaldäischen und Hebräischen, sie ist innig verbunden mit dem Phrygischen, Pelasgischen, dem alten Macedonisch und dem primitiven Aeolisch. Ihr größter Ruhm ist jedoch der, einer der ursprünglichen

Stämme zu sein, auf denen die göttliche Sprache der Hellenen wuchs. Obwol nun aber das Albanesische so alt ist, und obwol es als ein außerordentliches Phänomen betrachtet werden kann, daß diese Sprache sich im Munde des Volks, welches sie spricht, immer lebend erhielt, so hat sie doch nur sehr wenig Schriftsteller der Art gehabt, welche sie zu einer Schriftsprache hätten erheben können.“ Wenn nun dem so ist, daß die Sprache der Albanesen die Ursprache von Hellas sei, und wenn im Dialekt der Sicilianer noch die alte Ursprache der Siculer oder Italer erkannt werden darf, so würden also in Sicilien durch ein seltsames Zusammentreffen die verwandten Urstämme des Griechischen und Lateinischen neben einander gefunden werden. Das ursprüngliche Alphabet der Albanesen war phönizischer Art; jetzt bedienen sie sich, und schon seit lange, der griechischen Charaktere, aber in der Propaganda von Rom und in Sicilien schreiben sie mit lateinischen Buchstaben. Mit solchen hat auch Crispi die von ihm beigetragenen siebzehn Canzonen und die zwei geistlichen Gesänge in Vigo's Sammlung aufgezeichnet, indem er ihnen eine italienische Uebersetzung zur Seite gab. Ich finde sie nicht durch große Schönheit ausgezeichnet; sie stehen den sonst bekannten Volksgesängen aus Epirus und Griechenland weit nach; sie ähneln ihnen oder den serbischen Liedern in Ton und balladenhafter Weise, erhalten aber hie und da eine eigene Färbung durch sicilianisches oder neapolitanisches Local. Ich will nur Einen Gesang wiedergeben.

Das Bankett.

Bankett, du reizend Bankett,
Prächtiges Bankett und heitres,
Sag' mir nun, sag' die Wahrheit.
Wer hat geordnet dieses Bankett?
Die Mutter des Bräutigams.
Bankett, du reizend Bankett,
Wo nahm der Bräutigam her die schöne Farbe?
Von dem roten Granatenapfel.
Bankett, du reizend Bankett,
Wo nahm doch her die Aehnlichkeit
Der schwellende Busen der Braut?
Vom süßen Apfel.

Dies genügt die Nationalweise zu erkennen; sie erinnert durchaus an die der Serben; in Sicilien steht sie völlig fremd und vom Landescharakter gründlich verschieden da, während die Volkslieder der Lombarden Siciliens sich von den sicilianischen nur durch die Sprache unterscheiden; denn auch ihre Form, wenigstens so viele ihrer Vigo aufgenommen hat, ist die sicilianische Octave.

Ich wende mich nun zu dem sicilianischen Volksgesange selber. In der Einleitung zu meiner Uebersetzung vieler Poesien Giovanni Meli's habe ich eine Uebersicht der poetischen Nationalliteratur der Insel von Ciullo's Zeit bis auf Meli gegeben, aber auf die Volkspoesie nicht Rücksicht genommen. Denn die namhaften Dichter Siciliens, wie Don Antonio Viniziano, der Marchese Rao e Requesenz, Vitale da Gangi, Giovanni Meli, Domenico Tempio, Ignazio Scimonelli, sind Kunstpoeten, obwol sie in derselben Sprache ge-

schrieben haben, in welcher das namenlose Volk seine schönen Lieder dichtet. Nur der gefeierte Pietro Fullone von Palermo, aus dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, dessen zahllose Gedichte über die Insel verbreitet sind, ist als der wahre Volkspoet und das Haupt der poesia rustica Siciliens zu betrachten. Er gehörte dem Volk selber an, weil er ein armer Steinschneider und Arbeiter auf den königlichen Galeeren war. In seiner fast beispiellosen Begabung für die Improvisation und die Dichtung jeder Art von Liedern, mochten sie weltlich und geistlich, erotisch, episch und satirisch sein, hat sich das poetische Naturell des sicilianischen Volks einen persönlichen Ausdruck gegeben, und diese Naturkraft wiederholte sich seit Fullone (er starb am 22. März 1670) nicht mehr auf gleiche Weise in einer Person. Indeß finden sich immer unter dem Volk einzelne namhafte Poeten, die ihre Gelegenheitsgedichte als fliegende Blätter drucken lassen. Vigo, der dieser Klasse von Dichtern eine rühmliche Liebe und Aufmerksamkeit zugewendet hat, zeichnet von heute lebenden Volksdichtern besonders aus: Alaimo, Adelfio und la Sala von Palermo. Von ihnen ist der erste ein Feldarbeiter, was man in Italien Zappatore nennt, d. h. ein Tagelöhner, der die Erde hackt; er ist durch eine satirische Ader ausgezeichnet. Vigo nennt ihn den Salvator Rosa der poesia rustica, Stefano la Sala aber rühmt er als deren Ariost. Dieser Poet lebt als armer Nagelschmied in Palermo. Vigo lernte ihn kennen und machte ihn im Jahre 1846 bekannt, indem er seine Poesien drucken und das Porträt des Dichters mit der Umgebung seiner Hand-

werkstätte lithographiren ließ. Das Volk bestellt bei ihm Lieder, aber keine Arbeit, so daß es mit Sala's Schmiedekunst nicht fortgehen will.

Sehr merkwürdig ist, was Vigo über die Dichterakademie der blinden Bettler in Palermo mitteilt; es genügt, den außerordentlichen Sinn der Sicilianer für die Poesie zu bezeichnen. In ganz Sicilien, so berichtet er, treiben die Blinden die Kunst der Musik und des Gesanges; die unzählige Menge von Tabernakeln und Kapellen, worin Heiligenbilder verehrt werden, die Novenen der Schutzpatrone, das Weihnachtsfest, die Tage des heiligen Joseph, der Maria und Rosalia, die heilige Woche, der Märzen-Freitag, die Marien-Mittwoche, außerdem Hochzeiten, Ständchen, Carneval, alle diese Gelegenheiten geben den Blinden vollauf zu thun. Man findet sie also in beständiger Thätigkeit. Von einem Ende Palermo's zum andern sieht man sie an der Hand eines Knaben gehen, um zur Violine oder Guitarre ihre Lieder zu singen, Lobgesänge auf die Heiligen, Canzonen von Liebe, Eifersucht, Verschmähen, oder Banditengeschichten von Testalonga, Fradiavolo, Tabbuso, Zuzza. Sie sind so sehr beschäftigt, daß man sie nur auf ausdrückliche Bestellung haben kann. In Palermo bilden sie eine förmliche Akademie mit eigenen Statuten.

Die merkwürdige Geschichte dieser Schule blinder Troubadours ist folgende. Im Jahre 1661 vereinigten sich die Blinden jener Stadt und erhielten die Erlaubniß, sich als Congregation zu ordnen, wozu ihnen einige mitleidige Bürger eine jährliche Rente von 42 Unzen, etwa 70 Thalern, schenkten, um die Kosten des

Vereins zu bestreiten. Im Jahre 1690 bewilligte ihnen der Jesuitengeneral Tirso Gonzales als Ort der Zusammenkunft die Vorhalle des Profeßhauses, wo sie sich noch heute versammeln. Als später der Orden vertrieben wurde, fuhren die Blinden fort, dieses Local zu benutzen. Die Jesuiten kehrten zurück, der König schenkte ihnen den dritten Teil der Einkünfte aller Congregationen, die im Profeßhaus zusammen kamen. Die armen Blinden beklagten sich seitdem und beklagen sich noch, daß der Orden Jesu ihnen die ganze Rente eingezogen habe, und sie strengten einen Proceß gegen ihn an, den sie von Zeit zu Zeit erneuern, um nicht des Rechts der Reclamation verlustig zu gehen. Auf ihre unablässigen Forderungen gab ihnen endlich Ferdinand III. im Jahre 1815 eine jährliche Rente von 14 Unzen, die er auf die vacanten Bischofstische ausschrieb. Seither processiren die Blinden mit dem Orden Jesu, und diese armen, lichtlosen Sänger im Bettelkleide kämpfen gegen ihn hartnäckiger als die Illuminaten. Jene wollen sie aus dem Profeßhaus verjagen, die Blinden wollen nicht weichen, denn sie bestehen auf ihren verbrieften Rechten, die sie weder lesen noch überhaupt mit Augen sehen können. Während der Duca di Laurenzana Sicilien regierte, erlangten sie sogar einen Ministerialbefehl der Statthalterschaft, welcher ausdrücklich verbot, sie aus dem Profeßhause zu treiben. Die Blinden verschlossen dieses gerechte und rühmliche Decret der Regierung in ihren Diplomkasten mit drei Schlössern, wo sie alle auf ihre Zunft bezüglichen Urkunden verwahren. Vigo erzählt, daß sie dieselben mit so mißtrauischer Eifersucht hüten,

daß sie selbst ihm, einem ihrer Wolthäter, die Einsicht in jene Papiere nicht gestatteten, wahrscheinlich argwöhnend, er könne ein Emissär der Jesuiten sein. Demnach haben die Blinden über den Orden Jesu gesiegt, denn es ist ihm nicht gelungen, sie zum Weichen zu bringen — ein seltsamer, ja ein rührender Triumf des erblindeten und bettelhaften Orpheus über den furchtbaren General Ignatius Loyola.

Die Congregation besteht aus dreißig Mitgliedern, alle Musiker und Sänger. Einige sind Finder von neuen Reimen (Trovatori), andere Rhapsoden, welche jene singen und verbreiten. Sie verpflichten sich, nicht in Freudenhäusern zu singen, noch auf den Straßen profane Poesien vorzutragen, jeden Tag den Rosenkranz zu recitiren, jedes Jahr am 2. November zehn Gran für die Todtenfeier der verstorbenen Blinden zu zahlen, und einen Tari für das Fest der Immacolata am 8. December. Sie haben einen Capellan, der ihnen täglich die Messe liest, einen Jesuitenpater, bei dem sie jeden ersten Donnerstag im Monat beichten und dessen Censur sie ihre Poesien vorlegen müssen. Außerdem regieren sie sich durch ihre Beamten, einen Superior, zwei Conjuncten, sechs Consultoren. Stolz auf ihre Gesellschaft, rühmen sie sich Genossen der Congregation der heil. Maria Maddalena in Rom zu sein, und ihr geheimnißvoller Kasten verschließt den gnadenreichen Erlaß des Erzbischofs Mormile, der jedem, welcher einen Blinden eine geistliche Poesie recitiren läßt, eine Indulgenz von vierzig Tagen gewährt. Jeder Zunftgenosse war ehedem gehalten, der Congregation am 8. December eine neue

Poesie zum Lobe der Madonna vorzutragen, aber dieser Gebrauch ist schon erloschen. Wenn nun die Zusammenkunft stattfindet, so ist es rührend, diese Armen wie eben so viel blinde Homere im Kreis umher sitzen zu sehen, in sonderbaren Haltungen, voll glühenden Eifers, einer dem andern den allgemeinen Beifall streitig zu machen und einer nach dem andern seine neue Poesie und Musik vorzutragen, während die Kinder, ihre Führer, auf eine Weile von der Mühe ihres Dienstes befreit, alle zusammen auf der Erde kauern und sich kindlichem Spiel überlassen.

Dies ist die Schilderung Vigo's von der Akademie der Blinden zu Palermo, ein kostbares Gemälde aus dem Leben des armen Volks, wofür wir ihm wahrhaft dankbar sind. Jeder seiner Leser wird es gern den langweiligen und anspruchsvollen Akademien oder Reimgesellschaften in den Städten Italiens gegenüber stellen, wo Herren und Damen ihre überkünstelten Sonette noch immer, wie zu Marini's Zeit, hören lassen. Und kaum wird irgendwo ein Dichter- und Sängerbund gefunden werden, dem es wie jenem in Palermo so heiliger Ernst um die Sache wäre. Ich kenne keine der Reimereien der armen Sänger, denn Vigo hat keine mitgeteilt, aber wie sie auch sein mögen, wie schrille Töne auch ihr Fiedelbogen hervorstreichen mag, so glaube ich doch, daß die Musen mit stillem Lächeln ihnen gern zuhören und daß sie diesen blinden Meistern, deren einzige himmlische Tröster und Ernährer sie sind, bisweilen auch gern einen guten Reim und Einfall schenken.

Während meines Aufenthalts in Sicilien hatte ich

oft Gelegenheit Improvisatoren oder jene Rhapsoden zu hören, welche in den Straßen in einem Kreise von Zuhörern Märchen und Rittergeschichten erzählen und Romanzen vortragen. Meistens sind auch sie sonderbare Leute, blind oder buckelig, und ich erinnere mich namentlich an einen solchen Volkserzähler in Catania, der mit einem Zepterstab in der Hand gesticulirte und sobald er einen ritterlichen Kampf schilderte, in den Lüften herumhieb; er sah so aus wie der sogenannte Aesop in der Villa Albani zu Rom. Wenn man den Ernst und die Begierde sieht, mit welcher das Volk solchen Improvisatoren zuhört, so darf man sich nicht mehr wundern, daß die Insel von zahllosen Volksliedern wie von Grillengesang wiederklingt. Auf ganz Sicilien ist der Stein der Poesie (la pietra della poesia) berühmt. Er steht in Mineo, und Vigo sagt: „Es ist Volksglauben, daß man, um Poet zu werden, nach Mineo gehen und den Stein der Poesie küssen muß.“ Wenn einige meiner Landsleute, die nach Sicilien reisen, dazu Lust haben, so mögen sie sich adressiren lassen nach Mineo, Contrada Camuti, Villa di Paolo Maura, denn dort steht der Stein der Poesie. Indeß wer nicht zu diesem Kuß das rechte Herz mitbringt, kommt von Mineo gerade so klug zurück, als wäre er in Abdera gewesen. Es ist merkwürdig, daß auch die Irländer einen ähnlichen Zauber haben, denn sie sagen dasselbe von dem Blarney-Stein im Turm Blarney; wer ihn küßt, wird beredt.

Kein Volk, es sei denn das stammverwandte neapolitanische, besitzt eine gleich große Begabung für die Improvisation, als die Sicilianer. Wenn sie beim Wein

sitzen, sprudelt ihre Lust leicht in Reimen über; von diesem Talent hat Giovanni Meli eine Probe in seinem Dithyrambus gegeben, den ich unter dem Titel „Der sicilianische Weinschwelg" übersetzt habe. Bei ihren Festen, zumal bei den Jahresmessen in den einzelnen Orten, fehlen nie die Volkspoeten. „Jeder singt für sich", sagt Vigo, „wie die alten Troubadours, und jedem folgt eine Menge Volks, welches ihm applaudirt und ihn bezahlt, bis der Wetteifer sowol der Sänger als der Zuhörer die Tenzone oder den Sängerkrieg entzündet. Die Poeten kommen unter einem schattigen Baum oder in einer Schenke zusammen. Ehe ihr Wettgesang beginnt, durchsucht man sie, um ihnen die Waffen abzunehmen. Die Prosa ist untersagt; sie begrüßen sich in Versen und fordern einander heraus, dann legen sie sich Aufgaben zur Improvisation vor. Der Besiegte wird ausgepfiffen und verjagt, während der Sieger fröhlich weiter singt und auf seiner Guitarre oder dem Psalter klimpert. Aber das gewöhnliche Ende dieser Tenzonen ist, daß der Besiegte wie ein Dämon sich auf den Sieger stürzt, und in der Regel gelingt es erst den herbeieilenden Priestern, die Kämpfenden zu versöhnen." Vigo erzählt als Augenzeuge von einer friedlichen Tenzone, die am Johannisfest zu Palermo stattfand. „Es waren dort", so sagt er, „fünf- bis sechstausend Zuschauer versammelt; um die Mittagsstunde wurde der Heilige aus der Kirche getragen und auf dem Platz auf die Tragbahre gestellt. Hierauf bestiegen dieselbe Bahre fünf Poeten, Antonio Russo, ein Knabe, geführt von seinem Vater, einem Eisenschmied, Giovanni

Pagano, ein Ackermann, der Schuster Andrea Pappalardo und der Bauer Salvatore da Misterbianco. Einer nach dem andern sang das Lob und die Wunder des heiligen Johann und hierauf begann der Wettstreit. Alle bedienten sich zur Improvisation der sicilianischen Octave; nur Pappalardo sang in der Sestine mit zwei Plattreimen am Ende. Alle waren außerordentlich gewandt und kampffertig, am meisten der Eisenschmied. Sie alle wurden belohnt und bekränzt. Niemand weiß", so bemerkt Vigo, „von wann sich diese Tenzonen herschreiben, nur daß sie uralt sind; sie verdienen die größte Aufmunterung, weil sie nicht allein Nutzen bringen, sondern noch an die edlen Gebräuche der hellenischen Zeit erinnern."

Die außerordentliche Begabung der Italiener und Sicilianer für die Improvisation wird durch die traditionellen Formen unterstützt, worin sie ihre Poesien aussprechen. Bei Völkern, welche solche allgemeine und allbekannte Rhythmen nicht haben, ist der improvisirte Gesang weit schwieriger, weil er die That des persönlichen Talents ist. Das italienische Volk besitzt von Alters her seine beständigen Sangesformen, die ihm zur geläufigsten Gewohnheit geworden sind. Fast durchweg in Toscana, in Latium, in Neapel, nun vollends in Sicilien wird die Octave mit dem Hendekasyllabus gebraucht, und mit sehr wenigen Ausnahmen gibt die ganze große Sammlung Vigo's nur Octaven, worin die verschiedenartigste poetische Stimmung ausgesprochen und jeder beliebige Gegenstand

behandelt wird. Dieses Maß und diese alte Form sind von solcher Art, daß der Reim sich viermal, also durchgehend kreuzt; die so gestaltete Octave ist eine nationale Erfindung Siciliens, während die toscanische sowol der Volks- als der Kunstpoeten, wie sie Tasso und Ariost angewendet haben, sich dadurch von ihr unterscheidet, daß der Reim sich nur dreimal kreuzt, die Octave also mit zwei Plattreimen schließt. Die sicilianische Octave liebt die Assonanz, so daß oft auch die vier abweichenden Reime, nur durch leise Vocalveränderungen modificirt, den vier leitenden Reimen nahe kommen. Man liebt Reime wie usi-osi, etu-atu, uppa-appa durchzuführen. Dies gibt einen großen musikalischen Zauber, wofür als Muster Vigo folgende Octave aufstellt:

Susiti, amanti mia, susiti susi,
'Ntra ssu lettu d'amuri 'un arriposi;
Vinni a spizzari ssi sonnura duci,
Di ssi biddizzi 'nciammari mi vosi,
Grapitimi ssi porti si su chiusi,
Quantu sentu l'oduri di li rosi.
Idda ccu li so modi graziusi
Grapiu, mi contintau, mi detti cosi.

Man sieht, wie leicht mit dieser unvergleichlichen Sprache sich dichten läßt. Die Octave, und nur eine einzige, genügt übrigens dem Sänger. Sie enthält das ganze Lied oder Gedicht, sei es Liebeslied, Sinnspruch, Klage, Ständchen und dergleichen mehr. Ihr Name ist wie im Toscanischen canzuna und bisweilen,

wie eben auch dort, strambotto, oder stornetto, wie man auf dem Aetna sagt. Der Ausdruck strambotto, nach Tigri aus strano motto entstanden, ist sehr alt. Wenigstens gehört er mit Bestimmtheit schon der Dichtung des fünfzehnten Jahrhunderts an. Der Strambotto oder die Octave ist mit Recht eine Erfindung der Sicilianer genannt worden, und nur in der Stellung der Reime haben die Toscaner später die bemerkte Aenderung getroffen. Die Nationalität dieser Octave lehrt auch die Sammlung Vigo's. Vergleicht man ihre Liederformen mit denen, welche die toscanische Sammlung Tigri's enthält, so ergibt sich, daß die Toscaner von jener Form der alten sicilianischen Trovatori abgewichen sind. Während sie in Sicilien mit aller Energie festgehalten ist, hat sie sich in Toscana nicht allein so verwandelt, wie ich oben schon angegeben habe, nämlich in die Sestine mit angehängten Plattreimen, sondern nicht einmal die Reime der Sestine werden dort regelrecht durchgeführt. Der Toscaner hilft sich mit Assonanz und selbst mit dem Plattreim schon am Schluß der eigentlichen Sestine, so daß seine populäre Octave sehr oft mit einem Doppelpaar von Plattreimen schließt. Außerdem sind bei ihm die zehn-, elf- und zwölfzeiligen Strophen häufig in Gebrauch, wie es die zehnzeiligen im Römischen sind, von denen Visconti und Giovanni Torlonia kleine Sammlungen herausgegeben haben. Die Toscaner nennen im Allgemeinen ihre Lieder rispetti, nicht strambotti, womit sie eben Liebeslieder („Grüße der Hochachtung", des rispetto) bezeichnen.

Wie in Toscana, findet sich auch in Sicilien die Gattung der fiori, oder Blumenritornelle, welche die Toscaner durchweg stornelli nennen. Die Sammlung Tigri's gibt davon eine große Anzahl und darunter so schöne, geistreiche und poetische, daß man dieselben echte, in keiner andern Sprache nachzuahmende Edelsteine nennen kann. Diese reizende Art der Volksdichtung ist über Italien, wie die Blumen selber, verbreitet, aber sie scheint in dem graziösen Toscana, dem Garten Italiens, ihre eigentliche Heimat zu haben und in Sicilien nicht so gut zu gedeihen. Denn nur aus diesem Grunde erkläre ich mir die auffallend geringe Anzahl von höchstens fünfzehn fiori, welche Vigo aufgenommen hat, und von diesen erreicht nicht eine Blume den Duft und die Anmut der toscanischen stornelli.

Als Vigo seine patriotische Sammlung anlegte und durch ein Circular ganz Sicilien zu Beisteuern aufforderte, bezeichnete er als Gegenstände derselben folgende:

1. Lieder von Liebe, Haß, Verschmähung, Eifersucht, Verlassen, Entfernung, Hochzeit u. s. w. 2. Wiegenlieder (ninne-nanne). 3. Rätsel (Indovinelli). 4. Fiori. 5. Todtenlieder (canti funebri). 6. Heilige Gesänge. 7. Lieder von Banditen, Vendetta, Hexen, Krieg. 8. Lombardische und albanesische Volkslieder.

Seine Sammlung ist ziemlich vollständig geworden, namentlich in der ersten Nummer. Da, wie Herr Vigo mir mitteilt, bald eine vermehrte Ausgabe erscheinen wird, bringt sie wol mehr fiori, ferner Banditen- und

Vendettalieder und Todtenklagen, an denen Sicilien gewiß reich ist, und die eine interessante Vergleichung mit den schönen Todtenklagen und Rachegesängen der Corsen darbieten können. Auffallend war es mir, daß in der ganzen Sammlung Tigri's kein einziges Volkslied geschichtlichen Inhalts zu finden, und daß diese Gattung auch von Vigo kaum berücksichtigt worden ist. Der Volksgesang Italiens besteht wesentlich in der amoroseu Canzone. Wenn die ewige Klarheit des Himmels und die Schärfe des Verstandes in Italien die poetische Gattung von Märchen, Geistersagen und Balladen dieser Art unmöglich macht, so läßt auch die Menge, die Größe und die Bestimmtheit der historischen Thatsachen in diesem Vaterlande der Geschichte die historische Volkssage nicht aufkommen. Das Volk aber besingt geschichtliche Ereignisse gewöhnlich erst dann, wenn sie durch das poetische Medium der Sage hindurchgegangen sind. Ich habe in den Gebirgen Italiens zahllose zerstörte Burgen besucht, aber keine einzige von einer Volkssage im eigentlichen Sinne des Worts, wie bei uns oder in England, bewohnt gefunden. Dagegen gibt es kaum einen Ort in Italien, der nicht seine historischen Annalen von grauen Uranfängen herzuleiten wüßte, und wenige, die nicht ihre eigene gedruckte Specialgeschichte aufzuweisen hätten, voll von historischen und archäologischen Erläuterungen, von welchen, und namentlich den letzteren, die Musen schnell, wie die Bienen aus ihrem Honigstock durch Rauch, vertrieben werden.

Vigo hat sehr wol gethan, jedes der Lieder mit dem Namen des Orts zu bezeichnen, dem es angehört. Einige ausgezeichnete Städte sind, nicht durch seine Schuld, leer ausgegangen. Ich habe nur ein einziges Lied aus Syrakus gefunden, keins aus Agrigent, keins aus Taormina, Cefalù und Monreale. Am zahlreichsten ist Vigo's eigener Wohnort vertreten, Aci Reale, eins der reizendsten Städtchen in der Welt, in einem Paradies zu Füßen des Aetna gelegen, an des mythischen Akis heiliger Quelle, und gegenüber den Inseln des Polyphem, der dort um Galathea schmachtete. Wenn man diesen mit immerblühenden Rosen, mit Orangen und Reben bedeckten Ort kennt, wird man sich nicht wundern, daß unter seinem Volk so süß singende und melodische Musen wohnen. Nächst Aci sind viele und schöne Beiträge aus Messina, Catania, vom Aetna selbst, aus Palermo, Mineo und Raffadali, aus Lentini, Termini, Modica, Bronte, Itala, Piazza, Siciliana, Aderno und vielen andern Städten, in denen einst die Muse von Hellas gehört ward. Wenn heute die großen sicilianischen Poeten, Stesichorus und Theokrit, wenn selbst Pindar und Simonides die Lieder hörten, welche nach mehr als 2000 Jahren noch auf den Ruinen der erlauchten Griechenstädte von einem andern Geschlecht gesungen werden, sie würden ihnen ihren Beifall nicht versagen. Die alten Weisen der Ode sind untergegangen, nur der bukolische Gesang ist durch Meli schön erneuert worden. Die künstliche Strophe hat sich in die gereimte Octave verwandelt; die Muse selbst trägt ein anderes

Gesicht, aber auch dieses ist schön, ausdrucksvoll und voll Geist und Gefühl. Denn die Muse ist unsterblich, wie die Natur und das Menschenherz, welches unter ihren Eindrücken seine Lust und sein Leid besingt.

Vergleicht man die zahlreiche Klasse der Liebeslieder bei Vigo mit den rispetti bei Tigri, so wird man durch ihre Aehnlichkeit überrascht. Die Uebereinstimmung in diesen Volksweisen ist ein glänzender Beweis von der Einheit der italienischen Nation. Die einzige Conföderation, welche ihre Stämme behauptet haben, ist die der Poesie. Eine blutige Geschichte hat ihre Provinzen zerrissen, die Politik des Auslands wie der eigenen Staaten hat diese Trennung beständig erhalten, ja vermehrt; der Municipalismus hält noch heute selbst die Städte eines und desselben politischen Ganzen auseinander; der Mangel an Industrie, Handel und Straßen scheidet nahe Gebiete weit von einander ab, und wie dem materiellen, so fehlen auch dem geistigen Leben Italiens die verbindenden und allgemeinen Culturstraßen des Verkehrs. Und dennoch zeigt sich im Volksliede der Italiener ein völlig individuelles, ein gleichartig nationales Gepräge, welches mit Entschiedenheit die Einheit der Nation ausspricht und vor der Welt behauptet. Das Volkslied ist die Schatzkammer der Nationalität, worin diese ihre Kleinodien verwahrt, die unveräußerlich sind. Denn Gesetze, Rechte, Freiheiten, politische und bürgerliche Institutionen lassen sich durch geschichtliche Processe vertilgen, aber die Sprache, worin das Volk

redet und singt, ist ein nur mit ihm selbst zerstörbares Element. In diesem Sinne der Nationalität sind daher beide Sammlungen Toscana's und Siciliens bedeutende historische Documente von der innern Einheit des italienischen Volks und alles dessen, was die Lateiner und ihre Nachkommen mit dem Begriff indoles bezeichnen.

Man lese diese Lieder und erkenne, welcher feinen, liebenswürdigen und keuschen Cultur des Herzens dieses Volk fähig ist, das unter so elenden politischen und bürgerlichen Zuständen, und fast ohne Unterricht, fast immer an seine Scholle gefesselt, aufwachsen muß. Es wiederholt sich bis zum Ekel, daß Touristen aus allen Ländern, nachdem sie flüchtig auf den breiten Heerstraßen ein paar Monate, selbst nur Wochen lang aus dem Reisewagen Italien gesehen haben, sich herausnehmen über die Zustände des Volks dicke Bücher zu schreiben, worin sie althergebrachte Phrasen wiederholen, um sich vielleicht nur an den Wirtshausprellereien zu rächen. Und doch kennen sie von dem Lande gerade so viel, als Einer Rom kennt, der es Nachts beim Schein von einem Schwefelhölzchen gesehen hat. Um das Volk kennen zu lernen, muß man mit ihm leben und mit ihm zu reden wissen, und man muß es in seinen Bergen und Tälern, bei seiner unausgesetzten Arbeit, wie bei seinen mäßigen Festen aufsuchen. Jene Volkspoesie aber, sie ist die Campagna und das Gebirg in der Literatur, welches die verfälschende Civilisation noch nicht berührt hat.

Dieselbe Art des Empfindens, des Anschauens von Dingen und Menschen, dieselbe poetische Vorstellungsweise, die gleiche Symbolik, der gleiche Cultus des Gefühls, namentlich in Bezug auf die ritterliche Galanterie den Frauen gegenüber, durchdringt alle diese Lieder, und dieselbe Ausdrucksweise des poetischen Gedankens findet sich in Toscana und Latium, in Corsica, Sardinien und Sicilien wieder. Dieser poetische Cultus tritt überall mit derselben Einheit auf, wie der Cultus der Religion, und wie das Volksgemüt darin dieselbe Beschaffenheit zeigt, ist auch die äußere Form des Liedes von derselben Art, wenn auch hie und da durch Besonderheit modificirt. Die Stanzen Toscana's haben zum Beispiel, außer der schon bemerkten Abweichung, die Eigentümlichkeit, den Hauptgedanken oder das Motiv refrainartig in sich selber zu wiederholen, was ihnen ein schönes populäres Gepräge gibt. Das ritornare scheint den Toscanern wesentlich zu sein. Im Ganzen aber hat das italienische Volkslied einen gemeinsamen Stil der Architectur, und in dieser traditionellen Gleichförmigkeit beruht zugleich mehr als die blos technische Stärke, welche diese Volkslieder auszeichnet.

Ihre reichere Form übertrifft die trochäische Volksweise der Spanier, und die im Ganzen monotone Art der serbischen und griechischen Lieder. Sie ist die volle Form der epischen Stanze und die unmittelbare Grundlage der italienischen Kunstpoesie, welche in ihrer höchsten Blüte nur als die Vollendung der populären Stanze erscheint — eine Thatsache, die von großer Bedeutung ist. Denn sie zeigt, daß die Kunstpoesie und die Volks-

poesie Italiens durch keine Kluft von einander getrennt werden. Wenn in unserm Vaterland die Poesien Schillers und Goethe's, als Producte der vollendeten literarischen Cultur, von jenen Schichten des Volks weit entfernt sind, in denen die Lieder aus des Knaben Wunderhorn entstanden, so werden in Italien die vollkommenen Meisterwerke des Tasso und Ariost keineswegs von den Regionen getrennt, in denen die Volkslieder aus Vigo's und Tigri's Sammlung ihre Heimat haben. Ich finde in manchen volkstümlichen Octaven wörtliche Wendungen aus den großen Kunstpoeten aufgenommen. Entweder sind sie dann ursprüngliches Eigentum des Volks, oder der Liederdichter entlehnte sie doch als etwas populär Gewordenes jenen Dichtern. So heißt es in einem Lied aus Raffadali:

> Vinissi chiddu patri chi ti fici,
> Fari non nni pò chiù, persi la stampa.

Ariost sagt:

> Natura il fece, e poi roppe la stampa.

Ein anderes Lied beginnt mit dem bekannten Vers Dante's:

> Donni ch'aviti 'ntelletu d'amuri.

Ich darf nicht bemerken, daß das Volkslied die künstlichen Strophen des Petrarca und die Sonettenform durchaus verschmäht. Uebrigens gibt es noch eine andere innerlichere Vermittlung zwischen ihm und der

Kunstpoesie in diesem Lande. Sie fließt aus dem Volks=naturell selber. Denn auch der Volksgesang der Italiener hat etwas von Kunstpoesie an sich, weil das Wesen des Volks künstlerisch ist. Der durch alle Klassen sich erstreckende Sinn für die Formschönheit, der feine Takt für das Schickliche, die natürliche Grazie in Bewegung, Kleidungsweise, Benehmen, worin die Italiener (und das müssen ihnen selbst ihre ärgsten Feinde zugestehen) alle Völker weit übertreffen, finden ihr entsprechendes Abbild auch im Volksliede. Es zeigt eine Kunst der Dichtung, die zur Natur geworden ist, oder eine Natur, die ohne Mühe zur Kunst wird. Diese Gesänge sind schön costümirte Lieder, und diese nicht ohne Kunst zu bildenden Octaven, stralend von prächtigen, oft wundervollen Metaphern, gleichen den schönen Frauen der Campagna an Festtagen, wo sie sich mit blitzenden Ohrgehängen, mit Corallenschnüren und goldenen Ringen schmücken.

Der Reichtum an Bildern ist in diesen Liedern groß; er bietet den italienischen Kunstpoeten eine unerschöpfliche Schatzkammer dar, in welche sie um so mehr greifen sollten, als die Metapher, der schöne Schmetterlingsstaub auf dem Flügel der Muse, von ihrer modernen Poesie fast abgewischt worden ist. Die Metapher ist aber keineswegs ein bloßes Ornament in der Architectur eines Gedichts, sondern der bewegliche Geist der Phantasie, welcher Gedanken schön bekleidet, die Anschauung der Dinge aus ihrer starren Einsamkeit erlöst, und sie poetisch macht, indem sie in sinnliche oder moralische Beziehung zum Leben gebracht

werden. Die Metapher beruht auf dem Sinn für die Natur und die zahllosen Verbindungen dessen, was in ihr als bedeutend erscheint. Ein Stubenpoet wird daher schlecht geschickt sein, Metaphern zu finden, aber einem Volksdichter wird nichts geläufiger sein, als dies, ja er wird sein Dichten mit der Metapher beginnen, und fehlgreifen, indem er sie allzusehr anhäuft. Ein serbischer Poet vergleicht die Augenbrauen seiner Geliebten kühn und schön mit geschwungenen schwarzen Schwalbenflügeln; ein corsischer sagt von dem Herzen eines Banditen, es sei vor Haß so klein geworden wie eine Flintenkugel; ein sicilianischer Volksdichter läßt sein Mädchen ihm ihre lang wallenden Haare als Strickleiter zum Fenster hinauswerfen. Solche Bilder fallen einem Kunstpoeten nur dann und wann als glänzende Meteore vom Himmel, aber der Volkspoet bricht sie mit vollen Händen wie Blumen von einer lebenden Hecke.

Wenn nun diese Kunst des schön Verkörperten in der Poesie, oder die poetische Malerei im Allgemeinen eine Gabe der Naturpoesie ist, welche, zumal im Süden und im Orient, von dem Sinnlichen ausgeht, so kommt dem italienischen Naturell im Besondern die scharfe und durchsichtige Klarheit des Verstandes und ein geistreiches, in Antithesen spielendes Wesen zu, wodurch auch das Volkslied sich der Kunstpoesie nähert. Der Italiener ist von Natur ein logischer Kopf, ein gewandter Dialektiker, geborener Advocat, Sophist und Rechenmeister; es ist nichts Unklares in seiner Phantasie, er kennt die Sentimentalität nicht, noch die sanften

Mittelgefühle und Uebergänge, das sehnsüchtige Werden und Entwickeln in den Elementen des Lebens, wie sein Jahr nicht den langen Frühling und sein Tag nicht die lange Dämmerung kennt. Seine Gefühle sind daher extrem und fertig, vom praktischen Trieb bewußten Willens, nicht von dem schmerzlichen Verlangen geführt. Das Hangen und Bangen in schwebender Pein, welches als ein wesentliches Element der nordischen Poesie ihr die schönsten Phänomene der Dämmerung verleiht, ist dem Italiener völlig fremd. Vigo verlangt für seine Sammlung ausdrücklich Lieder von Liebe, Haß, Verachtung, Eifersucht, Verlassen, Entfernung, Hochzeit, und ich zweifle mit Grund, daß irgend ein deutscher Sammler für eine solche Collection dergleichen Motive so stark betont, während er die Kategorie der Sehnsucht mit den reichsten Nummern würde ausgestattet haben.

Ich will also sagen, daß auch in der italienischen Volkspoesie reflectirender Verstand und Bewußtsein des Zwecks die Gefühle zügelt oder beschränkt. Sie ist daher nicht in unserem Sinn lyrisch und musikalisch, sondern behält etwas Episches, Bild- und Genreartiges. Die nordische Volkspoesie ist sowol empfindungsreich als gedankenreich; die südliche ist graziös und geistreich. Die Fülle von Einfällen und originellen Motiven ist oft erstaunlich, und dennoch bleibt alles dies naiver Ausdruck eines Volks, das von Natur eben schön, lebhaft und geistreich ist. Ich habe beide Sammlungen, die toscanische wie die sicilianische, durchgelesen und finde sie gleich stark in jenen vorhin be-

zeichneten Eigenschaften. Der Reichtum der Motive ist gleich bewundernswürdig; die ewigen, die einfachen Zustände des Herzens kehren immer wieder und immer als ein neugesagtes reizendes Lied und Bild. Ich bin von beiden Sammlungen bezaubert. Mir scheint indeß, und ich scheue mich nicht, es Vigo zu bekennen, daß der Volksgesang der Toscaner graziöser, blumenhafter, sanfter sei als jener Siciliens. Obwol in der sicilianischen Sammlung sehr viele und außerordentlich anmutige Lieder enthalten sind, so finde ich doch deren im Ganzen mehr in der toscanischen. Die toscanischen Liederfarben sind so zart wie jene der Malereien der Sienesen und Fiesole's, und ihre liebliche Bewegung so schön wie die Grazie der alten Maler Lippi, Botticelli, Ghirlandajo. Schwerlich ist dies nur Wirkung der melodischen Sprache, die am Arno und Ombrone geredet wird, sondern des Naturells, welches bei den Toscanern milder, bei den Sicilianern energischer ist. Die toscanischen Volkslieder sind auch bei weitem lyrischer oder liedartiger als die sicilianischen, so daß sie unserer deutschen Poesie dadurch näher kommen; aber sie sind regelloser, und die sicilianischen übertreffen sie weit an künstlerischer Form. Manche Lieder haben das gleiche Motiv, eine fast gleiche Ausführung, so daß es unentschieden ist, in welches Land sie die Muse hinübertrug, ob aus Toscana nach der Insel, oder umgekehrt.

Ich teile nun eine Reihe von sicilianischen Octaven mit. Ich halte sie so ungezwungen als möglich und

verzichte auf den Ruhm eines guten Uebersetzers. Selbst die Meisterschaft eines Rückert würde bisweilen in Verlegenheit geraten, die vierfachen Reime oder die Assonanzen genau durchzuführen, ohne den Sinn und Hauch des Liedes gewaltsam zu zerstören. Und überhaupt: der Zauber solcher Volkspoesien kann durch Uebersetzung nicht erreicht, nur angedeutet werden.

O Bauer, wie schön ist dein Töchterlein!
Sie gleicht einer Fahne von Golde.
Fädelt die Fäden in die Nadel sie ein,
Scheint es, sie stickt sich Fäden von Golde.
Setzt sie sich nieder zum Webestul fein,
Läßt fliegen das Schifflein die Holde;
Ich Armer, ich Armer bin fern und allein,
Ich höre das Rauschen, ob sterben ich sollte.
Palermo.

Adler, der du fliegst über Meere, Meere,
Warte, ich sag' dir zwei Wörtchen lieb.
Drei Federn aus deinem Flügel will ich nehmen,
Ein klein Briefchen schreib' ich an mein Lieb.
Ganz mit Blut wol will ich es färben,
Setz' ich als Siegel darein mein Herz.
Wenn das Briefchen ich habe gefertigt,
Adler, dann trag' es zu meinem Lieb.
Itala.

Der Text dieses reizenden Liedes lautet:

Acula, vai vulannu mari mari,
Spetta, quantu ti dicu dui palori,
Quantu ti scippu tri pinni d'ali,
Mi cci fazzu 'na littra a lu me' beni;

Tutta di sangu la vogghiu lavari,
E ppi sigillu ci mettu lo cori;
Quannu la littra è spidduta di fari,
Acula, porticcilla a lu me' beni.

Der Adler hat im Sicilianischen ein weibliches Nomen. An andern Orten wird als Bote auch die Schwalbe und die Taube gesandt. Denn dieses Lied ist sehr verbreitet und auch eins der schönsten unter den toscanischen, wo es (ich habe die Uebersetzung freier und liedartiger gehalten) so lautet:

Liebe Schwalbe, die du da fliegest,
Komm zurück und thu' mir's zu Lieb,
Gib mir 'ne Feder aus deinem Flügel,
Daß ich mag schreiben an mein Lieb.

Hab' ich geschrieben, gesiegelt,
Und im Briefchen alles erzählt,
Liebe Schwalbe, dann geb' ich dir wieder
Die Feder, die am Flügel dir fehlt.

Hab' ich's geschrieben auf Golde,
Und sind es der Zeilen genug,
Liebe Schwalbe, dann geb' ich dir wieder
Deine Feder und deinen schönen Flug.

Ich empfehle dieses Lied den Componisten.

Die Amsel, die macht sich im Strauch ihr Nest,
Da muß sie leiden von Stacheln und Dornen;
Am Acker baut sich die Lerche fest,
Da muß sie leiden von Schlangen, Scorpionen;

Die Schwalbe am Dache man bauen läßt,
Da muß in dem Frost sie und Winde wohnen;
Ich aber, ich baue mein warmes Nest
Am weißen Busen von meiner Patronin.
Termini.

Gestern Abend ging ich aus Messina,
Mit der Sonne war ich in Milazzu;
Hört' die Messe schon in Taormina,
War zu Essenszeit schon in Randazzu.
Scholl das Vesperglöckchen in Traina,
Hört' ich's schlagen Zwei in Castellazzu,
Und das Ave läuten in Jaci Catina:
Sieh', aus Liebe welche Wanderstraße!
Aci.

Sara, Sarella, wach' auf, weil es taget,
Höre der Nachtigall süßen Gesang!
Unter dem Fenster im Garten sie klaget,
Da breiten sich gülden Orangen entlang.
Kommet ein Vogel, der zimmert sein Nestchen,
Und baut's mit drei Federn von Gold.
Kommet das Mädchen und nimmt sich ein Junges
Und setzt's in einen Käfig von Gold.
Du bist der Käfig mit goldenen Spangen,
Ich bin das Vöglein, hier bleib' ich gefangen.
Aci.

Die folgende Octave werde ich nicht in Reimen wiedergeben, weil ich ihre große Schönheit zerstören würde. Die sicilianischen Verse schließen in der Regel mit dem bedeutenden Kraftwort, worauf der Accent des Gedankens liegt und worin eben die poetische Schönheit

besteht. Wir aber können selten einen vierfachen Reim durchführen, ohne zu unbedeutenden Endungen Zuflucht zu nehmen.

Schöne, denn unter den Schönen bist du ein Phönix,
In meinem Herzen hast du entflammt eine Lampe.
Du bist von den Herzen die Kaiserin,
Und wer dich sieht, muß närrisch weiter leben.
Was in der Welt man saget und lieset,
'S ist ein Fünkchen von deiner Flamme.
Käme der Vater, der dich gezeugt, er könnte
Dich schaffen nicht mehr; er verlor das Gepräge.

Bedda, ca tra li beddi si' fenici,
Nni lu me cori addumasti 'na lampa,
Tu di li cori si' l'imperatrici,
E cu ti vidi pazziannu campa.
Zoccu si leggi a lu munnu o si dici,
E 'na faidda avanti a la to vampa;
Vinissi chiddu patri chi ti fici,
Fari non nni pò chiù, persi la stampa.

Raffadali.

Mutter, zur Quelle nicht schick' mich allein,
Sind dort die Knaben, die mich erschrecken.
Auf der Straße entfiel mir ein Linnen fein,
Da that ein Knabe die Händ' ausstrecken;
Der sagt: wie ist dein Antlitz so lieblich und fein,
Mit viel Küssen wol wollt' ich's bedecken;
Faßt' ich im Dunkeln allein dich, mit Schrei'n
Alle die Heil'gen wol würd'st du erwecken.

Mineo.

Eine Octave aus Syrakus:

Liebreizend, o Mädchen, sind deine Manieren,
Die Lippen vollkommene Mandeln sind.
Gott hab' ich gebeten, er woll' es gewähren,
Daß ich könnt' schlafen im Arm dir, o Kind.
Die Nächte, bat ich, sie möchten wir währen,
So lang wie zwei Tage des Sommers sind.
O selig die Linnen, die also die Glieder
Die zarten und süßen umfassen gelind.

Mir träumte die Nacht: wir lagen als Leichen,
Und über uns machten sie Anatomie,
Da kamen die Aerzte aus allen Bereichen,
Da kam auch der Meister der Chirurgie.
Sie kamen mit Messern und spitzigen Eisen,
Sie schnitten die Brust auf o mir, und so dir;
Da starben vor Schreck sie, 's that sich erweisen:
In dir lagen zwei Herzen, und keines in mir.

Vizini.

Mich treibt über Meer die bittere Qual,
Weit, weit, da erreicht dich nimmer die Kunde,
Die Sterbeglocke nicht einmal,
Nicht einmal das Grab im Grunde.
Ich lass' dir dies Sternlein zum Signal:
Ist es verloschen, dann weine zur Stunde.

Aetna.

Die du wohnest beiseit der Marine,
Wol hält dich das Meer so frisch und so schön,

So frisch wie die Rose und Balsamine,
Weil thauige Wind' ihr den Busen umwehn.
Du verdienst zu sein die Königinne,
Die Patronin von vier Castellen schön,
Rom, Palermo, Neapel, Messine,
Wo die großen Cittadellen stehn.
Aci.

An das Fensterlein sollst dich nicht stellen,
Denn sehn dich die Männer, sie sterben vor Qual;
Die braunen Haare sollst du nicht flechten,
Wie eine Rose laß sie nur flattern zumal.
Kommet der Wind, und macht sie entblättern,
Und güldner als Gold erglänzen sie all.
Stehst du am Fenster, beginnst du zu spindeln,
Ziehst mit den Augen den Liebsten du an.
Aci.

Schöne, am Sonntag bist du 'ne Fee,
Am Montag eine Göttin vom Paradies,
Am Dienstag ein Engel aus Himmelshöhn,
Am Mittwoch strahlt dein liebstes Gesicht,
Am Donnerstag bist du ein flammendes Schwert,
Am Freitag stehst du in Jubel und Licht,
Am Sonnabend, das ist der letzte Tag,
Da woll'n wir sterben und geh'n in's Paradies.
Catania.

Einen Adler seh' ich fliegen, fliegen,
Einen Flügel nur zeigt er allein
Von Demant voll und von Rubinen;
Bis über den Abend erglänzet der Schein.

Ihn lockten die Kön'ge, lockten die Prinzen
Vergebens, sie fingen ihn nimmer ein.
Ich stoß' einen Pfiff aus, ich treuer Gebieter:
Da kommt er herunter, der Adler ist mein.
Ribera.

Heil'ger Engel, warst du Eremit?
Willst an's Fensterlein nicht kommen.
Kommst du, wird lebendig mein Gemüt,
Ist mir alles Leiden da benommen.
Wie die Rose bist du, die erblüht
Ganz in Blumen steht erglommen;
Ich das Eisen, du Magnet, der zieht,
Ohne Zügel ziehend mich hingenommen.
Termini.

Als ich noch klein, hab' ich als Nachtigall
In deinen Locken, Mädchen, geschlagen.
Verhaßt war der tagende Sonnenstral,
Der Mond mir so lieb, du weißt's zu sagen.
Nun muß ich wandern mit traurigem Schall,
Als Eule der Nacht, und klagen, klagen.
Wird kommen ein Tag, und werden zumal
Zu Neste wir Halme mitsammen tragen?
Ständchen aus Monte Maggiore.

Wiegenlied.

Rudre Schiffer, rudre weiter,
Denn der Himmel ist nicht heiter,
Weil der Schlaf ist kommen so,
Mach' dir, ninna, mach' dir vò.

Die Buntvöglein fest und fester
Hüllen sich in ihre Nester,
Weil der Schlaf ist kommen so,
Mach' dir ninna, mach' dir vò.

Seine Augen schlafverdrossen
Hat das Schäflein halb geschlossen,
Weil der Schlaf ist kommen so,
Mach' dir ninna, mach dir vò.

Die verliebten Ringelschlangen
Sind schon all' zu Bett gegangen,
Weil der Schlaf ist kommen so,
Mach' dir ninna, mach' dir vò.

Kaum will's Bächlein leise lallen,
Nacht ist auf den Bergen allen,
Weil der Schlaf ist kommen so,
Mach' dir ninna, mach' dir vò.

In dem Tal das liebe Veilchen
Hängt das Köpfchen schon ein Weilchen,
Weil der Schlaf ist kommen so,
Mach' dir ninna, mach' dir vò.

Für mein Liebchen saugt die Biene
Honig aus der Gelsumine,
Weil der Schlaf ist kommen so,
Mach' dir ninna, mach' dir vò.

Patti.

Der erste Vers dieses Schlummerliedes lautet im Text:

Voca, voca marinaru,
Ca lu celu non è chiaru;
Pri lu sonnu chi calò,
Fa la ninna, e fa la vò.

Ich erinnere hier an den corsischen Wiegenvers, den ich nebst einem Wiegenliede in meinem „Corsica“ mitgeteilt habe:

Ninni, ninni, ninni nanna,
Ninni, ninni, ninni nolu,
Allegrezza di la mamma,
Addurmentati, o figliuolu.

O Sonne, welche Macht kannst du ergießen,
Läßt'st dir in's Antlitz von niemand seh'n;
Wagt's wer, die Augen ihm thust du schließen,
Da blickt er zur Erd' und muß weinend steh'n.
Der Hügel prahlt mit den Blumen, die ihm entsprießen,
Die Taube mit dem Schnabel und Flügelein schön;
Ich prahle mit dir, o du Süße der Süßen,
Wenn in die Kirche zur Hochzeit wir geh'n.
Monte Maggiore.

Quelle der Schönheit, krystallene klare,
Denn wer draus trinket, behält es im Sinn;
Du bist die Tochter des Grafen Mazzara,
Denn schönere Schönheit findet man nicht.

Kommst du gegangen, der Himmel wird klare,
Die Sonne, sie scheinet, es legt sich der Wind.
So viel um den Oelbaum Zweige sich schaaren,
In so viel Wünschen im Herzen trag' ich dich, Kind.
Messina.

Ich wollte fliegen, kann nicht von der Stelle,
Denn mein Geliebter hält mich am Band.
Ich wollte berühren die rauschende Welle,
Die Straße, die Sterne und Himmel und Land.
Ach! hätt' ich hundert Augen zum Sehen helle,
Ach hätt' ich tausend Herzen, dir zugewandt!
Aci.

Ich sah am Himmel zwei Feuer entbrennen,
Zwei schöne Sternlein, die sah ich dort zieh'n.
Das eine der Sternlein, nicht konnt' ich's erkennen,
Ein Stral von der Sonnen das andre mir schien.
O Säule des Domes, so will ich dich nennen,
O Banner des Festes, drum Rosen erglüh'n!
Es wird unser Lieben sich scheiden und trennen,
Wenn um die Weihnacht der Juni wird blüh'n.
Mineo.

Ich schließe hier, und wünsche Herrn Vigo aufrichtig Glück zu seinem Werke. Er hat eins der schönsten Denkmäler der sicilianischen Literatur hergestellt, und den Liederschatz von Völkerstimmen, welchen wir Deutsche seit Herder's Zeit zu pflegen nicht aufgehört haben, um ein prächtiges Kleinod vermehrt. Seit langen Zeiten hat die italienische Literatur nichts hervorgebracht, was nur im Entferntesten dem Werke jener von Bauern, Fischern, Arbeitern gedichteten Lieder in Tigri's und

in Vigo's Sammlung gleichkäme. Es ist eine Erquickung wahrhafter Muse, darin zu lesen und das elende Reimgeklingel der Kunstpoeten zu vergessen. Daß diese Sammlungen gerade in dieser gegenwärtigen Epoche an das Licht gekommen sind, kann dem italienischen Volk zu großem Troste gereichen; denn diese ihre Volksdichtung ist die glänzendste Apologie Italiens, die je geschrieben worden ist; es ist das Volksparlament der Musen, welches seine Stimme auch vor dem Auslande erhebt, und sie wird gern vernommen werden.



Neapel und Sicilien

vom Jahre 1830 bis 1852.



Als Ferdinand II. seinem Vater Franz I. am 8. November 1830 auf dem Trone beider Sicilien folgte, war er erst 20 Jahre alt. Er übernahm den Staat mitten in der Bewegung, welche die Julirevolution in Europa hervorgerufen hatte. Erst vor neun Jahren war die carbonarische Revolution vom Juli 1820 durch den Treubruch seines Großvaters und die österreichische Intervention unterdrückt worden; jüngst erst, im Februar 1827, hatten die Oesterreicher das neapolitanische Land verlassen, welchem ihr Unterhalt 74 Millionen Ducati kostete. Die Parteien standen sich schroff gegenüber; die Carbonari rüsteten einen neuen Aufstand; in Verbindung mit den Verschworenen Mittelitaliens sollte er einen allgemein italienischen Charakter annehmen. Aber die liberale Partei war erschöpft. Während sich Mittelitalien erhob, zeigten sich im Königreiche nur flüchtige Bewegungen, bis das schnelle Ende der Revolutionsversuche in Modena und den Legationen die Aufständischen vollends entmutigte.

Ferdinand II. suchte indeß durch Zugeständnisse das

Volk zu beschwichtigen; aber obwol man manchen Druck erleichterte, mißliebige Beamte entfernte, einige Exilirte und Verurteilte aus den Jahren 1821 und 1828 amnestirte, zeigte sich doch der dem neapolitanischen Regiment eigentümliche Widerspruch in den öffentlichen Maßregeln. Denn sofort wurde zum Minister des Innern gemacht der Marchese Pietracatella, ein Anhänger des verhaßten Canosa, und was noch mehr in Erstaunen setzte, war die Begnadigung des um abscheuliche Gewaltthat verurteilten Intendanten von Cosenza, de Matteis. Der junge König gab ihm eine Pension.

Damals war Intonti Polizeiminister, ein Mann, den das Volk haßte, und der als ehrgeizig und hartherzig galt. Indem er voll Furcht die Gährung des Landes beobachtete, machte er selbst dem jungen König den Antrag, das Regierungssystem in liberalem Sinn zu ändern, ein volkstümliches Cabinet zu bilden, einen Staatsrat mit den ausgedehnteren Befugnissen eines Senats einzusetzen, und eine Nationalgarde zu errichten. Intonti setzte im Könige bei so großer Jugend liberale Neigungen voraus, die er für sich selbst auszubeuten hoffte; und in der That schien Ferdinand bereit, auf diese Vorschläge einzugehen. Aber kaum hatte Monsignor Oliveri, sein Erzieher und Ratgeber, davon Kunde, als er mit den Ministern zusammentrat und dem Könige zu verstehen gab, daß Intonti ein Intriguant sei, welcher aus Ehrgeiz und mit der französischen Regierung einverstanden den Staat in Revolution zu stürzen beabsichtige. Sogleich gebot Ferdinand dem Polizei-

minister das Land binnen 24 Stunden zu verlassen, und damit hatte der Reformversuch ein Ende.

Der Fall Intonti's wurde in Neapel mit Jubel begrüßt, doch verwandelte sich die Freude bald genug in Schrecken, als seine Stelle einzunehmen berufen wurde del Carretto, Chef der Gendarmerie, ein Mann, von dem man sagte, er sei zum Henker geboren, und der sich bereits im Jahre 1828 dadurch ausgezeichnet hatte, daß er den Ort Bosco, wo die Carbonari einen Aufstand erhoben, bis auf den Grund zerstörte und viele Unglückliche zum Tode oder zu den Galeeren verdammte. Del Carretto war seither bis zum Jahre 1848 der Dämon Neapels und der Gründer eines fluchwürdigen Polizeiregiments.

Im Jahre 1832 vermälte sich der König Ferdinand mit Maria Christina von Savoyen, der Tochter Victor Emanuel's I. Diese Fürstin machte sich durch ihre große Frömmigkeit und ihre Tugenden bald beliebt, aber ihr bigotter Sinn übte einen schädlichen Einfluß auf die Richtung des Hofes aus. Sie starb schon am 31. Januar 1836, nachdem sie wenige Tage zuvor den Tronerben Francesco Maria Leopoldo, Herzog von Calabrien, geboren hatte. Ein Jahr nach ihrem Tode vermälte sich der König zum zweiten mal, mit Maria Theresia, der Tochter des großen Feldherrn Karl, Erzherzogs von Oesterreich, eine Verbindung, die das Metternich'sche System in Neapel befestigte. Es war das Jahr 1837 verhängnißvoll durch die unerhörte Wut, mit welcher die Cholera im Königreiche auftrat. In der Hauptstadt erlagen in kurzer Zeit 13798 Opfer; noch

pestartiger wütete die Seuche in dem heißern Sicilien, wo in Palermo allein 24000 Menschen hingerafft wurden, in Catania 5360, auf der ganzen Insel 69250 Menschen starben. Seitdem der schwarze Tod Europa heimgesucht hatte, waren kaum ähnliche Scenen des Schreckens erlebt worden: es wiederholte sich, was Boccaccio und Manzoni in ihren Schilderungen der Pest erzählten, oder was der Pinsel Spadaro's dargestellt hat. Das Entsetzen wurde durch die Wut des Volks vermehrt, welches Brunnen und Lebensmittel vergiftet glaubte, und Beamte, Aerzte, Privatpersonen ermordete, verbrannte, lebendig begrub. Die Syrakuser erhoben sich gegen ihre Localregierung, ermordeten den Intendanten und viele andere Personen. Infolge dieser Excesse ernannte der König Militärcommissionen, die Schuldigen zu bestrafen; er schickte nach Calabrien den Intendanten von Catanzaro, Giuseppe de Liguoro, nach Sicilien del Carretto als Alter ego. Auf die Schrecken der Pest folgten die der Polizei. Syrakus, bisher Hauptstadt, verlor zur Strafe die Intendantur, welche nun nach Noto verlegt wurde, sodaß die Vaterstadt des Hiero und Archimedes mit jedem Jahre tiefer herabsinken mußte.

So zeichnen wiederholte Aufstände, Erdbeben und Pestilenzen die jüngste Geschichte beider Sicilien aus. Seitdem die Secte der Carbonari dem Jungen Italien Mazzini's Platz gemacht hatte, schien die Revolutionspartei mit verdoppelter Energie in allen Provinzen thätig zu werden. Der Schauplatz des Losbruchs wurde tiefer nach dem Süden hinabgerückt; denn obwol

die Regierung des Königreichs über eine große Truppenmacht gebot, welche noch durch neue Schweizerregimenter vermehrt wurde, so waren doch die neapolitanischen Lande entfernt von dem unmittelbaren Einfluß Oesterreichs, und mit Recht durften die Radicalen auf das entzündliche Naturell der Calabresen, wie auf den Nationalhaß der um alle ihre verbrieften Rechte gebrachten Sicilianer zählen. Man erwartete seit 1840 einen Aufstand im Königreich. Die orientalische Frage schien bereits damals Europa verwirren zu wollen, und eine allgemeine Entzündung der Gemüter weissagte schwere Ereignisse. Neapel war durch die sogenannte Schwefelfrage von England mit Krieg bedroht, sodaß selbst die Regierung des Königs, wie im Jahre 1830, eine liberale Miene anzunehmen schien. Das Gerücht, der König beabsichtige Constitution und Preßfreiheit zu geben, sprach das allgemeine Bedürfniß des Volkes aus. Indessen fanden hie und da Schilderhebungen statt. Im Jahre 1841 rief man in Aquila die Constitution aus. Das Volk erschlug den Intendanten Tansano, einst Vertrauten des Cardinals Ruffo und wegen Gesinnung und Grausamkeit verabscheut; aber die bewaffnete Macht unterdrückte den Aufstand schnell: der General Casella, nach Aquila als Commissar der Regierung geschickt, verurteilte 56 Personen zu den Galeeren, andere zum Tode.

Kurze Zeit darauf erhob sich Cosenza, dann Salerno. Diese vereinzelten Aufstände vermehrten den Haß, aber sie zeigten die Ohnmacht solcher Explosionen der Leidenschaft, von denen nur Schwärmerei den Um-

sturz eines Staats erwarten konnte. Unter allen jenen abenteuerlichen Unternehmungen, wie sie im Charakter des Südens liegen, hat sich keine dem Gedächtniß der Zeit so sehr eingeprägt, und keine in ganz Europa eine so schmerzliche Sympathie erregt, als jene der beiden Brüder Attilio und Emilio Bandiera, der jungen und hochherzigen Söhne des österreichischen Admirals gleiches Namens, welche aus ihrem Exil in Korfu nach Calabrien schifften, weder zurückgehalten durch die Warnungen Mazzini's selbst, noch durch den Jammer der Mutter, noch durch die offenbare Unsinnigkeit ihres Wagnisses. Da die englische Regierung Neapel von allen Plänen der Exilirten in Kenntniß gesetzt hatte und Calabrien so streng überwacht wurde, daß die Insurgenten sich nicht vereinigen konnten, mußten jene kühnen Jünglinge dem unvermeidlichen Tode entgegengehen. Ein Verräter lockte sie und ihre 20 Begleiter nach San Giovanni in Fiore, wo man sie gefangen nahm. Am 25. Juni 1844 wurden sie in Cosenza erschossen. Die Welt erstaunte über die Schwäche und die Grausamkeit der neapolitanischen Regierung, während das Beispiel der Bandiera die Jugend Italiens noch leidenschaftlicher entflammte. Damals nahm die Romagna einen drohenden Charakter an; die Emissäre des Jungen Italien wiegelten das Volk auf; die Provinzen wurden mit Flugschriften überschüttet, Comités organisirt, Geld gesammelt. Noch saß die Militärcommission in Bologna; es war gegen das Ende der Regierung Gregors XVI. Massimo, sein Cardinallegat, hatte die Commission nach Ravenna berufen und dort viele Bürger wegen Hoch=

verrats in die Kerker geworfen. Diese und andere Gewaltmaßregeln erbitterten; kaum war im Kirchenstaat die Bewegung zu hemmen, und dort, nachdem die Aufstände im Neapolitanischen fehlgeschlagen, schien das Centrum der kommenden Revolution sich bilden zu wollen. Aber eine andere Richtung hatte sich Bahn gebrochen; man hatte eingesehen, daß, um die Erhebung national zu machen und das Volk in allen Schichten fortzureißen, sittliche und gesetzliche Mächte mitwirken mußten. Man schlug den Weg der Reformbestrebungen ein, und versuchte die öffentliche Meinung zu einer Macht zu erheben, welcher dann die Regierungen folgen sollten.

Solchen Umschwung der Gesinnung zeigte schon das merkwürdige Manifest von Rimini („Manifesto delle popolazioni dello stato Romano ai principi ed ai popoli d'Europa"), in welchem die Aufständischen im Jahre 1845 in gemäßigter Sprache ihr politisches Programm niederlegten. Es sprach sich damals so hier, wie im ganzen Lande mit Entschiedenheit das Begehren nach Constitution aus. Weil nun in Italien nicht, wie in den deutschen Ländern zu gleicher Zeit, Land- und Provinzialstände als Organe der öffentlichen Wünsche sich konnten vernehmen lassen, so gab die Presse allein, und zwar vom Auslande her, dem Willen des Volks Stimme und Ausdruck. Die Presse war damals in Italien eine hinreißende und allgemeine Macht.

Als literarische Erscheinungen von weitreichendem Einfluß in jener Zeit müssen Gioberti's „Del primato morale e civile degli Italiani", Cesare Balbo's Schrift „Le speranze d'Italia" und die Schriften von Massimo

d'Azeglio, von Giacomo Durando u. s. w. erwähnt werden. Indem wesentlich von Piemont aus die Reformpartei ihre politischen Grundsätze verbreitete und für den Gedanken der italienischen Einheit oder Staatenconföderation reißend schnelle Propaganda machte, zugleich auch die beiden Angelpunkte der annahenden allgemeinen Revolution Italiens vorahnend bezeichnet wurden, nämlich der Papst (im Sinne Gioberti's) und der König von Sardinien (im Sinne Balbo's), der eine als moralischer, der andere als politischer Einheitspunkt, so schien das Königreich beider Sicilien hinter dieser Bewegung zurückzubleiben. Denn weder diesseit des Faro, noch am wenigsten jenseit desselben hat der italienische Nationalismus Boden im Volk. Die geographische Abgeschiedenheit, die commerzielle nach dem Orient hinweisende Richtung, Sitten und Sprache, die fast unitalienisch zu nennende Geschichte des Landes scheiden die Neapolitaner und Sicilianer vom übrigen Italien, wie wiederum beide Volksgruppen von einander geschieden sind. Die revolutionäre Bewegung nahm daher im Süden in demselben Maß einen besondern und örtlichen Charakter an, als sie in Italien nationaler und allgemeiner wurde.

Wie nun für Italien im Ganzen Cesare Balbo's und Gioberti's Schriften epochemachend auftraten, so waren es für das Königreich beider Sicilien ebenfalls zwei Schriftsteller, welche der Reformpartei Ausdruck gaben, Colletta und Amari. Jener, der bekannte General Murats, der die Convention von Casa Lanza

abgeschlossen hatte, war nach Florenz exilirt worden, wo er im Jahre 1831 starb. Dort hatte er kurz vor seinem Tode seine „Geschichte Neapels“ geschrieben, ein durch Form und Inhalt treffliches Werk, welches im Spiegel der modernen Geschichte Neapels von Karl III. bis auf die carbonarische Revolution die elende Verfassung des Staats, die Unhaltbarkeit der Absolutie und die Notwendigkeit eines constitutionellen und volkstümlichen Regiments mit der etwas künstlichen Beredsamkeit eines Tacitus darstellte. Dies Werk war einer der größten Siege, den die Reformpartei überhaupt erfocht; es öffnete dem Volk die Augen, indem es historisch überzeugte.

Colletta's Geschichte wirkte auch auf Sicilien. Ohne Zweifel begeisterte sie den talentvollen Michele Amari zu seiner „Geschichte der Sicilianischen Vesper“, die im Jahre 1842 erschien, ein Buch, taciteisch in der Form, noch gezwungener geschrieben, als jenes von Colletta. Mit dramatischer Lebendigkeit stellte Amari jene merkwürdige Revolution Siciliens dar, und lehrte den Sicilianer seine verfassungsmäßigen Rechte und, im Widerspruch zu diesen, die elende Gegenwart deutlicher erkennen. Amari, der sich in neuester Zeit auch durch ein treffliches Werk über die Geschichte der Muselmannen auf Sicilien bekannt gemacht hat, trat im „Vespro siciliano“ ganz und gar tendenziös auf. National-sicilianische Absichten leiteten ihn allein und verleiteten ihn auch dazu, jene bekannte Figur des Johann von Procida fast ganz aus der geschichtlichen

Wirksamkeit in das Reich der Sage zu verweisen, um nur die Befreiung Siciliens vom Joche Neapels als That der Volkskraft selbst erscheinen zu lassen.

Man kann sagen, daß Colletta's und Amari's Werke die Revolutionen von 1848 wie in Neapel so in Sicilien ankündigten. Beide waren geschichtliche Proteste gegen die Absolutie des Königtums und die despotische Erdrückung der Volksrechte, aber beide verhalten sich ohne Wissen und Wollen feindlich zu einander: jenes, das neapolitanische, ist das Programm des Constitutionalismus, dieses, das sicilianische, muß auf die Losreißung der Insel und stillschweigend auf die Republik hinauslaufen. In beiden hat sich die öffentliche Meinung in das Asyl streng wissenschaftlicher Darstellung geflüchtet.

Während solche Erscheinungen die denkende Klasse der Bevölkerung bewegten, ward in Neapel die geheime Presse nicht müde, zahllose Flugschriften, Proteste und Appelle, leidenschaftlich und excentrisch in ihrer Haltung und schonungslos im Urteil über den König und die Minister, auszustreuen. Die öffentliche Presse selbst lag geknechtet unter der ärgsten Censur. Die Begriffe popolo, cittadino, nazione wurden aus dem literarischen Verkehr gestrichen; die Aengstlichkeit der Regierung war lächerlich. Dagegen hatten die Jesuiten volle Freiheit sich in Schriften zu ergehen: sie gaben damals, ehe die „Civiltà cattolica“ in Neapel gegründet wurde, die Zeitschrift „Scienza e fede“ heraus, unter der Redaction des Padre Curci, eines eifrigen Bekämpfers des Gioberti, und unter der Protection des Monsignore Cocle

des alles vermögenden Ratgebers des Königs. Die Priester übten zugleich die Censur aller eingeführten Zeitschriften und Bücher aus; sie censirten selbst die theatralischen Aufführungen und die Ballets.

Eine pietistische Richtung beherrschte den Hof; der König huldigte ihr. Man weiß, daß Ferdinand, von Kindheit an durch Priester erzogen und geleitet, eine devote Verehrung gegen die Religion und die Heiligen an den Tag legte. Jeden Morgen hörte er die Messe; streng fastete er am Freitag und am Sonnabend; drei mal des Tags betete er das Angelus, und nie hat er irgend einer großen Kirchenfunction seine Gegenwart entzogen. Celestino Cocle war sein Beichtvater, Geistlicher vom Orden des San Alfonso und Erzbischof von Patras, ein Mann, dessen Macht nicht minder gefürchtet und gehaßt wurde, als jene del Carretto's. Auch andere Priester umgaben den König; Don Placido, ein hitziger und bigotter Kanzelredner, welcher in Neapel großes Aufsehen, namentlich beim weiblichen Geschlecht machte, stand hoch in seiner Gunst. Seit den Ereignissen im Frühjahre 1848 kam Ferdinand II. überdies in den Ruf eines grausamen Tyrannen und zweiten Attila, aber die maßlose Leidenschaft hat ihm Eigenschaften beigelegt, die er nicht besaß. In keiner Weise durch Gaben des Genies ausgezeichnet, weder im Guten noch im Schlimmen, teilte dieser sehr untergeordnete Fürst mit vielen andern älterer und neuerer Zeit dasselbe Schicksal: die Verhältnisse und die Umgebungen haben ihn bezwungen, die Furcht ihn in's Extrem gedrängt. Er war zu schwach, ihr zu widerstehen,

und zu roh, um einen andern Begriff vom Staat zu haben, als den, daß er sein Eigentum sei. Dieser Geizhals häufte Millionen auf, die seinem Volk erpreßt wurden.

Man sagt nicht ohne Grund, daß Mistrauen und Furcht in keinem andern Staat so sehr alle Handlungen beherrschten als in Neapel; es war nicht allein der immer wache Argwohn vor den Bewegungen in den Provinzen, sondern auch das Mißtrauen gegen seine eigenen Minister, welches dem König bittere Pein verursachte. Er schien es zum Princip genommen zu haben, sein eigenes Cabinet in feindliche Elemente zu zerspalten und so gleichsam einen Minister zum Beobachter und Gegner des andern zu machen. Präsident des Ministeriums war im Jahre 1846 der Marchese von Pietracatella, ein grundsätzlich entschiedener Anhänger der Absolutie, ein Mann von österreichischen Gesinnungen. Minister des Innern Niccolo Santangelo; Minister der Polizei Francesco Saverio del Carretto; Finanzminister Ferdinando Ferri, ein alter Liberaler vom Jahre 1799; Minister des Auswärtigen der Prinz di Scilla Fulco Ruffo; Minister der Justiz Niccolo Parisio, gerühmt als Gelehrter, aber ohne Energie; Minister der geistlichen Angelegenheiten der Prinz Giuseppe Lanza; Minister des Kriegs und der Marine der König selbst; Director dieses Ressorts der General Giuseppe Garzia. Außerdem war Vicekönig von Sicilien der Herzog Luigi di Maio, ein Mann, welchen die Sicilianer wegen seiner unbedeutenden Persönlichkeit geringschätzten.

Von allen diesen Ministern zeigten sich allein mächtig del Carretto und Santangelo; hinter ihnen stand Monsignore Cocle, durch dessen Einfluß auf das Gemüt des Königs alles vermocht wurde, öffentliche Maßregeln wie Besetzung der Aemter durch Meistbietende oder Günstlinge. Es erklärte einer jener Proteste, welche im Jahre 1846 die geheime Presse druckte: „Unter den Ministern herrscht nicht einmal die Einigkeit der Banditen, denn sie kennen, sie hassen sich, sie stellen einander nach; der König hält sie mit Gewalt zusammen und glaubt, daß sie, je feindlicher sie unter einander sind, desto treuer ihm anhängen. Wenn einer von ihnen das Gute vorschlägt, so setzen sich ihm die andern aus Bosheit entgegen und lassen das Schlimme durchgehen; wenn er das Schlimme vorschlägt, so werden die andern Tugendhelden und verhindern es, daher geschieht weder das Gute noch das Böse, sondern jeder macht in seinem Ministerium, was er will. Del Carretto spielt den Nero, Santangelo raubt, Ferri erspart, Parisio träumt von Justiz, der König sagt Gebete her, Monsignore öffnet die Pforten des Himmels und der Erde. Daher ist es kein Wunder, wenn der Staatsrat nichts ist, wenn die Regierung stumpf, ungerecht, lächerlich, tyrannisch und beschämend ist für die Unterdrücker wie für die Unterdrückten."

In der That waren die Zustände Neapels kurz vor dem Ausbruch der Revolution von 1848 erschreckend. Täglich fanden Verhaftungen statt; die Polizei füllte alle Kerker; indem sie die Gesetze umstieß, hob sie die öffentliche Sicherheit auf, und machte sie die Willkür zur Regel. Die Processe, zahllos angehäuft, da beim

geringsten Verdacht oder dem leisesten Wink der Spione Verhaftungen erfolgten, wurden insgeheim von der Polizei instruirt; die Advocaten wagten nicht mehr zu vertheidigen, weil sie der Rache der Regierung und dem Verlust ihres Amtes ausgesetzt waren. Dies Schicksal traf unter Andern Giuseppe Macarelli, den Präsidenten des Criminalgerichtshofs von Neapel, den mutigen Vertheidiger einiger junger Männer, welche des Zusammenhangs mit dem Jungen Italien waren angeklagt worden. Und doch scheute sich zu gleicher Zeit die Regierung nicht, ihre Ohnmacht den Banditen gegenüber öffentlich einzugestehen und mit ihnen förmliche Friedensverträge abzuschließen. So geschah es mit Giosafat Talarico, einem Räuber, der zwölf Jahre lang im Silawald gehaust hatte. Man capitulirte mit ihm; der Minister del Carretto übergab ihm eigenhändig in Cosenza das Gnadendecret, und nachdem der gefürchtete Hauptmann sich unterworfen hatte, sandte man ihn und seine tapfersten Gefährten nach Lipari mit einer monatlichen Pension von 18 Ducati. Solche Demoralisation einer despotischen Regierung, die nur gegen Wehrlose stark war, mußte sie verhaßt und verachtet machen. Es stieg die Gährung in allen Provinzen; in Calabrien, jenem Lande dessen Haß gegen Neapel nicht minder national ist als der der Sicilianer, bereitete man einen Aufstand vor, der schon lange in Verbindung mit den Liberalen der Hauptstadt organisirt war.

Einen Augenblick lang hemmte die dem Ausbruch nahe Bewegung der Tod Gregors XVI., die am 16. Juni 1846 erfolgte Wahl Pius' IX., und der wunderbare

Umschwung, welcher wie mit einem Zauberschlage alle Gemüter in Entzücken versetzte. Aber während sich das übrige Italien enthusiastischem Taumel hingab und die Völker in unwiderstehlichem Drange nach Reform und nationaler Selbständigkeit zu erneutem Lebensgefühl erwachten, nahm Neapel ein um so düstereres Aussehen an; die Regierung verdoppelte den Druck, statt ihn zu erleichtern. Der König zeigte sich ohne Kopf und Herz, unfähig die Zeit zu begreifen. Nun erst ging del Carretto's Polizeiherrschaft bis an's Aeußerste. Neapel bedeckte sich mit Gendarmen und Spionen; Verhaftungen folgten auf Verhaftungen; keine Concession im liberalen Sinne ward gemacht, weder im Jahre 1846 noch bis zum Sommer des folgenden Jahrs. In der Verblendung, daß eine schlagfertige Truppe und die Gendarmerie hinreichend sei, den durch soviel Jahrzehnte, durch soviel gehäufte Opfer des Bluts gesteigerten Haß des Volks niederzuhalten, ließ man die Erbitterung wachsen, ermutigt auch durch das neue Freundschaftsverhältniß zu Rußland, dessen Kaiser Nikolaus kurz zuvor (1845) einen Besuch am Hofe Neapels gemacht hatte. Man hatte ja auch seit geraumer Zeit wiederholte Aufstandsversuche erstickt, und sie jedesmal als romantische Tollheiten spurlos verlaufen sehen. Neuen Unternehmungen der Art wollte man jetzt kräftig vorbeugen, indem man den General Statella mit Truppen in das von unzähligen Banditen beunruhigte Calabrien sandte, den Herd alles revolutionären Treibens diesseit der Meerenge.

Da brach zuerst in Messina ein Aufstand aus. Eine Schaar fanatischer und tapferer Jünglinge hatte sich

verschworen, den Commandanten der Stadt und die angesehensten Offiziere bei einem Fest zu überfallen und aufzuheben; der tollkühne Versuch endete nach kurzem Straßenkampf mit der Gefangennahme oder Flucht der Verschworenen. Doch war dieser Aufstand nicht vereinzelt, er stand vielmehr mit andern revolutionären Erhebungen in Verbindung, welche im Sommer des Jahres 1847 in Calabrien und Sicilien ausbrechen und das ganze Königreich mit sich fortreißen sollten. Für Calabrien waren die Brüder Domenico und Gian Andrea Romeo, aus Reggio, zu Führern ernannt. Nachdem diese unternehmenden Männer mit den Verschworenen in Neapel Abrede getroffen hatten, überfielen sie an der Spitze einer Insurgentenschaar Reggio, und zwangen die kleine Besatzung der Citadelle das Gewehr zu strecken. Dies geschah am Ende des Monats August. Nirgends erhob man den Ruf nach Republik; man ließ den constitutionellen König und Pius IX. leben, ja man pflanzte auf der Citadelle die päpstliche Fahne auf. Aber die Bewegung blieb local. Zwar beteiligte sich das Volk von Reggio und die nächste Umgegend; doch ohne Verbindung mit den übrigen Städten und ohne den Massenaufstand der Provinz, mußte die Insurrection in sich erlöschen, wie jene frühern von Aquila, Salerno und Cosenza. Und kaum waren zwei Tage vergangen, als auf die Kunde von der Erhebung Reggio's Kriegsschiffe vor der empörten Stadt erschienen. Sie ergab sich den Truppen nach kurzem Widerstande. Die Führer warfen sich in die Berge, um mit dem Rest der Insurgenten das innere Land auf-

zuwiegeln; aber die Königlichen überwältigten diese Schaaren eine nach der andern, und nachdem Domenico Romeo, ein Mann von großem Mut, ein echter Calabrese, im Kampf gefallen war, überlieferte sich sein Bruder Gian Andrea selbst den Händen der Königlichen. Glücklicher als seine Schicksalsgenossen vor ihm, wurde er zu den Galeeren begnadigt und sollte bald darauf noch eine hervorragende Rolle spielen.

Der Aufstand Calabriens war bedeutender gewesen als jeder andere ihm seit 1820 voraufgegangene. Hatten die Erfolge auch keinen Bestand gehabt, so war doch eine Stadt überwältigt, eine provisorische Regierung eingesetzt worden, und nachdem die Insurrection am 31. August ausgebrochen, hatte man sie erst am Ende des October und nach schwierigen Kämpfen bewältigen können. Ihr Zusammenhang mit der italienischen Bewegung im Allgemeinen und der Umstand, daß sie sich unter die Fahne Pius' IX. gestellt und so in den Augen des Volks sich eine Heiligung gegeben hatte, mußte der Regierung doppelt gefährlich erscheinen. Man verschärfte demnach alle peinlichen Processe; man wandte gegen die gefangenen Insurgenten und Liberalen in scheußlichen Kerkern selbst die Tortur an; unzählige Menschen in der Hauptstadt wie in den Provinzen wurden ihren Familien entrissen, und niemals war del Carretto's und Campobasso's Regiment so fürchterlich als nach dem Aufstande von Reggio. Aber es neigte sich schon dem Ende zu. Denn jene nicht mehr zu hemmende Aufregung der Völker brach nun als Massenbewegung in den Hauptstädten selbst aus. Die Aufstände in den Provinzen

hatten nur einen vereinzelten Charakter gehabt, anders aber mußten sich die Dinge gestalten, wenn das Volk in der Hauptstadt selbst die Regierung überflutete.

Dies geschah. Je mehr sich die römischen Reformen unter Pius IX. erweiterten, desto lebhafter wurde das Begehren in Neapel, in gleichem Maße fortzuschreiten. Die Kunde von der vom Papst bewilligten Staatsconsulta fiel wie ein Funke in Neapel und Palermo hinein. Die Polizei reichte mit Verhaftungen nicht mehr aus, denn man hätte bei den täglichen Demonstrationen auf Plätzen und Straßen Tausende und aus allen Ständen verhaften müssen. Mit jedem Tage wuchs die Bewegung; Adressen, Petitionen, Manifestationen jeder Art, Deputationen der Sicilianer, der Calabresen, der Neapolitaner folgten einander, und man hörte zu jeder Zeit das Geschrei: Es lebe Italien! Pius der Neunte! Es leben die Sicilianer! die Constitution!

Man mußte einlenken. Schon im August hatte König Ferdinand die drückende Mahlsteuer abgeschafft und die Abgabe auf das Salz verringert; endlich änderte er das Ministerium. Niccolo Santangelo, Ferdinando Ferri traten ab; del Carretto blieb, wie auch der österreichisch gesinnte Pietracatella. Das Volk umlagerte indeß täglich den königlichen Palast und schrie: Reform! Reform! Täglich gingen Deputationen aus allen Teilen des Königreichs, täglich Botschaften von drohenden Bewegungen in den Städten und Provinzen ein. Neapel war in fieberhafter Aufregung. Am 14. December strömte das Volk auf den Platz della Carità. Zahllose Schaaren aus allen Ständen, zum

Teil mit den italienischen Nationalfarben geschmückt, ließen sie Pius IX., Leopold von Toscana und die Sicilianer hoch leben, und den Ruf nach Reform und Constitution erschallen. Das Militär, verstärkt durch Zuzug aus Salerno und Nola, stand kampffertig, das königliche Schloß war mit geladenen Kanonen umstellt. Noch einmal fanden massenhafte Verhaftungen statt, und indem sich unter den von der Polizei Ergriffenen junge Männer aus den ersten Ständen befanden, wie der Prinz Caracciolo, der Herzog von San Donato, der Herzog von Albaneto und Andere, gab man dem Volke den Beweis, daß der Liberalismus selbst im höchsten Adel Anhänger gefunden habe. Man schloß die Universität und die höhern Lehranstalten; einige Tausende den Provinzen angehörige junge Leute mußten die Stadt verlassen. So wuchs die Aufregung; man konnte mit jedem Tage einen Schlag erwarten. Aber er fiel nicht hier, sondern in Sicilien, und Palermo sollte durch mutige Erhebung dem übrigen Europa das Signal zu allen jenen Revolutionen geben, welche sich mit elektrischer Schnelligkeit verbreiteten, um dann eine nach der andern die Kraftlosigkeit des modernen Geschlechts darzuthun.

Unter allen Nationen, die sich damals im Namen des Rechts und der Freiheit erhoben, waren wenige der Sympathie würdiger und keine in ihren Rechten tiefer verletzt als die sicilianische. Keine hatte ein so reelles, so klar gefaßtes und historisches Ziel vor Augen: nationale Unabhängigkeit, Constitution von 1812. Während im übrigen Europa, selbst in Italien mancherlei

durch historische Entwicklung oder theoretische Schulen erzeugte Ideen politischer oder socialer Natur die Völker verwirrten, die Kräfte und Interessen zersplitterten und allgemeine Resultate unmöglich machten, war Sicilien in seiner patriotischen Abgeschiedenheit von allen modernen Richtungen unberührt geblieben. Der Feudalismus war aufgehoben worden, ohne daß socialistische Tendenzen sich bemerklich machten; der Adel, mit dem Klerus verbrüdert, ausgezeichnet durch den fast ausschließlichen Besitz literarischer Bildung und glänzend durch patriotische Verdienste in den Wissenschaften, war der anerkannte Träger der nationalen Rechte, der durch die Geschichte von Jahrhunderten bestellte Verfechter der alten Verfassung. Man weiß, daß die Constitution von 1812, einst durch Lord Bentinck veranlaßt, durch Ferdinand I. aufgehoben wurde. Das letzte Parlament Siciliens war am 15. Mai 1815 aufgelöst worden. Als jener Monarch im Jahre 1816 Miene machte, die von England gewährleistete Verfassung durch Decrete gewaltsam zu ändern, hatte ihn Lord Castlereagh von solchem Unterfangen abgemahnt und ihm sogar mit einer Intervention gedroht. Aber es war bei Noten geblieben, denn ungehindert durfte der König die Rechte Siciliens schmälern, am 11. December 1816 die Insel sogar mit Neapel vereinigen. Das Nationalheer wurde aufgehoben, die Verwaltung neapolitanisch gemacht, die Aemter an Neapolitaner vergeben, die Steuern willkürlich erhöht. Zwar machten die Sicilianer noch einmal durch die Revolution von 1820 ihre Unabhängigkeit und Constitution geltend; aber nachdem Palermo dem

General Florestan Pepe die Tore öffnen müssen und sein Nachfolger, der General Colletta, mit Strenge den Aufstand gebändigt hatte, lenkte die neapolitanische Regierung in die alte Bahn wieder ein, den Plan ungescheut verfolgend, Sicilien zu einem blos provinziellen Teil der Monarchie umzugestalten. Auch der letzte Rest von Selbständigkeit sollte vertilgt werden. Das durch Steuern übermäßig belastete Land fiel in Armut, die Städte verkamen; in dieser Versunkenheit und einer geflissentlich erhaltenen Uncultur hoffte man die patriotische Kraft zu ersticken.

Im Jahre 1837 hatte Ferdinand II., infolge der durch die Cholera veranlaßten Aufstände, durch das Decret vom 31. October einen weitern Gewaltact gegen die Sicilianer ausgeführt; Wechselseitigkeit der Aemter war für Neapel und Sicilien festgesetzt worden, so daß ohne Unterschied der Nationalitäten dort Sicilianer, hier Neapolitaner angestellt werden durften. Es erbitterten die Sicilianer auch materielle Beschwerden; denn obwol die Finanzeinnahme nach einem Parlamentsbeschluß von 1813 die Summe von 1,847685 Unzen niemals übersteigen sollte, war sie dennoch verdreifacht worden, namentlich durch die Mahlsteuer und die Grundsteuer. Dazu kamen indirecte Abgaben, und so sah sich der kleine Eigentümer mit 32 Procent überlastet.

Seit jenem Jahre stieg das Elend aufs höchste. Zwei Geißeln hatten die Insel zerfleischt, die Cholera und del Carretto, der Alter ego des Königs. Dieser Mann, den selbst ein Tiberius für die erste Polizeistelle würde verwendet haben, führte sein Polizeiregiment in

unerhörter Weise. Der Sicilianer verzweifelte unter dem dreifachen Druck des Steuereinnehmers, des Schergen und des Soldaten. Selbst die Statthalterschaft, wenigstens ein Schein nationaler Anerkennung, wodurch Sicilien von den Provinzen des Festlandes sich unterschied, wurde zu einem militärischen Posten herabgedrückt. Der Graf von Syrakus, Bruder des Königs, bekannt durch seine seltsamen Launen, die an jene des russischen Großfürsten Konstantin erinnern, war der letzte Statthalter königlichen Bluts gewesen. Nachdem er im Jahre 1835 abberufen worden, folgten ihm in der Statthalterschaft Generale. Im Jahre 1839 machte der König sogar einen Schweizer, den General Tschudy, zum Lieutenant der Insel; ihm folgte der General Vial, und diesem seit 1840 de Maio.

Die Verhältnisse Siciliens zu Neapel und zur Dynastie Bourbon am Ende 1847 glichen denen vor der sicilischen Vesper. In beiden so weit getrennten Zeiträumen handelte es sich bei ähnlichem Druck und demselben Bestreben Neapels, Sicilien zu entnationalisiren, um dieselben Zwecke, und jedesmal gab der Revolution Grundlage und materielle Berechtigung eine vorhandene, aber unterdrückte Verfassung. Vielfache Aehnlichkeiten weisen auch sonst beide Revolutionen auf: beide male wurde die herrschende Dynastie des Trons für verlustig erklärt und ein fremder Herrscher zum Könige der neu constituirten Nation berufen. Aber die Resultate waren weit verschieden. Die Revolution von 1848, im Anfange mit Leidenschaft begonnen, ausgezeichnet durch Einheit des Willens, durch Zustimmung

aller Städte und Landschaften, endlich durch die Zeitumstände hoch begünstigt, endete in kurzer Zeit mit einer Kraftlosigkeit, welche in Erstaunen setzt; sie erlag einer Waffenmacht, die wenig mehr als 20000 Mann zählte; man darf sagen: sie erlag ein paar tapfern Schweizerregimentern.

Wir wollen den Gang der Dinge im Zusammenhang überschauen.

Während seit dem Herbst 1847 das Volk in Neapel in leidenschaftliche Aufregung geriet, gährte auch, und heftiger, Palermo. Dort war Maio (ein Name, der zur Zeit des normannischen Wilhelm einen sehr verhaßten Klang gehabt hatte) Statthalter des Königs und Vial Commandant der königlichen Truppen. Das Volk, an dessen Spitze die ersten Männer des Adels, der Marchese Ruggiero Settimo, der Marchese Spedaletto, der Prinz Serra di Falco, Scordia, Pallagonia, Grammonte, Pantellaria standen, hatte Deputationen nach Neapel geschickt, die altverbrieften Rechte zurück verlangend. In Palermo dieselben Demonstrationen wie in Neapel, dieselbe drohende Haltung des Militärs, und unausgesetzte Verhaftungen. Als nun kein Zugeständniß von Seiten der Regierung erfolgte, kündigten die Sicilianer mit ritterlicher Offenheit den Kampf an; die Revolution wurde durch Placate, Reden und abgeordnete Deputationen förmlich angesagt. Sie sollte nichts vom Charakter der Verschwörung an sich haben, nicht als Empörung oder Aufruhr gelten, sondern die That des in Masse sich erhebenden Volkes sein. Man setzte sie auf den 12. Januar 1848 fest, den Geburts-

tag Ferdinand's; wenn bis zu diesem Tage dem Begehren des Volks nicht würde gewillfahrt sein, so sollte der Kampf seinen Anfang nehmen.

Am Morgen des genannten Tags erhob sich Palermo wirklich. Die Sturmglocken läuteten, das Volk stürzte aus den Häusern, Adel, Mönche, Priester wie Bürger, Handwerker und Fischer, ohne Unterschied des Standes, die Einen wolbewaffnet, die Andern mit Waffen des Augenblicks, Speeren, Fischerharpunen, Jagdmessern. Man rief: Evviva Pio Nono! Evviva la lega italiana! Evviva la Santa Rosalia! Das Militär zog sich zurück; Dragoner und Artillerie umstellten das königliche Schloß, welches den Cassaro, die Hauptstraße der Stadt, beherrscht. Um 2 Uhr Nachmittags entstanden überall Barrikaden; aber noch kam es nicht zum Kampf. Man stand sich gerüstet gegenüber; die Nacht war dumpf, unterbrochen durch Geschrei sich ordnender Massen, durch Lichterschein in den Straßen und fliegende Feuer auf den Plätzen. Am folgenden Vormittag begannen die Kanonen vom Schloß her zu feuern; Nachmittags warf das Fort Castellamare Granaten. Hier commandirte ein entschlossener Schweizer, der Oberst Gros, welcher den Befehl hatte, alle fünf Minuten eine Bombe in die Stadt zu schleudern; er warf nur jede Viertelstunde. Mit Wut kämpfte man in der Stadt, deren heißes Volk selbst im alltäglichen Treiben in fieberhaftem Aufruhr zu sein scheint. Das unablässige Läuten der Sturmglocken mischte sich in das Gebrüll der Kämpfenden und das Dröhnen der Geschütze. Zwar gelang es den Protesten aller Consuln

der auswärtigen Mächte wie des Commandanten des im Hafen liegenden britischen Dampfers Bulldog, wenigstens die Beschießung der Stadt mit Bomben und Raketen zu mindern, und endlich auch einen Waffenstillstand von 24 Stunden auszuwirken, während welcher Zeit sich die Fremden auf die Schiffe flüchten konnten. Aber der Kampf begann auf's Neue nach Verlauf dieser Frist. Der Mut der Palermitaner war ihrer Vorfahren würdig; man sah Schaaren selbst von Benedictinermönchen angeführt, und mitten im Kugelregen Priester Kreuz und Fahne emporhalten. Musterhaft die Ordnung; kein Exceß wurde begangen, kein Diebstal, der nicht sofort durch Volksjustiz mit dem Tode bestraft worden wäre. Keine Gewaltthat geschah in den ersten Tagen der Begeisterung von Seiten des Volks; selbst die verwundeten Soldaten trug man in die Lazarethe. Aber später begannen Rachsucht und persönlicher wie allgemeiner Haß ihre Opfer zu fordern; es fielen Scenen schrecklicher Volkswut vor; auch die Truppen, und sie vielleicht zuerst, wüteten, erbittert durch ihre unhaltbare Lage und die verzweifelte Anstrengung. Sie stürmten die Klöster, ermordeten die Benedictinermönche, warfen Lebende und Todte aus den Fenstern auf das Straßenpflaster.

Während das Volk in den Straßen kämpfte, erließen die Führer einen Aufruf, die Ursachen der Revolution aus einander zu setzen. Seit 30 Jahren, so hieß es darin, sei das sicilische Parlament nicht mehr berufen worden; auf den Absolutismus, der die alten Staatsgesetze und Rechte gewaltsam unterdrückt habe, sei das Elend der Grundbesitzer und der Industrie gefolgt.

Vergebens habe das Volk bei England im Jahre 1816 protestirt, weil doch diese Nation im Jahre 1812 das politische Statut Friedrichs II. von Aragon in seiner neuen Form gewährleistet habe; vergebens die Aufstände von 1831, 1837, 1847! Aber mit den Reformen Pius' IX. sei die Stunde der Befreiung gekommen; jetzt hätten sich die Sicilianer erhoben, ihre Rechte wiederzuerobern, ihr Vaterland wieder in die Reihe der blühenden Nationen zurückzuführen. „Sicilianer, haben unsere Vorfahren nicht den tyrannischen Karl von Anjou verjagt und nicht Friedrich von Aragon gegen ganz Europa vertheidigt? Was können demnach die Waffen Ferdinands II. ausrichten, wenn ein ganzes Volk auf seinem Willen besteht? Die Würfel sind gefallen; vollenden wir das heilige Unternehmen. Es lebe Pius IX.! es lebe Sicilien! es leben unsere italienischen Brüder!“

Unterdeß hatte der Dampfer Vesuv die Kunde der ausgebrochenen Revolution nach Neapel gebracht. Die erschreckte Regierung schiffte 6000 Mann ein, auf zehn Dampfschiffen, unter dem Befehl des Generals Desauget. Als diese schon am 15. Januar (man fährt in 16 Stunden von Neapel nach Palermo) im Hafen der empörten Stadt landeten, fanden sie das Volk Meister aller offenen Plätze, die Besatzungstruppen noch im Besitz aller Forts, wie auch des königlichen Schlosses. Der Aufstand war vollständig organisirt; eine provisorische Regierung von 30 Männern aus den ersten Ständen eingesetzt, und das Landvolk im Zuzuge begriffen. Die Revolution zeigte sich allgemein; daß sie eine Erhebung

des Volks, nicht, wie man behauptet hat, ein bloßes Machwerk der herrschsüchtigen Geistlichkeit und des auf seine Pairsrechte eifersüchtigen Adels war, lehrte der augenblickliche Beitritt aller Städte. In Syrakus, Girgenti, Noto, Catania, Trapani, Milazzo, Caltanisetta war das neapolitanische Militär überwunden, ein Volksausschuß eingesetzt und der Anschluß an die Junta von Palermo verkündigt. Diese selbst teilte sich am 15. Januar in vier Ausschüsse, zur Verteidigung unter dem Fürsten Pantellaria, zum Behuf der Verpflegung unter dem Marchese Spedalotto, für die Finanzen unter Marchese Rudini, für die Staatsangelegenheiten unter Ruggiero Settimo, einem edeln und würdigen Greise, welcher ehedem sicilianischer Minister gewesen war und wegen seiner liberalen Grundsätze die höchste Popularität genoß. Er trat jetzt an die Spitze des Volks.

Die Truppen Desaugets hatten sich mit der Besatzung vereinigt, und 9000 Mann stark geworden, den Kampf und die Beschießung wieder aufgenommen. Man kämpfte und unterhandelte zugleich. Der Herzog Maio und Spedalotto, Prätor der Stadt, das ist Präsident des Senats von Palermo, sandten einander Botschaften: das Volk verlangte die Verfassung von 1812 und die sofortige Berufung des Parlaments. Der Graf von Aquila, Bruder des Königs, am 15. mit jenen Truppen angekommen, war nach nur 24stündigem Aufenthalt mit zwei Fregatten nach Neapel zurückgegangen, um dem König den Stand der Dinge vorzutragen, und ihn zum Einlenken zu ermahnen. Schon am 20. Januar kam er wieder mit den Reformdecreten

vom 18. Januar, welche der König, erschreckt durch die bedrohliche Wendung der Ereignisse, sich hatte abdringen lassen. Darin ward den Sicilianern getrennte Verwaltung und Rechtspflege zugesichert, das Decret vom 31. October 1837 aufgehoben, der Graf von Aquila zum Statthalter ernannt, und ein neues Ministerium unter Lucchesi Palli angekündigt.

Aber die provisorische Regierung lehnte diese Zugeständnisse ab: sie verlangte rund heraus die Entfernung des Militärs, die Uebergabe sämmtlicher Forts, und die Einberufung des Parlaments auf Grund der Constitution von 1812. Der Enthusiasmus kannte kein Bedenken mehr; man wollte das Entschiedene und nicht das Halbe. Also begann der Kampf mit neuer Heftigkeit. Man schlug sich von beiden Seiten mit der größten Erbitterung; die Soldaten litten entsetzlich; durch Mangel, Hunger, Witterung und beständigen Kampf erschöpft fingen sie an zu weichen. Als nun am 25. Januar auch das königliche Schloß in die Hände des Volks gefallen war, erkannte Desauget die Unmöglichkeit, Palermo zu bezwingen oder sich überhaupt nur zu halten; er begehrte Waffenstillstand, um den Rest seiner Truppen nach Neapel einzuschiffen. Weil aber das Volk die Uebergabe von Castellamare zur unerlaßlichen Bedingung des Waffenstillstandes machte, zogen sich die königlichen Truppen in der Nacht des 29. Januar über Bagaria nach Solanto zurück, wo sie sich endlich mit genauer Not auf die Dampfboote retteten. Als sie hierauf in Neapel ausgeschifft wurden, elend und verwildert, unbeschuht, abgerissen wie nach einem langen Feldzuge,

bekundeten sie dort den Sieg der Sicilianer und die Unfähigkeit der Regierung, mit Waffengewalt etwas auszurichten.

Und in der That machte die Revolution in Sicilien reißende Fortschritte. Die Königlichen waren gewichen; nur die Citadellen von Palermo, von Messina, welche der General Pronio verteidigte, und die Festung von Syrakus in ihren Händen geblieben: alles übrige Land frei und in voller Thätigkeit, sich im nationalen Sinne zu organisiren.

Das Gerücht vergrößerte die Ereignisse in Neapel selbst. Hier überließ sich das Volk unverholenem Jubel; es durchwogte die Straßen mit dem Geschrei: Sicilien! Constitution! Schon wehte auf dem Castell Sant Elmo die blutrote Fahne, und in allen Kasernen ertönten Alarmsignale. Wer mochte noch Neapel bändigen? Der König, umringt von seinen Räten und den fremden Diplomaten, schwankte, dann gab er nach. Schon am Abend des 26. Januar wurde der Polizeiminister Carretto entlassen, als er in Begleitung des Herzogs Filangieri den Palast verließ, auf der Treppe selbst verhaftet, in aller Stille, nach altvenetianischer Art, fortgeführt und auf ein bereitliegendes Schiff gebracht, das noch in der Nacht mit ihm nach Livorno unter Segel ging. Kein Verkehr mit dem Lande war ihm gestattet worden; nicht Freunden noch Angehörigen durfte er Lebewol sagen; nur 3000 Ducaten hatte ihm der König nachgeschickt.

Alle Minister reichten ihre Entlassung ein. An die Spitze des neuen Cabinets trat der bisherige Botschafter

in Frankreich, Herzog Serracapriola; die übrigen Minister wählte man aus dem Volk angenehmen Persönlichkeiten, wie Bozelli, welcher von der Revolution des Jahres 1820 her als Liberaler bekannt war und Kerker und Exil überstanden hatte, Bonanni, Dentice, Carlo Cianciulli, der das Innere übernahm. Man hat behauptet, daß diese Männer die Portefeuilles nur unter der Bedingung annahmen, daß der König eine Constitution gäbe. Aber neuere Mitteilungen versichern, daß dieser selbst die Initiative ergriff und eine Constitution befahl. Sie wurde verkündigt am 29. Januar 1848. Das Decret verhieß eine Pairskammer, die vom König, eine Deputirtenkammer, die aus einem Wahlcensus vom Volk zu ernennen sei, Verantwortlichkeit der Minister, Organisation der Nationalbank, Preßfreiheit mit Repressivmaßregeln. So hatte der absolute König Neapels, durch die Ereignisse außer Fassung gebracht, seinem Lande eine Constitution gegeben, ehe selbst Toscana oder Piemont sie erhielten. Der Umschlag war von zauberischer Wirkung: mit einem mal war die Polizei verschwunden, wie das Nachtgevögel, welches der Tag in seine Hölen zurückschreckt; die Exilirten kehrten zurück; die Kerker der Stadt und der Inseln gaben ihre Opfer wieder; die entfesselte Presse schüttete Journale, Flugschriften, Pamphlete, satirische Lebensgeschichten der frühern Minister aus. Das Volk in seinen tiefsten Schichten starrte die neue Erscheinung mit Mistrauen an; jene Lazzaroni, die Freunde des absoluten Königtums, welche von den fanatischen Mönchen bearbeitet, von del Carretto mit Geldausteilungen beschenkt zu sein

gewohnt waren, erhoben sich sogar mit drohenden Ausrufen und rotteten sich auf dem Mercato und am Hafen zusammen, um das Königtum zu verteidigen. Die Nationalgarde brachte sie zur Ruhe. Aber es schieden sich gleich mit der Erteilung der Constitution die Parteien, und während sich auf der einen Seite die Radicalen und Advocaten, Schriftsteller und enthusiastische Principi schaarten, und ein leidenschaftliches Treiben begann, sah man das Volk im Großen und Ganzen, zwar aufgeregt von der Neuheit der Dinge, aber unfähig, ein politisches Princip zu fassen, ohne geschichtlichen Ernst und nachhaltige Teilnahme. Die Neapolitaner sind große Kinder; selbst die Weltgeschichte decorirt sich dort, wie die Natur, opernhaft, und verläuft am Ende wie ein Theaterstück, dessen Coulissen dann die Polizei abräumen läßt.

Man feierte Saturnalien ausgelassenen Taumels; nach den Provinzen flogen Boten, diese mit der Beschwörungsformel Constitution zu entwaffnen. Ein Dampfschiff eilte nach Palermo, die noch kämpfenden Sicilianer zu beschwichtigen und dem Commandanten von Castellamare die Uebergabe der Forts an das Volk zu befehlen. Es geschah dies erst am 5. Februar. Drei Tage zuvor hatte der Generalausschuß zu einer geregelten Regierung unter dem Vorsitz von Ruggiero Settimo sich geordnet, und indem die Insel in dem neuen Zustand sich mehr und mehr befestigte, wuchs das Vertrauen auf die nationale Kraft, sowie mit der Betrachtung der Schwäche Neapels auch die Ueberschätzung der eigenen Stärke. Und doch war Messina noch in den Händen

der Königlichen; denn alle Stürme des Volks, welches auch dort sich erhoben hatte, scheiterten an dem festen Castell, von dessen Mauern Pronio einen Hagel von Bomben und Raketen herabwarf, indem er zugleich wütende Ausfälle machte. Daß die Sicilianer nicht im Stande waren, im ersten Sturm ihrer Begeisterung jenes Castell zu nehmen, dessen muß man sich verwundern. Indem sie diesen wichtigen Posten dem Feinde überließen, behielten sie im eigenen Lande den Todeskeim; Messina war die Achillesferse ihrer neuen Freiheit.

Unterdeß befand sich die Regierung Neapels in der übelsten Lage. Unfähig, Sicilien mit Gewalt anzugreifen, noch weniger geneigt, die Forderungen des Inselvolks geradezu oder durch directe Unterhandlungen anzuerkennen, nahm sie die aufgedrungene Vermittelung Englands an. Das Cabinet Palmerston ergriff die innere Verwirrung Neapels mit Begierde, diesen Staat zu schwächen, seine Hand in dessen Angelegenheiten zu behalten, und festen Fuß in Sicilien zu gewinnen. Aller Augen waren auf England gerichtet. Es hatte die Constitution Bentincks gewährleistet, es galt als der natürliche Verbündete der sicilianischen Insurrection; seine Flotte erschien vor Palermo; englische Schiffe kreuzten vor Messina; englische Waffen und Munition waren in Palermo ausgeteilt worden. Die englische Diplomatie drängte den König zu den weitesten Zugeständnissen. Derselbe nahm Lord Minto's Vermittelung mit seinem Lande Sicilien an, und dessen unabhängige Stellung wurde anerkannt. Als nun die französische Februarrevolution alle europäischen Verhältnisse umzustürzen drohte und den Forderungen

der Nationen neuen Nachdruck gab, gewährte die neapolitanische Regierung den Sicilianern alles, was sie bis an die Grenzen völliger Entsagung gewähren konnte.

Am 6. März willigte der König in die sofortige Einberufung des sicilischen Parlaments, auf daß es die Constitution von 1812 „den Zeitumständen anpasse". Zugleich wurde Ruggiero Settimo zum Vicekönig ernannt, und ein eigener sicilianischer Minister bestellt; doch Messina und Syrakus sollten den Truppen als Pfänder eingeräumt werden.

Hätte das sicilianische Volk, in ruhiger Ueberlegung seiner schwachen Widerstandskraft und seiner geringen Kriegsmittel, die Vermittelungsvorschläge angenommen, und sich mit getrenntem Parlament und Verwaltung begnügt, so würde es unter der Garantie Englands und Frankreichs diese Errungenschaften vielleicht behauptet haben. Aber der leichte Sieg vom Januar, die verächtliche Schwäche der bourbonischen Dynastie, an deren frühere Meineide die Stimme des Volks immer wieder mahnte, die patriotische Leidenschaft, der Haß, der Nationalstolz, die Eifersucht der Barone, endlich der allgemeine Siegestaumel Europa's, welcher eine neue Epoche anzukündigen schien, erstickten jede Stimme der Mäßigung. Das so oft getäuschte Sicilien wollte eine bestimmte Entscheidung. Man nahm Lord Minto in Palermo mit kalter Zurückhaltung auf; man mistraute den Engländern nicht minder als den Neapolitanern; man forderte die völlige Unabhängigkeit; nur einen Statthalter königlichen Bluts, aber gleichsam als Bevoll-

mächtigten des Nationalparlaments und durch seinen Willen anerkannt, wollte man sich gefallen lassen. Alle Aemter sollten nur an Sicilianer und ohne Bestätigung des Königs erteilt werden, das Heer sicilianisch sein. Man verlangte die Uebergabe von Messina und Syrakus, ja sogar die Auslieferung des vierten Teils der Kriegsschiffe und des Kriegsvorrats als sicilianisches Nationaleigentum. Endlich sollte Sicilien beim italienischen Bunde selbständige Vertretung haben.

Man wollte also dem Monarchen Neapels nur den Titel eines Königs von Sicilien lassen, etwa wie er sich noch heute König von Jerusalem nennt. Als mishandelte Nation mochten sich die Sicilianer das Recht zuschreiben, diese Forderungen zu stellen, aber es fehlte ihnen leider das wichtigste Recht, das der Volkskraft, welche den Willen durch die That zu behaupten weiß.

Feierlich protestirte der König gegen jeden Act, der darauf hinzielte, den durch den wiener Congreß sanctionirten Bestand des Königreichs beider Sicilien, und seine Rechte auf die Insel zu schmälern. Hinter ihm stand Herr von Chreptowitsch, der Vertreter des Zaren, vor ihm Lord Minto. Bei solcher Lage der Dinge überließ man mit großer Gewandtheit, unterhandelnd und nichts lösend, die Sicilianer vorerst sich selbst; im Lande diesseit des Faro sollte erst die große Oper „La Costituzione“ ausgespielt werden.

Die Verfassung war am 10. Februar verkündigt worden, am 24. Februar wurde sie mit großem Pomp, unter unermeßlichem Festjubel des Volks in San Francesco di Paola vom König auf das heilige Evangelium

beschworen, wie einst Ferdinand I. sein Großvater sie beschworen hatte. Neapel war noch einmal ein constitutioneller Staat.

Bald darauf, am 2. März, trat das Ministerium Serracapriola ab, ein neues unter Cariati war gebildet worden. Welche Erscheinungen sah man nun in Neapel! Carlo Poerio, der liberale Advocat, der kaum noch die Ketten del Carretto's abgestreift hatte, war jetzt Minister des öffentlichen Unterrichts; Gian Andrea Romeo, eben noch auf der Galeere in Eisen geschmiedet, genoß hoher Ehren am Hof, ward zum Intendanten der Provinz Principato Citeriore ernannt, und als Verteidiger der constitutionellen Monarchie dem immer ungestümer werdenden Radicalismus entgegengestellt. Am 11. März entzückte die Neapolitaner das seltenste Schauspiel: 30 Kutschen rollten über den Platz des Castell nuovo, mit den Vätern Jesu, welche — in's Exil wanderten. Auch Monsignor Cocle, der allmächtige Beichtvater des Königs, war schon vorher verschwunden, und nach Malta in Sicherheit gebracht worden. Uebrigens zeigte die Entfernung der Jesuiten deutlich den moralischen Zustand des Volks. Denn kaum verließen sie die Stadt, als die Lazzaroni, von Mönchen und Priestern fanatisirt, sich in Schaaren versammelten, gegen den Schloßplatz zogen, und mit wütendem Geschrei die Zurückberufung der Väter Jesu verlangten. Sie ließen den König wie die Madonna del Carmine hoch leben; sie schrieen Tod der Constitution und den Liberalen, welche ihnen Religion und Heilige, wie sie sagten, nehmen oder ihre Kirchen zerstören wollten. Die Nationalgarde bändigte den

Tumult nicht ohne Mühe. Diese Lazzaroni, die armen Kinder des Augenblicks und doch die eifrigsten Anhänger des althergebrachten Zustandes, begriffen von der Constitution so wenig als von der politischen Bewegung überhaupt. Sie blieben dem Könige zugethan; so oft er sich öffentlich zeigte, umschwärmten sie ihn, und verlangten von ihm Waffen, um seine Feinde zu erschlagen. Wenn wir keine Waffen haben, sagten sie, so werden wir die Steine vom Boden aufgreifen und dich verteidigen, wie unsere Väter deinen Großvater verteidigt haben.

Der Zustand Neapels war seltsam. Während Sicilien, welches am 25. März sein Nationalparlament feierlich in Palermo eröffnet hatte, sich zur vollständigen Losreißung und Enttronung des Königs anschickte, und so die Regierung diesseit und jenseit des Faro in doppelter Bedrängniß stand, wurde diese auch über die eigenen Grenzen hinaus in die allgemeine italienische Bewegung hineingerissen. Es handelte sich um die Lega d'Italia: der italienische Congreß sollte in Rom beschickt, ein Hülfscorps für den lombardischen Krieg abgesendet und für die italienische Unabhängigkeit gefochten werden. Mit großem Geschick leistete man alles. Schon am 28. März mußte Fürst Schwarzenberg, der österreichische Gesandte in Neapel, dessen Wappen das Volk heruntergerissen, die Stadt verlassen. Am 7. April, nachdem unter Carlo Troya ein neues Ministerium gebildet worden war, erschien ein pomphaftes Manifest des Königs, worin er seine Völker für die italienische Union aufrief. Sofort wurden die Regimenter für den

Krieg in der Lombardei ausgerüstet, und dem General Wilhelm Pepe, dem berühmten Carbonarichef aus dem Jahre 1820, der Oberbefehl übertragen. Freiwillige waren bereits abgezogen, begleitet von der enthusiastischen Prinzessin Belgiojoso; am 27. April aber gingen 8000 Mann auf acht Kriegsschiffen in See, um die italienische Sache in Oberitalien zu unterstützen.

Kaum war dies geschehen und der Blick auf das weite Vaterland gerichtet, als die Kunde von Palermo einlief, das sicilische Parlament habe einstimmig Ferdinand von Neapel und die bourbonische Dynastie für alle Zeiten des Trons entsetzt und jedes Rechts auf Sicilien verlustig erklärt. Am 13. April war dieser überraschende Act erlassen worden, unterzeichnet vom Marchese Torrearsa als Präsidenten der Kammer der Gemeinen, vom Herzog Serra di Falco als Präsidenten der Pairskammer, von Ruggiero Settimo als Reichspräsidenten und von Calvi als Minister des Innern. Sicilien hatte sich unabhängig und zu einem constitutionellen Staat erklärt, auf dessen Tron ein italienischer Fürst berufen werden sollte, sobald die Verfassung gänzlich würde geregelt sein.

Dies verzweifelte Decret brachte im Volk nicht gleichmäßige Wirkung hervor. Die Radicalen frohlockten; Palermo beleuchtete sich drei Nächte lang; man stürzte die Bildsäulen der Könige um, außer der Karls III.; aber die Gemäßigten erschraken; die Spaltungen der Parteien, die Reaction im eigenen Lande waren unvermeidlich. Grenzenloser Haß und fanatische Leidenschaft, der Stolz des hohen Adels, Hoffnung auf England und Frankreich,

wie auf Piemont, dessen Könige man die Krone anzutragen willens war, hatten jenen Entschluß herbeigeführt: man wollte die Revolution der alten Vesper noch einmal durchführen; verrechnete sich aber wie in der eigenen Kraft, so in der Unterstützung des Auslandes.

Der König antwortete auf die Unabhängigkeitserklärung mit einem Protest, worin er diesen Act für nichtig erklärte. Das sicilische Parlament hatte indessen eine Commission niedergesetzt, welche die Motive der Enttronung des Hauses Bourbon in einem Manifest an alle civilisirten Nationen auseinanderlegen und auch die Constitution von 1812 revidiren sollte. Aber nicht mit gleicher Energie schritten die Anstalten zur Aufstellung eines Nationalheeres vorwärts. Pronio hielt sich noch immer in der Citadelle von Messina, und jeder Versuch des Volks auf die Festung war abgeschlagen worden, bis endlich Gian Andrea Romeo, welchen der König selbst abgesendet hatte, einen Waffenstillstand bis zum 15. Mai vermittelte.

So standen die Dinge schwebend, als der 15. Mai eine plötzliche Veränderung hervorbrachte und mit einem Schlag die Revolution in Neapel zu Boden warf. An diesem Tage sollte das neapolitanische Parlament eröffnet werden. Nachdem die Abgeordneten aus den Provinzen angelangt waren, erschien am 14. in der Staatszeitung die Liste der vom König erwählten 50 Pairs und das Ceremoniel, welches bei der Eröffnung der Kammern zu beobachten sei. Danach hatten sich Pairs und Gemeine in der Kirche San Lorenzo zu vereinigen. Der König sollte nach bendigter Messe die Eröffnungsrede

halten, und hierauf der Eid der Treue gegen die Krone, wie gegen die Constitution geleistet werden. Nicht sobald war dies Programm erschienen, als sich eine wilde Bewegung kund gab. Die Deputirten weigerten sich einen Eid zu leisten, der die Befugniß der Kammern vorweg beschränken müsse; die Radicalen wollten von einer Pairskammer nichts hören. Letztere versammelten sich in der Nacht vom 14. auf den 15. in Montoliveto, 99 an Zahl, worunter exaltirte Adelige, wie Ricciardi, Camaldoli, La Cecilia. Sie blieben in Permanenz, indem sie Deputationen an den Ministerpräsidenten schickten, Abstand von jenem Programm verlangend. Der König weigerte sich. Die Radicalen, vielleicht auch Agenten der Regierung, brachten das Volk in Aufruhr: man stieß Drohungen aus; man sprach von Zuzügen der Calabresen Romeo's, vom Einschreiten der Franzosen, deren Flotte unter Baudin vor Neapel lag; es erhob sich der Ruf nach Republik und Abdankung des Königs. Noch in der Nacht baute man Barrikaden in den Seitenstraßen des Toledo, welche die Nationalgarden besetzten, während die Truppen sich vor dem Schlosse aufgestellt hatten. Die Wut und die Verwirrung stieg mit jedem Augenblick. Am Morgen des 15. constituirten sich die Deputirten im Stadthause als provisorische Regierung und ernannten einen Wolfahrtsausschuß. So ward jede unblutige Lösung der Frage unmöglich. Das Mißtrauen gegen die bourbonische Dynastie trieb alles auf die Spitze, und diesem Mißtrauen ist mehr als der republikanischen Partei die Katastrophe des 15. Mai zuzuschreiben, denn jene war im

Ganzen klein und im Volk ohne Anhalt. Der König übrigens gab noch am Morgen soweit nach, daß die Pairskammer nicht eröffnet und die beanstandete Eidesformel verändert werden sollte, und wirklich schien sich hierdurch der Tumult zu beruhigen; man verließ sogar einige Barrikaden; die Schweizerregimenter kehrten in die Kasernen zurück. Aber die Radicalen trauten keiner Zusage; die Revolutionsmänner, von denen die meisten aus den Abruzzen, dem Principato und Calabrien hereingeströmt waren, schürten den Aufstand, indem sie das Abbrechen der Barrikaden hinderten und neue erbauten. Noch einmal stellten die Deputirten an den König als Gewähr seiner redlichen Absicht, die Constitution zu halten, folgende Bedingungen: Abschaffung der Pairskammer, Uebergabe aller Forts an die Nationalgarde, Entfernung aller Truppen auf zehn Millien vom Stadtgebiet. Dagegen berief sich der Monarch auf die von ihm beschworene Constitution, welche die Deputirtenkammer durch ihre gesetzwidrigen Beschlüsse offenbar umgestoßen habe, und die er vertheidigen werde. Allerdings war die Constitution vom 10. Februar von den Abgeordneten umgestoßen und die Regierung in diesem Augenblick im formellen Recht. Sie kannte die Schwäche der Volkspartei wol und konnte auf die Truppen zählen, darum scheute sie sich nicht den Kampf mit Entschlossenheit aufzunehmen. Der König selbst zeigte sich zum Aeußersten bereit, und sandte an die Commandanten der Forts den Befehl, die Stadt zu bombardiren, als der Kampf begonnen hatte.

Um 11 Uhr Morgens fiel der erste Schuß; ein

Nationalgardist erschoß einen Soldaten: der Kampf begann. Die Truppen rückten sofort gegen die Barrikaden, und die vier Schweizerregimenter stürmten mit gefälltem Bayonnet. Zugleich feuerte das Castello nuovo rücksichtslos mit Kartätschen. Man focht eine Zeit lang mit großer Erbitterung; aber obwol die Radicalen die Häuser in Festungen verwandelt hatten und aus den Fenstern und von den Balconen wie aus den Kelleröffnungen ein heftiges Feuer unterhielten, fielen doch die Barrikaden sehr bald vor dem Ungestüm der Schweizer, welche in die Paläste drangen und niederstachen, was sie darin in Waffen fanden. Nachmittags war das Kampfgewühl im untern Toledo still geworden, während noch auf Santa Brigita in Mercadello fortgekämpft wurde. Viele Paläste standen in Flammen oder lagen in Trümmern. Hinter den Schweizern tobte die entfesselte Horde der Lazzaroni, welche die Stadt zu plündern herbeigekommen waren, in die Häuser drangen und fortschleppten, was in ihre Hände fiel. Als die vom Flammenschein gerötete Nacht des 15. Mai vergangen war, enthüllte der Morgen ein schauderhaftes Bild der Verwüstung: zerstörte Paläste, auseinander gezerrte Barrikaden, Leichen und Verwundete übereinander gestürzt, herumschweifendes Gesindel in Lumpen, beladen mit Geräten und Kostbarkeiten jeder Art, Trupps von Gefangenen, die mit Kolbenstößen nach dem Castello nuovo abgeführt wurden. Die Deputirten waren zersprengt oder gefangen, andere glücklich entflohen, wie Romeo, Pellicano, Scialoja, Saliceti; viele nahmen die im Hafen ankernden französischen Schiffe auf.

Die Schweizer hatten den Tron gerettet. Man hat diesen Mietlingen der Despotie blutige Grausamkeit gegen das Volk, selbst Plünderung der Paläste während des 15. Mai vorgeworfen; im Namen der vier Schweizerregimenter haben sich die Obersten in einer Erklärung (Neapel, 7. Juni 1848) gerechtfertigt, worin sie alle solche Beschuldigungen von sich abweisen und behaupten, daß sie am 15. Mai nicht gegen das Volk, sondern für die auch von ihnen beschworene Constitution vom 10. Februar gekämpft hätten.

Der König erschien am 16. Mai auf dem Balcon seines Schlosses und dankte seinen Rettern; am 17. hielt er einen Zug durch die noch verwüsteten Straßen seines schönen Neapel. Es umschwärmten ihn Lazzaronihaufen, welche die Fahne der Bourbons schwangen, das Bild der Madonna del Carmine einhertrugen, mit dem Gebrüll: Santa Fede! den Monarchen beglückwünschten, und Plünderung der Stadt verlangten.

Schon am 16. war die Nationalgarde aufgelöst worden; ihre Waffen sah man von zerlumpten Straßenbuben mit Hohngeschrei auf das Generalcommando schleppen. Neapel selbst ward in Belagerungszustand erklärt; zugleich erschien ein königliches Decret, welches die feierliche Versicherung enthielt, die beschworene Constitution aufrecht zu erhalten, und, indem es die Deputirtenkammer auflöste, eine neue ausschrieb und auf den 1. Juli einberief. Endlich kam auch ein neues Ministerium unter Cariati zu Stande, in welchem Bozzelli das Innere übernahm, der Prinz Ischitella den Krieg und die Marine, Torella den Ackerbau und Handel,

der General Carascosa die öffentlichen Arbeiten, Paolo Ruggiero die Finanzen, Serracapriola die Präsidentschaft des Staatsraths erhielten.

So ging Ferdinand II. mit einem glänzenden Siege aus dem Kampfe des 15. Mai hervor, glücklicher als sein Großvater, der erst durch offenbaren Treubruch und die Waffenmacht der Fremden die lästige Constitution losgeworden war. Die Urteile über den 15. Mai sind sehr verschieden; wenn man auch weiß, daß der Absolutismus es mit der Verfassung nimmer redlich meinen kann, so muß man dennoch zugestehen, daß die neapolitanische Regierung Charakter zeigte, und daß sie anfangs mit Mäßigung verfuhr. Die Radicalen, schlecht organisirt, im Volk ohne Rückhalt, thöricht bis zur Unsinnigkeit, meist, wie auch im übrigen Europa, unpraktische Männer, boten der Regierung selbst den köstlichen Moment dar. Diese ergriff ihn mit Klugheit und Energie, machte die Volkspartei zur Rebellenpartei, sich zum Verteidiger der Verfassung, besiegte jene mit Leichtigkeit, und so ließ sie die Constitution allmälich verschwinden. Vergleicht man das Jahr 1848 mit jenem von 1820, so zeigt sich klar, daß die Revolution der Carbonari im Princip bestimmter, daher nachhaltiger gewesen war. Damals gab es nur eine Frage; im Jahre 1848 ging der Mittelpunkt der Bewegung, so in Neapel wie in Deutschland und Frankreich, über tausend andern Fragen verloren. Daher diese grenzenlose Schwäche der Volkspartei und die allgemeine Erscheinung, daß niemals in der Weltgeschichte die Anfänge von Revolutionen glänzender, kläglicher die Ausgänge waren.

Der 15. Mai zog für Italien die verhängnißvollsten Folgen nach sich. Sofort machte sich der Rückschlag in der Lombardei fühlbar. Indem der König Ferdinand seine Hülfsarmee zurückrief, wurde der österreichisch-lombardische Krieg in eine neue Krisis gebracht und den italienischen Bestrebungen der Todesstoß versetzt. Die neapolitanische Flotte, welche am 5. Mai vor Ancona erschienen war und nun, vor Venedig kreuzend, Triest blokirte und das österreichische Geschwader in Schach hielt, kehrte heim und gab von jener Seite Venedig bloß. Die Landarmee unter Pepe wurde ebenfalls zurückgerufen. Schon auf ihrem Zuge durch die päpstlichen Staaten hatte sie sich auffallend langsam bewegt, geheimen Befehlen gemäß; denn viele Offiziere, welche im Vertrauen des Königs waren, legten dem Marsch der Truppen unter mancherlei Vorwänden Hindernisse entgegen, sodaß sie erst nach unverhältnißmäßig langer Zeit Bologna erreichten. Da erschien ein Stabsoffizier von Neapel mit dem Befehl zur schleunigen Umkehr. Pepe zwar widersetzte sich und führte eine kleine Schaar weiter über den Po, aber fast die ganze Armee kehrte mit dem General Statella nach Hause zurück, um gegen die Aufständischen in Calabrien zu marschiren. Indem also 14000 Neapolitaner, auf die man in der Lombardei gezählt hatte, den Rücken wandten, geschah es, daß der römische General Durando, welcher den Oesterreichern unter Nugent entgegenstand, sich nicht mehr halten konnte, und auch die Operationsplane der Piemontesen dadurch gestört wurden.

Schneller, als die Neapolitaner gegen die Lombardei

heraufgerückt waren, marschirten sie jetzt gegen Calabrien herunter. Denn dort sollte der verunglückte Kampf fortgeführt werden, dort wollte die zersprengte Deputirtenkammer sich vereinigen und Cosenza zum Mittelpunkt aller Operationen machen. Vier Deputirte, Ricciardi, Eugenio di Riso, Raffaele Valentini und Domenico Mauro, sollten sich nach Cosenza begeben und die übrigen Abgeordneten dahin berufen. Indem sie sich hier als Wolfahrtsausschuß organisirten, und die Radicalen von allen Seiten zusammenströmten, rüstete man die Volksbewaffnung. Mehre Tausend Calabresen hatten sich versammelt; von Messina her führte der tapfere Ignazio Ribotti einige Hundert Mann auf das Festland. Aber kaum rückte der General Lanza gegen Cosenza, als die Calabresen sich zurückzogen und der Wolfahrtsausschuß entfloh. Zugleich war Nunziante in Pizzo gelandet, hatte in Monteleone Verstärkungen an sich gezogen und war auf Campo Longo marschirt. Hier warfen ihn die Calabresen mit Tapferkeit zurück, so daß die Neapolitaner sich auf Pizzo zurückzogen, wo sie arge Excesse verübten. Aber leider brach unter den Führern der Volkssache Uneinigkeit aus, namentlich zwischen Ribotti und Mauro. Das calabrische Heer löste sich auf, die Sicilianer, welche zu Schiff zu entkommen suchten, wurden gefangen; doch rettete sich der Wolfahrtsausschuß nach Korfu. Die Insurgenten wurden zu Banditen, zerstreuten sich in die Berge, und machten ganz Calabrien unsicher. Eine heillose Anarchie war die Folge des calabrischen Kriegs, so daß in jener Provinz barbarische Gräuel, Raub und

Mord an den Gutsbesitzern und jeder Frevel verübt wurden.

In den übrigen Provinzen fanden nur unbedeutende Erhebungen statt; die Sache des Volks war verloren. Zwar schmeichelte man den Neapolitanern noch mit einem constitutionellen Schein, aber es geschah nur, weil die Reaction nicht mit einem mal alles wagen durfte. Ja man hob schon am 14. Juni den Belagerungszustand auf; man befahl die Reorganisation der Nationalgarde; man vollzog die Wahlen zu den neuen Kammern, welche durchaus gegen die Regierung ausfielen. Am 1. Juli eröffnete Serracapriola das Parlament im Namen des Königs mit einer Rede, die den Schmerz des Monarchen über die blutigen Ereignisse des 15. Mai ausdrückte, und die Aufmerksamkeit der Kammern auf die Verwaltung der Communen und Provinzen, auf die Nationalgarde, die Finanzen und den öffentlichen Unterricht leitete.

Jetzt aber richtete die Regierung, der Bewegung diesseit des Faro sicher und Herrin der Dinge, alle ihre Kräfte auf die Unterwerfung Siciliens. Von der italienischen Angelegenheit ganz auf sich zurückgewendet, konnte sie alle Mittel dazu aufbieten. Schon zog sich Nunziante's Heer Messina gegenüber in Reggio zusammen, und die Flotte rüstete sich, von Neapel mit den Schweizerregimentern auszulaufen. Da beschloß das Parlament Siciliens am 11. Juli die Krone der Insel dem tapfern Herzog von Genua, dem zweiten Sohn des Königs von Sardinien, anzutragen, welcher als Albert Amadeus zum Könige der Sicilianer ernannt wurde,

mit einer Civilliste von 243030 Ducaten. Eine Deputation brachte die Krone dem Herzog nach Turin, aber sie wurde mit unentschiedenen Worten entlassen. Der Prinz (er starb sechs Jahre darauf im Anfang des Jahres 1855) erkannte die Unsicherheit der Lage Siciliens zu wol, und Sardinien mußte sich damals einen zu kühnen Schritt versagen.

So kam das Ende des Monats August heran; die königlichen Truppen, 10000 Mann stark, schifften sich unter Filangieri in Neapel auf 13 Dampfern und 20 Kanonierschiffen ein und erschienen, nachdem sie zuerst bei Reggio angelegt hatten, am 2. September im Angesicht von Messina. Diese Stadt, in welcher eine provisorische Regierung tagte, war von etwa 16000 Mann Nationalgarden verteidigt, die nicht hinreichten, zweifache Angriffe, die des landenden Feindes und jene aus dem Castell, abzuhalten. Indem Pronio am Morgen das Bombardement eröffnete und die Stadt, welche, wie wenige Städte Europas, durch Erdbeben, Pest und Krieg seit so vielen Jahrhunderten heimgesucht worden ist, mit Wurfgeschossen überschüttete, bewerkstelligten die Truppen an der Rhede Marco Grosso am 5. September die Landung. Die Messinesen sind ein tapferes und todesmutiges Volk, vielleicht unter allen Sicilianern die am meisten energischen: sie verteidigten sich auch diesmal mit großer Erbitterung. Aber ein Posten nach dem andern mußte dem Feinde überlassen werden, und nach rühmlichem Kampf sah sich die Stadt zur Uebergabe gezwungen. In das schrecklich verwüstete Messina zog Filangieri am 7. September ein; so war die wichtige

Stadt in drei Tagen übergegangen. Auch hier drängt sich der Vergleich mit jenen Kämpfen nach der sicilianischen Vesper auf. Damals vermochte die gesammte Macht Karls von Anjou, welcher in Person sein Heer befehligte, Messina nicht zu beugen, und vom April bis zum 2. September 1282 behauptete sich der große Kriegsheld Alaimo als Sieger in zahllosen Ausfällen, trotz beispielloser Hungersnot und Erschöpfung der Bürger, bis Peter von Aragon, welchem das Parlament von Palermo die Krone angetragen, die heldenmütige Stadt entsetzte.

Der Fall Messina's machte auf Palermo eine entmutigende Wirkung. Aufs neue wandte sich jetzt das Parlament an England in der Hoffnung, endlich Anerkennung zu finden. Das englische Cabinet mahnte allerdings den König von Neapel von einem Kriege gegen Sicilien ab, und mit ihm vereinigten sich die Vorstellungen Frankreichs durch dessen Gesandten Rayneval. Man unterhandelte durch die Admirale Baudin und Parker, deren Flotten Sicilien beobachteten, und man schloß vorerst einen Waffenstillstand.

Während hier nun die Waffen ruhten, geschah in Neapel selbst nichts Nennenswertes, als die neue Vertagung der Kammern und ihre neue Berufung, ein Schauspiel, welchem das Volk teilnahmlos zuzusehen begann. Die Neapolitaner, immer nach neuen Dingen begierig, sind bald gelangweilt. Von 9000 eingeschriebenen Wählern fanden sich im November kaum 1000 ein, und nachdem die Kammern eröffnet waren, wurden auch sie sogleich bis zum 1. Februar 1849 vertagt.

Die Physiognomie der Stadt war allmälich die alte geworden: die Polizei füllte wieder die Straßen; die Militärcommission, welche die Verhafteten des 15. Mai zu richten hatte, entwickelte die größte Thätigkeit; auch Monsignore Cocle war aus seinem Exil zu Malta schon am 2. October lachend nach Neapel zurückgekehrt.

Aber bald sollte ein seltsames Ereigniß die Augen der Welt auf Neapel richten, ein Ereigniß, wie es seit Jahrhunderten nicht erlebt worden, und welches damals nachhaltigere Folgen versprach, als sie in Wirklichkeit eingetreten sind. Am 27. November erschien der Graf Spaur, Gesandter Baierns am päpstlichen Hof, im Schlosse zu Neapel und gab folgenden Brief in die Hände des Königs:

„Sire! der augenblickliche Triumf der Feinde des heiligen Stuls und der Religion haben das Oberhaupt der katholischen Kirche gezwungen, Rom wider Willen zu verlassen. Ich weiß nicht, zu welchem Punkt der Erde der Wille des Herrn, dem ich meine Seele in aller Demut befehle, meine flüchtigen Schritte führen wird; unterdessen habe ich mich in die Staaten Ew. Majestät geflüchtet, mit einigen treuergebenen Personen. Ich weiß nicht, welcher Art Ihre Absichten in Bezug auf mich sein werden, und dessen ungewiß halte ich es für Pflicht, Ihnen durch meinen Abgesandten, den Grafen Spaur, bairischen Minister beim heiligen Stul, wissen zu lassen, daß ich bereit bin, das neapolitanische Gebiet zu verlassen, wenn meine Gegenwart in den Staaten Ew. Majestät ein Gegenstand der Furcht oder der politischen Differenzen werden könnte. Pius IX.“

Um 7 Uhr des Morgens fuhr der König Ferdinand mit der königlichen Familie auf einem Dampfschiff nach Gaeta ab. Derselbe Papst, der einst durch seine Reformen die italienische Bewegung veranlaßt hatte, dessen Name als Revolutionsruf in allen aufständischen Provinzen gehört worden war, kam nun als Flüchtling, die Gastfreundschaft Neapels anzuflehen. Der Hof nahm ihn mit Enthusiasmus auf. Man führte ihn in den Gouvernementspalast Gaeta's, wo er sich einrichtete, und hiermit wurde dieses Gibraltar Neapels das italienische Koblenz, der Sammelpunkt der Reaction.

Nachdem, wie schon bemerkt, durch Vermittelung von England und Frankreich ein Waffenstillstand zwischen Neapel und Sicilien abgeschlossen worden, waren Unterhandlungen rücksichtlich des Schicksals der Insel in Gang gekommen. Der König Ferdinand gab den dringenden Vorstellungen der beiden fremden Höfe so weit nach, daß er den Sicilianern ein Ultimatum stellte: er bot ihnen eine Constitution auf der Basis von 1812, die Statthalterschaft eines königlichen Prinzen oder eines Sicilianers, die getrennte innere Verwaltung; doch sollte Sicilien Heer und Flotte mit Neapel gemein haben und in allen äußern Angelegenheiten nur durch Neapel vertreten sein. Er bot endlich Amnestie, nahm aber 45 Personen davon aus, welche von der Insel zu entfernen seien.

Die fremden Admirale überbrachten dies sehr günstige Ultimatum dem Parlament nach Palermo. Aber teils war man schon überhaupt zu weit gegangen, teils traute man dem falschen Könige nicht, der bereits die Constitution

Neapels unterdrückt hatte. Man erkannte auch in den Zugeständnissen so viele Punkte, welche die Verfassung illusorisch machen mußten, wie namentlich einen, der den sicilianischen Adel mit dem Verlust seiner Pairie bedrohte, da der König Miene machte, die Pairs selbst ernennen zu wollen. Das Parlament antwortete daher mit einem Aufruf (vom 20. März 1849) zur Erhebung in Masse, der also lautete:

„Sicilianer! Für uns ist das Kriegsgeschrei ein Freudengeschrei! Der 29. März, der Tag, an welchem die Feindseligkeiten mit dem Despoten von Neapel beginnen, wird von uns mit solcher Lust begrüßt werden, wie es der 12. Januar war, weil man ja die Freiheit mit dem Preise des Bluts erkaufen kann. Der Friede, den man euch antrug, war schimpflich. Er zerstörte mit einem Schlag alle durch die Revolution erworbenen Güter. Ihr habt die Aufmerksamkeit des ganzen Europa verdient; aber wenn ihr auf eure Rechte weniger eifersüchtig gewesen wäret, wenn ihr euch von neuem dem betrügerischen Despotismus eines Tyrannen würdet unterworfen haben, was hätte Europa gesagt? Sicilianer, obwol der Sieg unsicher ist, so hat doch eine Nation, deren Ehre auf dem Spiele steht, wie ein Individuum, das höchste Recht, sich zu opfern. Es ist besser, mitten unter den Ruinen des Vaterlandes sich zu begraben, als Europa das Schauspiel unerhörter Feigheit zu geben. Der Tod ist der Sklaverei vorzuziehen. Aber nein! wir werden siegen; wir vertrauen unserer heiligen Sache und der Gewalt unserer Waffen. Blickt auf die Verzweiflung und die Trümmer von Messina! Der Krieg ist für

uns das Symbol der Rache und der Pietät. Eine einzige Stadt Siciliens seufzt unter dem Joche des Feindes der Freiheit. Zu den Waffen! Zu den Waffen! Sieg oder Tod!"

Was verlieh, so fragt man wol mit Recht, diesem Manifest den Nachdruck? Welches waren die Verteidigungsmittel? welches die Generale und Führer des Volks? Als die Magyaren in ähnlicher Lage aufstanden, sah das überraschte Europa im Augenblick wie aus dem Boden aufsprießen eine Menge organisirender Talente und eine Schaar von Feldherren und Führern, welche in jeder Epoche als militärische Genies würden geglänzt haben. Aber die Sicilianer hatten keinen einzigen bedeutenden Mann aufzustellen. Da zeigte sich, wie dieses begabte und leidenschaftliche Volk durch die lange Knechtschaft unter den Bourbons entkräftet worden war! es war seinem Elend erlegen; jener einst so starke Feudaladel des Mittelalters, im Kriegshandwerk nicht mehr geübt, hatte sich nur den Künsten des Friedens und dem Luxus ergeben.

Mieroslawski, ein Pole von zweideutigen Talenten, leitete das sogenannte sicilianische Nationalheer, kaum 20000 Mann regulärer Truppen, unter denen obenein viele Fremde, Polen und Franzosen sich befanden. Kein Wunder, daß der Unabhängigkeitskrieg so kläglich verlief. Ueberall nichts als Scharmützel, kaum größere Kämpfe! Am 4. April begannen die Feindseligkeiten. Auch diesmal waren es die Schweizer, die dem Absolutismus den Sieg gewannen. Filangieri rückte von Messina zuerst auf Taormina, welche berühmte Stadt, auf Höhen, in

fast uneinnehmbarer Lage die große Straße versperrt, so daß man hier einen unbesieglichen Widerstand erwartete. Aber der Ort wurde, obwol ihn 4000 Mann mit neun Kanonen verteidigten, in einigen Stunden von mehreren Bataillonen gestürmt und genommen. Sofort rückte Filangieri auf der Straße von Catania weiter und besetzte Aci Reale, wo ihn das Volk bereitwillig aufnahm. Von hier sind es nur einige Stunden bis zum schönen Catania am Fuße des Aetna. Dort hatten sich die Sicilianer vereinigt: man erwartete demnach einen Kampf auf Leben und Tod. Am 5. April 1849 wurde die Stadt zu Lande und zu Wasser angegriffen; die Kriegsschiffe stellten sich am Hafen auf, dessen Zugang nur drei Batterien schützten. Am 6. rückte Flotte und Heer zu gleicher Zeit an, während 20000 Mann Sicilianer und Fremde, reguläre Truppen wie Milizen, die verbarrikadirte Stadt verteidigten, die durch das Bombardement vernichtet zu werden drohte. Tapfer kämpfte die Fremdenlegion, und heldenmüthig wehrten sich die Catanesen, aber sie mußten weichen. Die Schweizer stürmten unter Muralt das Tor Sant' Agata und drangen in die Stadt, worauf ein grausiger Straßenkampf begann, ein Morden, Brennen und Plündern, wie in Neapel und Messina. Die Strada Etnea, die herrlichste Catania's, dieses köstlichen Edelsteins unter den Städten Siciliens, wurde ganz verwüstet, selbst das berühmte Museum Biscari war der Plünderung ausgesetzt und büßte Vieles aus seiner wertvollen Sammlung ein.

Als Catania gefallen war, machte Mieroslawski von Regalbutto aus noch einen Versuch, die Neapolitaner

daraus zu vertreiben, aber an den Vorbergen des Aetna zurückgeschlagen, entwich er mit dem Rest seines Heerhaufens in das Innere. Hierauf ergaben sich ohne Schwertstreich Syrakus, Augusta und Noto. Die ganze Ostküste war in wenig Tagen erobert worden, und nunmehr konnte Filangieri seinen Marsch gegen Palermo richten.

Hier war das Parlament auf die Nachricht, daß alle jene festen Punkte in Feindes Hand gefallen seien, in die größte Bestürzung geraten. Das Volk selbst ward unruhig; Stimmen der Verzweiflung ließen sich überall hören; an ernstlichen Widerstand dachten Wenige. Nicht einmal Castro Giovanni, das alte Enna, wo sich vor Zeiten Byzantiner und Saracenen so lange Jahre gehalten hatten, besetzte man. Die Ratlosigkeit war grenzenlos; es fehlte an einem Garibaldi. So geschah es, daß die Minister dem Parlament den Antrag der Unterwerfung vorlegten. Die Pairskammer nahm ihn einstimmig, die Deputirtenkammer mit 60 Stimmen gegen 30 an, und nachdem dies geschehen, ersuchte man den Admiral Baudin die Vermittelung zu übernehmen. Als der Heerhaufen Filangieri's bereits Caltanisetta erreicht hatte, im Begriff auf Palermo vorzurücken, kam ihm eine Deputation entgegen, darunter der Prinz von Pallagonia, der Marchese von Rudini, der Graf Lucchesi Palli, mit der Nachricht, daß Palermo sich unbedingt unterwerfe und dem Einzuge der königlichen Truppen nichts mehr in den Weg stelle. Zwar hatten sich die Radicalen unter der Führung Scordati's erhoben, eine provisorische Regierung eingesetzt und Anstalten zur Ver=

teidigung getroffen, und es gab am 8. und 9. Mai einen Zusammenstoß mit den Truppen, welche von Monreale heranzogen; aber in der Stadt herrschte die wildeste Anarchie; ein Streit zwischen der Fremdenlegion und den Sicilianern war ausgebrochen. Das Parlament selbst hatte sich aufgelöst, und 3000 Personen waren auf englischen und französischen Schiffen aufgenommen worden. Filangieri indessen blieb einige Tage vor Palermo stehen. Er verkündete Amnestie, von welcher 45 Personen ausgeschlossen blieben, unter ihnen Ruggiero Settimo, Serra di Falco, der Marchese Torrearsa, Mariano, Stabile, der Principe Scordia. Hierauf zog er erst am 15. Mai, dem Jahrestage der neapolitanischen Contrerevolution, in das entwaffnete Palermo ein.

So endete die Revolution Siciliens, wahrlich höchst kläglich, erwägt man ihren Beginn und sieht man auf ihre Parlamentsbeschlüsse. Auch die Sicilianer hatten falsch gerechnet. England hatte sie sich selbst überlassen, da der 15. Mai den Dingen eine andere Wendung gegeben; das Volk war bald nicht mehr mit ganzer Seele bei der Revolution. Der Adel und die Geistlichkeit erregten Mistrauen um ihrer egoistischen Absichten willen; Führer wie Mittel fehlten, denn Land und Städte waren verarmt und erschöpft. Dem neu gerüsteten Absolutismus nicht gewachsen, sank die Insel wiederum, und elender denn zuvor, unter das Joch des verhaßten Neapel.

An demselben Tage, da Palermo fiel, stand der König Ferdinand — so wunderbar wechselten die Ereignisse — mit einem kampffertigen Heere auf päpstlichem

Gebiet, in seinem Hauptquartier zu Albano im Angesicht von Rom. Denn von Gaeta aus hatte der Papst im Frühjahr alle katholischen Mächte aufgefordert, mit Waffengewalt das rebellische Rom ihm zu unterwerfen und ihn in seine Staaten wieder einzusetzen. Während nun die Franzosen, ihrer eigenen republikanischen Verfassung zum Widerspruch, unter Oudinot vor Rom lagen, die Oesterreicher Bologna besetzt hielten, und die Spanier in Porto d'Anzio sich ausschifften, war der König mit 16000 Mann und 72 Kanonen herangezogen.

Dieser Feldzug blieb jedoch ohne Lorbeeren; es fehlte nicht viel, daß der tapfere Garibaldi in den Gefechten bei Palestrina am 9. und bei Velletri am 19. Mai die Neapolitaner vernichtet hätte. Nach dem Kampf bei Velletri trat der König eilends seinen Rückzug in seine Staaten an, verfolgt von den römischen Republikanern, welche, kühner und ausdauernder als die Sicilianer, erst nach harter Gegenwehr den Franzosen erliegen sollten.

Mit dem Falle Siciliens am 15. Mai und jenem Roms am 3. Juli 1849 endigte die Revolution des südlichen Italien, und was wir weiter zu berichten haben, sind nur die traurigen Folgen aller verunglückten Volksaufstände, Martialgerichte, Processe und Maßregeln der Reaction.

Was Sicilien betrifft, so wurden jene Versprechungen, die Filangieri den Palermitanern gemacht hatte, nicht gehalten. Die Zusage, daß ein königlicher Prinz Statthalter werden sollte, bestätigte der König nicht; er machte vielmehr Filangieri selbst zum Vicekönig, indem er ihm zugleich als Belohnung seiner Waffenthaten

den Titel eines Herzogs von Taormina verlieh. Nunziante, der Besieger Calabriens, und Statella, welcher die neapolitanischen Truppen wieder vom Po zurückgeführt hatte, wurden unter ihm Generale. Sicilien kehrte in die alten Verhältnisse zurück. Doch wurde vorerst Don Giovanni Carrisi, ein Sicilianer, zum Ministersecretär für die Angelegenheiten der Insel ernannt, welcher beim Könige zu residiren hatte, und gemäß des Entschlusses vom 27. September 1849 ward eine sicilianische Consulta ernannt, die auch am 28. Februar 1850 ihre Sitzung eröffnete. Ein fürchterlicher Druck belastete jetzt das verarmte Volk: die frühern Steuern wurden nicht allein wieder aufgelegt, sondern neue ihnen hinzugefügt, eine umfassende Stempelsteuer, selbst eine Fenstersteuer. Alle Gewerbe gerieten in Verfall; Banditen machten die Straßen unsicher; dem Ackerbau mangelten die Kräfte; denn was der Krieg nicht getödtet hatte, entzogen dem Lande Kerker und Flucht. Viele der Häupter waren glücklich auf französische oder englische Schiffe entkommen; Ruggieri Settimo nach Malta entflohen, andere in das Exil nach Paris, London oder Korfu gewandert; aber viele ereilte die Polizei, welche nun eifrig Land und Städte durchsuchte, Deputirte aufzutreiben, um sie zu einer Erklärung zu zwingen, worin sie jenen Beschluß zurücknahmen, der die Bourbons des sicilischen Trons für verlustig erklärt hatte Eine gleiche Forschung fand nach Waffen statt. Das Elend des Jahrs 1837 war gering gegen das Schreckenssystem, unter welchem Sicilien nach seiner letzten Revolution seufzen sollte. Indem alle Zusagen, selbst die der Amnestie, zurückgenommen wur-

den, fiel die Insel in den Zustand von 1837 zurück: factisch wurde sie eine neapolitanische Provinz.

In Neapel selbst ließ man die Constitution allmälich erlöschen; nachdem am 14. März 1849 die Kammern aufgelöst worden waren, wurden sie nicht mehr zusammenberufen. Es figurirte nur noch die Verfassung auf dem Titel der amtlichen Zeitung, dem „Giornale costituzionale delle due Sicilie", bis am 21. Mai 1850 auch das Wort „costituzionale" verschwand. Die Verfassung ward spurlos, trotz des geschworenen Eides vom 24. Februar 1848. Hie und da freilich, in den Abruzzen und in Calabrien fanden noch Nachwehen der Revolution statt, aber die Polizei genügte, sie zu unterdrücken.

Das absolute Königtum stellte sich geräuschlos wieder her. Man sah den König nicht mehr in Neapel, denn seit dem 15. Mai residirte er fast immer in Gaeta, wo Pius IX. noch bis zum 4. September 1849 seinen Sitz hatte. An diesem Tage verließ der Papst auf dem Dampfer Tancred Gaeta und bezog seine Wohnung im Schloß zu Portici. Die Denkwürdigkeiten seines Aufenthalts hier und in Neapel haben die Annalen der Kirchengeschichte aufgezeichnet; wir bemerken nur ein Institut, welches damals unter seinen Augen begründet wurde. Schon in Gaeta war man auf den Gedanken gekommen, ein umfassendes katholisches Organ zu stiften, welches als Bollwerk gegen die demokratische Presse und alle umstürzenden Tendenzen dienen sollte. So entstand in Neapel im Jahre 1850 die „Civiltà cattolica", unter der Leitung jenes Jesuiten Curci, der vor dem Ausbruche der Revolution die Zeitschrift „Scienza e fede" redigirt

hatte, und der Jesuiten Bresciani und Trapello. Dieses Organ, welches ein Jahr später von Neapel nach Rom verlegt wurde, besteht noch und kämpft mit allen Waffen gegen die Revolution. Bei großer Verbreitung und vielen Correspondenzen aus allen Teilen der Welt wird es mit Geschick geleitet. Es erscheint jeden ersten und dritten Sonnabend im Monat, und bringt in jedem Heft vielseitige Abhandlungen, allgemeine politische Betrachtungen, eine zeitgenossische Chronik der Welthändel, sogar Romane, wie der „Ebreo di Verona", der erste darin erschienene, von Bresciani, welcher die italienische Revolution von 1848 zum Gegenstand hat. Im Anfange des Jahrs 1855 wurde dies Journal dem Könige von Neapel misliebig, man sagt, um gewisser Artikel willen, die nur in einigen Exemplaren abgedruckt waren, und deren Inhalt nicht bekannt ist. Der Redacteur Curci mußte abtreten; der Orden Jesu schien sogar mit der Ausweisung aus Neapel bedroht; indeß die Differenzen wurden ausgeglichen.

Nachdem Pius IX. einige Prinzen und Prinzessinnen des neapolitanischen Hauses getauft oder gefirmelt und der Königin die goldene Rose geschenkt hatte, reiste er am 4. April 1850 von Portici ab über Caserta. Er besuchte noch einmal Gaeta, dessen Dom er zur Metropolitankirche erhob; in Begleitung des Königs und des Prinzen von Calabrien gelangte er nach Fondi; dort an der Grenze des Königreichs nahm er unter Thränen Abschied und dankte für die Gastfreundschaft, die ihm Neapel in seinem Unglück erwiesen hatte. Dann setzte er seine Reise fort und zog am 12. April durch eben

dasselbe Tor San Giovanni in Rom ein, aus welchem er am 24. November 1848 entflohen war.

Der König kehrte nach Caserta zurück, wo er lebte, während in seiner Hauptstadt Scenen stattfanden, die das Land mit Jammer erfüllten. Denn nun begannen die massenhaften Verfolgungen gegen Deputirte und Liberale, und eine Reihe von Monsterprocessen, welche sich bis in's Jahr 1853 fortsetzten. Neun ehemalige Minister waren gefangen oder auf der Flucht, 54 Deputirte gefangen oder im Exil; die Zahl der Eingekerkerten gab man auf viele Tausende an, und wenigstens waren ihrer nach authentischen Berichten im Jahre 1851 2024 in den Staatsgefängnissen.

Unter allen jenen Processen erregte der Monsterproceß gegen die sogenannte Sekte Dell' unità italiana das allgemeine Aufsehen Europa's. Die Anklage hing mit einem Vorfalle in Portici zusammen, wo am 16. September 1849 auf dem Schloßplatz, während der Papst den Segen erteilte, das Aufknallen einer Petarde eine vorübergehende Störung verursacht hatte. Man nahm diesen Mutwillen als Demonstration von Seiten eines Geheimbundes auf, der als Lega der italienischen Einheit sich sollte organisirt haben, den Mazzinismus zu verbreiten und das Leben des Fürsten zu bedrohen. Anonyme Angebereien der Polizeiagenten besagten das Nähere: es hieß, die Sekte bestehe in fünf Graden, sie habe einen Großrat unter der Leitung des Grafen Mamiani, einen Generalverein, Provinzialvereine, Districts- und Communalvereine, entsprechend der administrativen Gliederung des Landes. In Wahrheit bestand eine

Gesellschaft für die Zwecke der italienischen Union, welche die neapolitanische Regierung selbst einst durch Manifeste und thatsächliche Zustimmung angestrebt hatte; aber die Agenten der Polizei beschuldigten viele hervorragende Persönlichkeiten als Stifter oder Teilnehmer eines königsmörderischen Bundes, um sie zu verderben, unter ihnen auch Carlo Poerio, jenen Advocaten, welcher im Jahre 1848 zuerst Director der Polizei, dann Minister des Unterrichts gewesen war, ein Mann von durchaus gemäßigten Ansichten, der nicht einmal an der republikanischen Erhebung des 15. Mai teilgenommen hatte. Ebenso waren darunter begriffen Dragonetti und der Herzog Caraffa d'Andria, und viele andere angesehene Männer, im Ganzen 40 Angeklagte. Die Polizei war der Ankläger, ein Specialgerichtshof instruirte und fällte das Urteil unter dem Vorsitze Navarro's. Am 1. Juni 1850 wurde der Proceß eröffnet, am 5. December das Urteil gefällt; nur vier Personen sprach man frei, drei dagegen, Fancittano, Settembrini und Agresti, verurteilte man zum Tode, die Uebrigen zu den Galeeren. Die zum Tode Verurteilten begnadigte man kurz vor der Execution zu den Galeeren. Es ist wahr, die Regierung von Neapel vollzog kein politisches Todesurteil, aber die Gefängnißstrafe war härter, als ein schneller Tod. Man führte die Unglücklichen, unter ihnen Poerio, der zu 24 Jahren Kerker verdammt war, nach dem Hafen, wo sie paarweise wie gemeine Verbrecher in Eisen geschmiedet, dann in ein Schiff gebracht und zuerst in die Kerker von Nisita abgeführt wurden. Ein Schrei der Entrüstung wurde in aller Welt laut; die Behandlung der

Verurteilten, so sagte man, sei barbarisch. Das Turiner „Risorgimento“ brachte ausführliche Berichte von scheußlichen, unterirdischen Kerkern auf Nisita, Ventotiene und Tremiti, wo die Unglücklichen, Männer höchster Bildung, ehemalige Minister, Herzoge und Grafen, in feuchten Verließen mit gemeinen Verbrechern an eine und dieselbe Stelle geschmiedet wären. Die bekannten Briefe Gladstone's an Lord Aberdeen, welche diese Berichte bestätigten, brachten einen wahren Sturm hervor. Die neapolitanische Regierung rechtfertigte sich allerdings durch öffentliche Erklärungen; man schrieb hin und her; aber wenn sich auch die Uebertreibung jener Angaben herausgestellt hat, so war und ist das Loos der politisch Gefangenen doch schrecklich genug. Paarweise an eine sechs Fuß lange Kette geschmiedet, ertragen sie neben der leiblichen Folter in ungesunden Kerkermauern noch die unverhältnißmäßig größere moralische Pein. Einst wird von diesem oder jenem Opfer der neapolitanischen Revolution des Jahrs 1848 die Welt wol Kerkermemoiren erleben, welche denen Silvio Pellico's vom Spielberge an schauerlichen Scenen schwerlich nachstehen können.

Die politischen Processe nahmen unter diesen Verhältnissen kein Ende. Solche, die man überall in den Provinzen, vor allem in Calabrien einleitete, entzogen sich den Blicken der Welt, nur die in der Hauptstadt selbst machten von sich reden, wie der Proceß der Maiangeklagten, und ein anderer, welcher die sogenannte Setta carbonaria militare betraf. Zu den Verurteilten auf den Galeeren gesellten sich Tausende, die man unter polizeiliche Aufsicht stellte, oder ihren Familien in den

Provinzen entriß, um sie hundert Meilen weit auf eine Insel zu verbannen. Verdacht, oder unvorsichtige Rede, selbst das Tragen eines calabrischen Hutes und Cavalierbartes gab dazu Veranlassung. Man raffte im Jahre 1852 sogar Fremde in den Straßen Neapels auf und zwang sie ihren Bart à la Napoléon scheeren zu lassen.

In dem Jahre 1852 stieg ein neues Schreckbild vor der neapolitanischen Regierung auf: der Josefinismus und Muratismus. Nach dem vollendeten Staatsstreiche in Paris, endlich nach der Kaiserwahl, welche Neapel vor allen andern Mächten sich beeilte anzuerkennen, schöpfte man aus jeder Regung in diesem Sinne Argwohn und Furcht. Es ist wahr, die Lage der Regierung Neapels ist schrecklich; sie befindet sich in beständiger Aufregung vor Mazzinischen Landungen, vor Muratistischen Prätensionen, vor dem innern Aufstand in Calabrien und Sicilien, wo man bald hier bald dort, bald in Cosenza, bald in Messina, bald in Palermo und in Girgenti geheime Bündnisse und Aufstände wittert. An eine Versöhnung ist nicht zu denken. Zwar beschwichtigte die Regierung Messina im Februar 1852 durch das Privilegium eines Freihafens. Der König selbst bereiste Sicilien und gab das Versprechen, neue Straßen zu bauen; er erließ eine teilweise Amnestie in seinem Königreiche, wo mehr als 200 politisch Verurteilte begnadigt wurden; man hörte sogar das Gerücht, er wolle eine Constitution erteilen. Aber der Haß der Sicilianer ist unversöhnlich, und die radicalen Parteien im Königreiche sind unbezwungen. Der Zustand Neapels ist heute derselbe, oder ein noch schlimmerer, wie nach dem Jahre 1837.

Indem keinem Bedürfnisse Genüge geschehen, sondern die politische Leidenschaft durch den übermäßigen Gewaltdruck der Reaction aufgeregt worden ist, geht Neapel einer neuen und größern Revolution entgegen, welche nicht ausbleiben wird.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.







